
3 1761 07991562 5


150

Die
Weltgeschichte,
für
Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin

bey Heinrich Frölich. 1805.

Die
Weltgeschichte,
für
die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1805.

bey Heinrich Frölich.

Vorrede.

Es ist von diesem Bande an in Ansehung der Betonungszeichen hinter fremden Namen die Abänderung getroffen worden, daß nur die Quantität der vorletzten Sylbe angegeben ist. Den ganz Unkundigen mag folgendes hierüber gesagt seyn: Welcher Name das Zeichen (-) hinter sich hat, wird in der vorletzten Sylbe lang ausgesprochen, z. B. Pharsalus, Aristides, Epirus, Euripus ꝛc. so wie Juliane, Wilhelmine, Luise ꝛc.; bey den mit (˘) bezeichneten hingegen wird in die vorvorletzte stark angestoßen, z. B. Sokrates, Themistokles, Euripides, Oedipus, wie Adelbert, Angelika, Leopold ꝛc.

Tabellen, die einige gewünscht, sind darum weggeblieben, damit diejenigen Knaben, die nach den sorgfältigen chronologischen Angaben in dem Buche etwa selbst dergleichen ausarbeiten möchten, sich in dieser nützlichen Uebung nicht vorgegriffen sähen.

Berlin, den 2. Jul. 1805.

B.

Inhalt.

Seite.

Dritter Zeitraum. Cyrus — Alexander.

Seite.

Unrichtigkeiten im ersten Theile der neuen Ausgabe, welche der Leser zu verbessern ersucht wird.

S. 100, Z. 14. Um die Mitte des Jun. beginnt erst das Steigen des Nil. Der Uebertritt erfolgt in der ersten Hälfte des Aug. und währt bis in den Sept. Ganz zurück in sein Bett zieht er sich erst am Ende des Oct.

S. 102, Z. 12. Nicht das nämliche Handwerk. Nur in eine andere Kaste durfte er nicht übertreten.

S. 197, Z. 3, muß es heißen: (559 — 529 v. Chr.)

S. 202, Z. 8, lese man: Astyages suchte wegen des Agradatus (denn so wurde der Wiedergefundene genannt; den Namen Cyrus, welcher Sonne bedeuten soll, nahm er erst späterhin als Herrscher an.)

S. 207, Z. 22 ist dem Herodot zu unbedachtsam nachgeschrieben. Das Verfahren des Cyrus hat die vollkommenste Aehnlichkeit mit dem des Xerres, Thl. II, S. 101, nur daß Cyrus als ein wahres Herrschergenie den über den Fluß despotisch ausgesprochenen Fluch in einen Segen für das durch die (360) Kanale herrlich bewässerte Land verwandelte.

S. 208, Z. 6. Nicht an der linken, sondern vielmehr an der rechten, östlichen.

S. 211, Z. 4 von unten. Sehr mit Unrecht übergangen (wegen damaliger Entfernung von den Hülfsmitteln)

sind die außerordentlichen Denkmäler in Oberägypten, die wir durch Denon erst recht kennen gelernt haben, und die an Größe und Kunstwerth alle Sehenswürdigkeiten Mittelägyptens noch weit übertreffen.

S. 234, Z. 13—15 müssen ganz durchstrichen werden. Erst Kambyses eroberte ja Aegypten.

S. 435, Z. 19 lese man Priesteramt. Einen abgesonderten Stand, wie im Orient, haben in Rom die Priester nie gebildet; sie wurden auf den Comitien aus Patriciern und Plebejern gewählt, wie die Magistratspersonen.

Alte Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Vor Christus 537 bis 324.

Dritter Zeitraum,

von Cyrus bis Alexander,

vor Chr. 537 bis 324.

1.

Uebersicht.

Wir haben die Völker der alten Welt in dem denkwürdigen Zeitpuncte verlassen, da der gewaltige Cyrus an der Spitze seiner abgehärteten Perser die Herrschaft über ganz Vorderasien an sich gerissen hatte, Aegypten unter der Alleinherrschaft der Könige aus Psammetichs Geschlecht ein durch innere Ordnung und Ruhe, durch Gewerbe und Handel und alle Künste des Friedens beglücktes Land war, Griechenland sich in eine Menge einzelner Städte zerspalten hatte, deren Bürger kleine Republiken bildeten, nach

selbst gebilligten Gesetzen lebten, und wetteifernd mit den Phöniciern Handelsschiffe und Kolonien an die Küsten und auf die Inseln des mittelländischen und des schwarzen Meeres sandten; Italien endlich mit einer großen Mannigfaltigkeit zahlreicher Völkerstämme erfüllt war, unter denen die Bewohner der Stadt und des Gebiets von Rom unter der Anführung kriegerischer Könige schon damals den Charakter eines Erobervolkes deutlich verriethen.

Es versteht sich, daß diese wenigen Völker damals nicht die einzigen auf der Erde waren; sie sind nur diejenigen, von deren früherer Bildung uns sichere Nachrichten überliefert worden sind. Die Indier und Chineser haben eine starke Vermuthung für sich, vielleicht schon vor den Babyloniern und Aegyptern zu einer gewissen Kultur gelangt zu seyn, allein noch ist es den Geschichtforschern nicht gelungen, alle Nationalwerke derselben kennen zu lernen, oder auch zu erklären. Bis zu ihnen ist auch kein Grieche gedrungen, und über den Ganges und die Tibetanischen Gebirge hinaus verliert sich bey den Alten jede Spur von bestimmterer Kunde.

Diesseits hingegen finden wir schon im Anfange dieses Zeitraums eine Länderkenntniß, die uns in Erstaunen setzt. Der alte Herodot, ein Grieche aus der ionischen Stadt Halikarnassus, ist uns in dieser Hinsicht ein unschätzbarer

Mann. Er durchreisete mit den großen Handelskaravanen einen beträchtlichen Theil des persischen Reichs, Aegypten und Griechenland, zog allenthalben die sorgfältigsten Erkundigungen, nicht nur über die Beschaffenheit der Länder, sondern auch über ihre Geschichte ein, und brachte die Ergebnisse seiner Forschungen mit großem Fleiße zu Papier. Nach seiner Zurückkunft las er einiges davon am Feste der olympischen Spiele dem versammelten Griechenlande unter allgemeinem Beifall öffentlich vor. Das Interesse seiner Erzählungen entflammte damals in der Brust eines griechischen Jünglings, Namens Thucydides (f), ein glühendes Verlangen, einst eben so wie er durch ein würdiges Geschichtswerk die Bewunderung der Zeitgenossen und den Dank der Nachwelt zu verdienen. Er that es, und noch jetzt, nach 2200 Jahren, sind seine und seines Vorbilds Meisterwerke unsere Lehrer.

Die Natur selbst hat dafür gesorgt, daß auch die entlegensten Völker, sobald nur einige gesellschaftliche Bildung unter ihnen Wurzel geschlagen, und ihre Bedürfnisse vermehrt hatte, sich einander zu nähern gezwungen würden. Sie gab einigen derselben unfruchtbare Steppen und Gebirgsrücken zur Wohnung, flößte ihnen dadurch die Sehnsucht, auszuwandern, ein, und veranlaßte so jene ungeheuren Eroberungszüge, durch welche das Morgenland sich noch bis auf unsere

Zeiten so merkwürdig auszeichnet. Sie verlegte die geschätztesten Producte in die entferntesten Gegenden, und ließ es den gesegnetsten Völkern oft am Nothwendigsten fehlen, damit sie ihrer Nachbarn bedürfen sollten. Sie schuf für die unwirthbaren Wüsten Arabiens und Afrikas nicht nur ein eigenes Thier, das Kameel, das auf seinem gesattelten Rücken die größten Lasten tragen, und lange Zeit des Tranks entbehren konnte; sie pflanzte auch selbst in das heißeste Sandmeer einzelne Schattenpartien (Oasen genannt), mit frischen Quellen und Grasung hin, den erschöpften Wanderern zur Erquickung; ja sie gab den Bewohnern solcher Wüsten einen unruhigen Wandergeist, der sie geschickt machte, den ruhigern Handelsvölkern als Söldner zu dienen, und in jenen durch Thiere und Räuberschwärme unsichern Gegenden die fahrenden Kaufmannsgüter gewaffnet in ganzen Heerschaaren zu begleiten. Denn in der That Heeren ähnlich, muß man sich die großen Karavanen denken, die von Sardes aus durch Susa, Babylon, Baktra und andere berühmte Städte bis in die Gebiete der heutigen Kalmücken, Tataren und Tibetaner, und von Aegypten aus bis zu den Aethiopen und den heutigen Marokkanern zogen, um die Erzeugnisse ihrer Länder von ihnen einzutauschen.

Erst einem neuern deutschen Geschichtfor-

scher *) verdanken wir das vollständigere Gemälde dieses frühen Völkerverkehrs, das um so interessanter erscheint, je mehr man sich bisher die Völker des Alterthums immer nur mit dem Schwerdte in der Hand zu denken gewohnt war. Aus seinem Buche lernen wir die alte Welt von ihrer lachendsten Seite kennen. Wir sehen die Gestade des mittelländischen Meeres von allen Seiten mit langen Reihen blühender Handelsstädte bedeckt, die Küsten voll flatternder Wimpel, und selbst die Wüsten von Handelskaravanen durchstrichen. Wir sehen endlich die Religion auch diesem friedlichen Völkerverkehr die Hände bieten, indem wir fast mit allen Karavansereien, zu denen besonders die Oasen benutzt wurden, Tempel und Heiligthümer verbunden finden, die den Einkehrenden eine Bürgschaft höheren Schuzzes und völliger Sicherheit waren. So war z. B. das berühmte Orakel des Jupiter Ammon, auf einer palmenreichen Oase in der großen libyschen Wüste, Priestersiz und Karavanserey zugleich, und so ist auch noch heutiges Tages Mekka in Arabien beides, Andachts- und Jahrmarktsort.

Die stärksten Magnete für die kaufmännische Gewinnsucht waren schon damals, wie noch

*) Heeren, in seinen trefflichen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der alten Welt."

jetzt, die edlen Metalle. Die ungeheure Verschwendung derselben an den Geräthen und in den Pallästen der alten orientalischen Könige läßt schon auf einen weitläuftigen Völkerverkehr schließen, denn weder die persischen Hauptländer, noch Aegypten, noch weniger Griechenland brachten Gold oder Silber hervor. Die vornehmsten Goldländer waren vielmehr die äußersten, an Indien gränzenden, wilden Gebirgsländer und das innerste Afrika. Silber gaben die reichen Bergwerke von Tartessus (Südspanien), dem Peru der Phönizier; Zinn die kassiterischen Inseln (vermuthlich die heutigen sorlingischen an der Westküste von England); Bernstein, der dem Golde gleich geachtet ward, der ferne Fabelfluß Eridanus, der sich ins Nordmeer ergießen sollte; vielleicht die preußische Küste, denn was wäre den küstenkundigen Phöniciern zu weit gewesen? Phönicische Kolonisten von der Insel Tylos, im persischen Meerbusen, kamen bis nach Ceylon, ehemals Taprobane genannt, und holten von hier Perlen und Zimmt. Andere Gewürze Indiens, auch Edelsteine, erhielt man durch die indischen Karavanen zu Lande. Das südliche Arabien war das Vaterland des edlen Räucherwerks, dessen man bey den Opfern, in den Pallästen und zum Einbalsamiren so viel bedurfte. Die nördlichsten Länder gaben Pelzwerk und starke Sklaven. Baumwolle war ein gesuch-

ter Handelsartikel aus Aegypten und Indien. Nicht nur zur Bekleidung, sondern auch zur Bewickelung der Mumien nahm man baumwollene Zeuge. Wie früh man die Seide gekannt habe, ist nicht mehr auszumitteln. Der erste Schriftsteller, der eines Seidenhandels erwähnt, ist Aristoteles, 330 v. Chr. Dagegen hatte man wollene Zeuge von ungemeiner Feinheit, deren Werth durch kostbare Farben und Stickereien noch erhöht ward. Die reichsten Kornländer waren Kleinasien, Syrien, Sicilien, Nordafrika, und besonders Aegypten. Auch mit den ärmsten, nacktesten Mohren in Afrika trieb man Tauschhandel. Man führte ihnen Salz und Datteln zu, und empfing dafür von ihnen Goldsand oder schwarze Sklaven, die bey den vornehmen Asiaten als ein Luxus sehr geschätzt waren. Schon damals verkauften sich diese armseligen Menschen unter einander selbst für eine Spielerey.

Daß ein so mannigfaltiger Verkehr eine große häusliche Betriebsamkeit voraussetze, darf nicht erst gesagt werden. In der That zeichnen sich auch die gebildetern Völker des Alterthums durch seltenen Fleiß im Ackerbau, wie in Manufacturen und Künsten aus. Die phönicischen Färbereien und die babylonischen Teppiche sind berühmt. Fast die ganze arbeitende Klasse in Aegypten bestand aus Webern. Von den Wundern der alten Baukunst ist schon anderswo ge-

redet worden. Offenbar ist demnach, daß alle jene Länder heut zu Tage nicht ein Schatten mehr von dem sind, was sie im Alterthum gewesen, woran zum Theil die Umschiffung der Erde in neuern Zeiten Schuld ist, welche dem beschwerlichern Landhandel, der sonst die Hauptsache war, größtentheils ein Ende machte.

Soviel hiervon. Jetzt wollen wir den weitgereiseten Herodot im Einzelnen hören.

2.

Länderkunde damaliger Zeit.

(Um 460 v. Chr.)

Das ungeheure persische Reich mußte natürlich schon in Hinsicht seines Bodens aus den verschiedenartigsten Theilen bestehen. Fruchtbare Ebenen wechseln in jenen Ländern mit wüsten Steppen, rauhen Gebirgsketten und sandigen, wasserlosen Einöden ab. Eben so verschieden sind auch die Bewohner. Zwischen ackerbauenden, in Städten und Dörfern lebenden Völkern streifen unruhige Nomaden mit ihren Heerden hin, und nicht weit von den Sitzen des Luxus und der Künste schwärmen rohe Horden herum, die gar keiner Vermenschlichung fähig scheinen. In Klein-

asien zählte Herodot allein gegen dreißig ganz verschiedene Völkerschaften, von denen die an der Westküste eine Reihe der schönsten und reichsten Städte bewohnten, indeß andere in den kaukasischen Gebirgen sich noch den nackten Leib mit groben Farben bemalten. Unter Kleinasien lag das große, zum Theil sehr wüste Syrien, zu welchem oft auch Phönicien und Palästina gerechnet werden. Das Land zwischen dem Euphrat und Tigris hieß in spätern Zeiten Mesopotamien, der untere Theil davon machte das babylonische Reich aus, und ging nordwärts bis an eine Mauer, die man zur Abwehrung der oberhalb herumstreifenden Nomadenhorden von einem Flusse zum andern (ein Seitenstück zu der größeren chinesischen Mauer) gezogen hatte. Die Länder zwischen dem Tigris und Indus waren das fruchtbare Medien, an Größe dem heutigen Spanien gleich, das Vaterland des feinsten Obstes, mit seiner Hauptstadt Ekbatana (k.), südlich von demselben das kleinere reiche, gebirgige Persis, das Stammland des herrschenden Volkes, mit seiner Hauptstadt Susa, östlicher das wüste Aria, an welches wieder das mächtige und reiche Baktrien stieß, das durch den Fluß Oxus oder Gihon von Sogdiana, der nördlichsten aller persischen Provinzen, geschieden war. Diese letztere macht jetzt den nördlichen Theil der großen Bucharey aus; der Name ihrer Haupt-

stadt Marakanda hat sich noch in dem heutigen Samarkand erhalten. Außer diesen stehenden Reichen enthielt der große Umfang des persischen Gebiets noch eine Menge wilder Völker, die keine bleibende Stätte hatten, und unter denen die Fischesser an der Küste die allerelendesten waren. Von den Indiern spricht Herodot als von einer großen Menge sehr verschiedener, meistens aber sehr kriegerischer Völkerschaften. Einige, sagt er, sind Nomaden, andere wohnen an Flüssen, leben von rohen Fischen, und tragen Kleider von geflochtenem Schilfe. Andere essen rohes Fleisch, ja manche schlagen ihre Alten oder Krankgewordenen todt, und verzehren ihr Fleisch. Noch andere wohnen nicht in Häusern, säen nicht, tödten nichts Lebendiges, sondern essen Kräuter, und besonders den gekochten Samen einer großen Hirseart, der in einer Hülse liege. Man sieht, er meint den Reiß. Eben so unbekannt war ihm noch der Ursprung der Baumwolle, davon doch in Aegypten soviel verbraucht ward. Er erzählt nämlich als etwas Wunderbares, daß in Indien eine zarte Wolle auf Bäumen wachse, von der sich die Indianer Kleider machten. Ueber die Gewinnung des Goldes und der Gewürze hatte man ihm nichts als Fabeln aufgebunden, denn die Indier hatten, eben so wie die Phönicier mit dem Zinn und Bernstein, ein Interesse

daben, die Erzeugungsörter dieser Producte fremden Völkern zu verheimlichen.

Aethiopien nennt uns der Vater der Geschichte als das letzte der südwärts bewohnten Länder, reich an Gold, Elfenbein und Ebenholz, und die stärksten, schönsten und gesundesten Menschen erzeugend, deren Nahrung einzig in Milch und gekochtem Fleische bestehe. Die Wüsten Afrikas, so wie Arabiens, waren auch damals schon mit herumziehenden Nomaden bevölkert, die ihre ehemaligen Sitten noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

An der Nordküste des schwarzen Meeres hatten die Griechen aus Milet eine Niederlassung, Namens Olbia, errichtet, von wo aus scythische Karavanen nordöstlich bis in das Land der Agrippäer drangen, an deren Beschreibung man sogleich die Voreltern der heutigen Kalmükken erkennt. Der Weg dahin ging durch sieben verschieden redende Völkerschaften, daher man eben so viele Dollmetscher mitnehmen mußte. Der allgemeine Name der vielen dort oben in dem heutigen Südrußland bis in die Moldau und Wallachen hinein wohnenden Völkerschaften waren Scythen und Thracier. Sie waren Barbaren, und meist Hirtenvölker. Auf seine Erkundigung, wie es noch weiter nordwärts beschaffen sey, erfuhr Herodot, es seyen jenseit des Isters (Donau) so viele Bienen, daß man nicht

weiter kommen könne. „Dies scheint mir aber gar nicht glaublich, setzt er hinzu; denn die Biene ist kein Thier, das viel Kälte vertragen kann. Ich glaube vielmehr, daß es von der großen Kälte kommt, daß die Gegenden unter dem Nordpol nicht bewohnt sind.“ Wie würde der alte Mann sich wundern, wenn er jetzt auf einer Landkarte sehen könnte, welch ein Raum noch zwischen der Donau und dem Nordpol übrig ist, und wieviel blühende Länder nebst wie manchem Bienenkorb dieser Raum in sich faßt, dessen Bewohner über das Klima doch eben so sehr nicht klagen, obwohl sie freilich den griechischen Himmel lieber hätten.

Unter den scythischen Völkern waren noch Menschenfresser. Nur die südlichsten hatten Ackerbau, alle übrigen lebten von ihren Heerden. Sklaverey, Menschenraub und Verkauf der eigenen Weiber und Kinder waren herrschende Sitten. Das Melken der Stuten und Kühe war das Geschäft der Sklaven, die man blendete, damit sie nicht entlaufen, noch sich rächen könnten. Gleich schaudererregend sind die Religionsgebräuche dieser Völker. Starb der König, so ward er einbalsamirt und mit Wachs überzogen, und sechs seiner Diener und sein Lieblingsweib und Pferd, nebst allem seinem Hausrath wurde mit ihm begraben, damit er in der andern Welt gleich seine volle Bequemlichkeit fände. Ja, nachdem dies

alles eingescharrt war, wurden noch 50 Scythen und eben so viel Pferde auf seinem Grabe getödtet und ausgestopft, und aus ihnen vermittelst durchgespießter Stangen ein Kreis von Reitern, lauter Kadavern, rings um das Grab gezogen; ein scheußliches Monument. Der Begräbnißplatz selbst war jenseits des äußersten scythischen Völkerstamms, am Ufer des Borysthenes, heutigen Dnieprs.

Der Leichnam eines gemeinen Scythen ward auf einem Wagen 40 Tage lang zu seinen Freunden herumgefahren; jeder setzte ihm und seinen lebendigen Begleitern eine Mahlzeit vor, und nun erst ward er begraben.

Die Ceremonie bey Bündnissen war diese: Sie gossen Wein in einen irdenen Trinknapf, ritzten sich die Haut auf, und ließen etwas von ihrem Blute darunter tröpfeln. In diesen Blutwein tauchte jeder der Verbündeten seine Waffen, und zuletzt tranken sie unter schrecklichen Schwüren den Rest aus.

Ward ein König krank, so holte man drey Wahrsager herbey, die aus Weidenstöcken, Lindenbast und andern Dingen die Ursach der Krankheit erforschten. Gewöhnlich brachten sie heraus, es habe ein Scythe, den sie mit Namen nannten, bey dem Schutzgotte des Königs falsch geschworen. Der Beschuldigte ward geholt, er betheuerte seine Unschuld, und verklagte die

Wahrsager. Andere Wahrsager mußten nun untersuchen, ob die drey ersten Recht oder Unrecht hätten. Fanden auch diese den Angeklagten schuldig, so ward ihm sogleich der Kopf abgeschnitten; sprachen sie ihn frey, so wurden die drey ersten Wahrsager grausam hingerichtet. Man band ihnen nämlich Hände und Füße zusammen, verstopfte ihnen den Mund, und legte sie auf einen mit Reisholz beladenen Wagen. Diesen zündete man an, machte die davor gespannten Ochsen wild, und ließ sie laufen. Oft verbrannten die Ochsen mit den Wahrsagern; gewöhnlich rissen sie sich los mit halb gebratenen Hüften, nachdem die Riemen an der Deichsel verbrannt waren.

In ihren Kriegsgebräuchen kamen die Scythen fast mit den neuern Nordamerikanern überein. Wenn ein Scythe den ersten Feind erlegte, so trank er von dessen Blute, und von allen, die er im Gefechte niedermachte, überreichte er die Schädel dem Könige; die mit den Haaren abgezogene Haut derselben aber behielt er für sich, und putzte sein Pferd damit aus. Wer die meisten Feinde erschlagen hatte, trank bey Gelagen aus zwey Bechern; wer noch keinen, bekam gar keinen Wein.

Die Thracier, die den nördlichen Theil der heutigen europäischen Türkey bewohnten, standen ihren östlichen Nachbarn, den Scythen, an Wild-

heit

heit nicht nach. Sie tättowirten sich, lebten in der Vielweiberey, kannten die Keuschheit nicht, trieben Menschenhandel, und vertauschten den ihnen über alles werthen Müßiggang nur gegen Krieg, Raub und Jagd. Auch sie schlachteten am Grabe eines Verstorbenen dessen Lieblingsweib, und begruben es mit ihm; eine Grausamkeit, die die zu schlachtenden selbst für eine Ehre hielten, und um die sie von den übrigen, zurückbleibenden Weibern des Begrabenen sehr beneidet wurden. Einige dieser thracischen Völkerstämme hatten die Gewohnheit, bey der Geburt eines Kindes zu klagen, und dagegen bey der Bestattung eines Todten zu jauchzen, über die nun glücklich überstandenen Lebensmühen. Uebrigens nennt Herodot die Thracier das größte Volk auf dem Erdboden, nächst den Indiern, und unüberwindlich, wenn sie alle unter einer Herrschaft ständen.

Bey den Agrippäern, im heutigen Kalmükkenlande, hörte er die Sage, man komme ganz nach Norden zu zuletzt in Gegenden, wo die Menschen sechs Monate im Jahre schliefen. Wie merkwürdig ist es doch, daß man schon in noch so rohen Zeiten eine dunkle Nachricht von den Bewohnern der Polarländer hatte, deren Nacht bekanntlich allerdings so lange währt.

Von Europa, sagt er, habe niemand eigentlich erfahren, ob es auf der Morgen- und Mit-

ternachtsseite vom Meer umflossen werde, doch wisse man, daß es in der Länge den beiden andern Welttheilen gleich sey. Der Fluß Ister, unsre Donau, durchlaufe ganz Europa, und entspringe in dem Lande der Celten, welche nach den Kyneten das äußerste europäische Volk gegen Abend seyen.

Eben so wenig sind ihm die Ost- und Nordgränzen Asiens bekannt. Von Afrika dagegen erzählt er eine merkwürdige Geschichte. „Daß Libyen (Afrika), sagt er, allenthalben, ausgenommen da, wo es mit Asien zusammenhängt, vom Meer umflossen sey, hat Neko, König von Aegypten (der nachher von Nebukadnezar besiegt ward) zuerst erforscht. Er schickte phönicische Schiffer aus dem rothen Meere in das südliche, und befahl ihnen, so lange an der Küste fortzusteuern, bis sie durch die Säulen des Herkules (die Felsen von Gibraltar und Kalpe) wieder in das mittelländische Meer gelangten. Sie thaten es, und kehrten im dritten Jahre glücklich von Westen her nach Aegypten zurück. Jeden Herbst waren sie, wo sie auch immer in Libyen gewesen, ausgestiegen, hatten den Boden besäet, die Erndte erwartet, und waren dann wieder weiter gesteuert. Auch erzählten sie etwas, das nicht ich, sondern ein anderer glauben mag, daß sie nämlich auf ihrer Fahrt um Libyen herum die Sonne auf der rechten Seite gehabt.“ Wie in-

teressant ist nicht dieser letztere Zusatz, durch den der ehrliche Alte gleichsam wider seinen Willen, weil er keine Fabel nacherzählen mag, die Wahrheit der Geschichte unwidersprechlich verbürgt. Denn ganz natürlich, wenn gleich ihm unbegreiflich, mußten ja die Seefahrer, sobald sie den Aequator passirt hatten, die Sonnenbahn im Norden haben.

Soviel hiervon im Allgemeinen. Einzelnes wird bey den einzelnen Ländern vorkommen.

3.

Die Aegypter.

(530 v. Chr.)

Wir haben dies Volk, das in den beiden ersten Zeiträumen der Weltgeschichte so viele Revolutionen ausstehen müssen, unter der Alleinherrschaft der Nachfolger des Psammetich verlassen, von denen einige sogar Eroberungen in Syrien und Phönicien versucht haben, aber von den übermächtigen asiatischen Despoten bald wieder in ihre Schranken zurückgewiesen worden sind. Die Namen jener Nachfolger binnen einer Zeit von 130 Jahren sind: Neko (seit 616), Psammis (600), Apries (594), Amasis

(569) und Psammenit (525). Sie hatten Sais in Niederägypten zu ihrer Residenz gemacht, um den einbrechenden Asiaten näher zu seyn; dessen ungeachtet aber blieben doch Memphis und Theben noch immer die vorzüglicheren Städte.

Herodot nennt die Aegypter ein schwarzes Negervolk mit wolligtem Haar; es ist aber wohl gewiß, daß er darunter nur die untern Kasten meint. Denn sowohl die Basreliefs auf den alten Tempelruinen in Theben, als auch die gemalten Bildnisse in den dort von den Franzosen aufgefundenen Begräbnißkammern, deren Farben sich noch so frisch erhalten haben, als wären sie erst gestern aufgetragen, zeigen zum wenigstens alle vornehmere Personen mit einem fast griechischen Profil und hellbraun von Farbe, etwa den Indiern ähnlich. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Priester- und die Kriegerkaste *) ganz fremde Stämme gewesen sind, die sich bey ihrer Einwanderung in frühen Zeiten (vielleicht

*) Ein indisches Wort, welches Stamm, Abtheilung, bedeutet. So findet man noch jetzt in Hindostan verschiedene, streng abgesonderte Kasten. In Aegypten gab es deren 7, die der Priester, der Krieger, der Gewerbetreiber, der Schiffer, zwey Hirten- und späterhin eine Dollmetscherkaste. Weder eheliche Vermischung dieser Kasten, noch Austritt aus einer derselben in eine andere war nach den Gesetzen erlaubt.

aus Indien) der Ländereien bemächtigt, und das Volk der Eingebornen durch Gewalt, Einsicht und religiöse Institute zu einer fortdauernden Abhängigkeit gezwungen haben. In jeder Stadt ward eine besondere Gottheit durch ganz besondere Gebräuche verehrt. Der König war aus keiner von beiden Kasten, sondern aus einem für sich bestehenden Herrscherstamm; da er aber weder der Täuschungen der einen, noch der Hülfe der andern entbehren konnte, so war doch seine Macht durch sie beschränkt, bis endlich Psammetich darauf verfiel, griechische Miethstruppen in seinen Dienst zu nehmen, wodurch er die Krigerkaste so mißvergnügt machte, daß sie großentheils nach Aethiopien auswanderte.

Richter und Aerzte waren aus der Priesterkaste. Alles, was wir von ägyptischer Gesetzgebung wissen, ist vortrefflich. Jeder Arzt studirte nur einerley Krankheit. Klystiren, Vomiren nud Purgiren gehörte mit zu der festgesetzten Diät der Aegypter, und geschah daher von jedem regelmäßig alle Monate drey Tage hinter einander.

Priesterinnen gab es in Aegypten nicht. Nur Priester opferten, auch den Göttinnen. Ihr Dienst war beschwerlich, denn er legte ihnen eine zahllose Menge lästiger Ceremonien auf. Nur durch einen so künstlichen Gehorsam gegen die Götter, die sie lehrten, konnten sie dem Volke

Achtung für dieselben und für sich selbst verschaffen. Wir wollen hier nur der vielen Reinigungen erwähnen. Alle drey Tage mußten sie sich das Haupt und den ganzen Leib rasiren, Tages zweimal und eben so oft des Nachts sich waschen, und stets in schneeweißen Gewändern einhergehen. Bohnen durften sie nicht einmal ansehen, viel weniger essen. Die Opfer und Orakel, so wie die Fütterung der heiligen Thiere gaben ihnen unaufhörliche Beschäftigung. Es ist schon anderswo von diesem Thierdienste geredet worden; hier wollen wir noch außer den Krokodillen und Ichneumen der Katzen und Schlangen gedenken, die den Aegyptern gleichfalls heilig waren; vor allen Dingen aber des Ibis, eines Vogels aus dem Geschlecht der Störche, der das Land vom Ungeziefer reinigte, und deshalb billig unter die Wohlthäter der Einwohner zu zählen war. Wer auch nur zufällig eins dieser Geschöpfe tödtete, mußte sterben. Auch auf eine absichtlich erschlagene Katze stand der Tod. Starb eine von selbst in einem Hause, so trauerte jedermann in demselben, und schor sich die Augenbrauuen ab; starb ein Hund, so mußte sich die ganze Familie Kopf und Leib barbiren, und den Leichnam in der Stadt in einem geweiheten Sarge begraben. Todte Katzen wurden gar eingesalzen, und in ein eigenes Erbbegräbniß in der Stadt Bubastis beigesetzt. Eben so

mußten auch sämmtliche im Lande gestorbene Ibisvögel und Spitzmäuse (gleichfalls heilige Thiere) nach der Stadt Butis geschafft, und dort unter besondern Ceremonien beerdigt werden. Gefallene Ochsen wurden bis an die Hörner in die Erde vergraben, und zu gewissen Zeiten durchzogen bestimmte Männer bloß deshalb das ganze Land, um diese gehörnten Gräber aufzusuchen, und die ausgegrabenen Knochen in Kähnen auf dem Nil nach der Insel Prosopitis (·) zu führen, wo sie auf einem eigen dazu geweihten Platze feierlich begraben wurden. Leichname von Krokodilen oder Schlangen, die man zufällig fand, wurden eingesalzen und in großen Särgen begraben. Mancher lacht vielleicht über diese Dinge, allein der ernstere Denker bewundert auch hier die Hand der Vorsehung, die den rohen Menschen durch dunkle mystische Kombinationen zuerst an die gehorsame Beobachtung sinnlicher Formen gewöhnen wollte, um ihn von diesen allmälig zu abgezogenern Gesetzen zu führen, und einen Einfluß weiserer Lehrer auf die rohen Gemüther möglich zu machen.

Die geringste Ehre wiederfuhr den Schweinen. Man opferte sie zwar dem Gotte Osiris, aber zum Essen hielt man sie für unrein. Selbst die Schweinehirten wurden durch den Umgang mit diesen Thieren unehrlich; sie durften in keinen Tempel kommen und keines Aegypters Toch-

ter zur Ehe begehren, der nicht selbst ein Schwein-Hirt war. Von den Aegyptern war diese Idee durch Moses auch auf die Israeliten übergetragen worden.

Kühe wurden als das Bild der Göttin Isis und als Sinnbild der Fruchtbarkeit göttlich verehrt, und auch dies deutet auf eine Verwandtschaft der höhern Kasten mit den Hinduern. Den Göttern ward gewöhnlich ein weißer Stier geopfert, der aber nach gewissen nothwendigen Zeichen sehr eigensinnig ausgewählt wurde. Zuerst schlug man ihm den Kopf ab, auf den der Priester nun den Fluch aller Sünden des ganzen Hauses wälzte, worauf man ihn entweder auf dem Markte an Fremdlinge verkaufte, denen man alle das Böse von Herzen gönnte, oder, wenn sich kein unheiliger Käufer dazu meldete, in den Fluß warf. Der bein- und schweiflose Rumpf aber ward, angefüllt mit Brodt, Honig, Weintrauben und Rauchwerk, auf dem Altar den Göttern zu Ehren gebraten, und zum Beschluß gemeinschaftlich verzehrt.

Jede Stadt feierte jährlich das Fest ihrer Gottheit mit lärmender Fröhlichkeit, und empfing dabey gewöhnlich Besuche von den Nachbarn, wie noch jetzt in den Jahrmärkten unserer Landstädte zu geschehen pflegt. So schifften z. B. zahllose Haufen am Feste einer gewissen Göttin nach der Stadt Bubastis, um dort zu

opfern. Der Nil und alle Kanäle waren mit Kähnen bedeckt, auf welchen Männer, Weiber und Kinder mit Pfeifen, Singen, Klatschen und Klappern einander betäubten. Man sah bey dieser Gelegenheit oft gegen 700,000 Menschen beisammen. Einer andern Göttin zu Ehren reisete man nach Sais, und stellte um die Häuser und Tempel zahllose Lampen auf, welches an dem Tage im ganzen Lande geschah, auch von denen, die nicht nach Sais reiseten. Am Feste der Isis kam man in der Stadt Busiris zusammen. „An diesem Feste, sagt Herodot, schlagen sich alle Männer und Weiber, die hier zu vielen Hunderttausenden beisammen sind; womit sie sich aber schlagen, ist mir nicht erlaubt zu sagen. Die Karier aber, welche in Aegypten wohnen, thun in dieser Sache noch mehr als die andern, indem sie sich die Stirne mit Messern zerfetzen, und daran sieht man, daß sie Fremde und nicht Aegypter sind."

Bey Gastmählern herrschte die Sitte, daß ein Mann ein kleines hölzernes Todtenbild in einem Sarge herumtrug, und jedem Gaste dabey zurief: „Iß und trink und freue dich; nach dem Tode wirst du wie dieser seyn." — Wie damit die vorgeblich ägyptischen Ideen von Fortdauer zu vereinigen seyen, ist schwer zu sagen. Daß die Priester über den Leichnam jedes Königs ein Todtengericht hielten, ist bekannt.

Mit den Lacedämoniern hatten die Aegypter das gemein, daß junge Leute sich überall gegen das Alter ehrerbietig betrugen, kommenden Greisen auswichen, und vor sitzenden aufstanden. Sich auf der Straße anzureden, war eben nicht gebräuchlich; man verneigte sich bloß, und ließ die Hand ans Knie sinken.

In Aegypten, sagt Herodot, treiben die Weiber Handel, und die Männer sitzen zu Hause und weben. Der Teig wird mit den Füßen, der Lehm mit den Händen geknetet. Beim Schreiben setzen sie die Buchstaben von der Rechten zur Linken (wie die Juden). Das Rechnen verrichten sie mit Steinen. Jeder Mann besitzt zwey Kleider, die Weiber nur eins (??). Die Gemeinen wohnen mit ihrem Vieh zusammen. Die Trauer besteht darin, daß die Weiber aus dem Leichenhause aufgeschürzt und mit entblößtem Busen, aber mit kothbesudeltem Gesicht und Kopf, laut schreiend durch alle Straßen laufen, wobey jeder, der den Verstorbenen gekannt hat, mitheult. Auch die Männer erheben mit aufgeschürztem Gewande ihre Klage. Dann kehren sie nach Hause zurück, den Todten zu balsamiren. Ein Ertrunkener wird von den Priestern des Nils in den heiligen Behältnissen beigesetzt.

4.

Rückkehr der Juden aus ihrem Exil.

(536 v. Chr.)

Es ist schon gesagt worden, daß Cyrus, seitdem er Beherrscher des babylonischen Reichs geworden, den von den vorigen Beherrschern hierher verpflanzten Juden die Erlaubniß ertheilt habe, wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Es ist schwer zu sagen, ob dies eine Gunst von ihm gewesen, oder ob er sie aus Babylonien habe wegschaffen wollen. Soviel ist ausgemacht, daß es den Reichern gar nicht einmal gelegen war, wieder abzuziehen, daher auch der erste Schwarm, welcher zurückwanderte, etwa 40,000 stark, nur aus den Aermern und Geringeren bestand, bis nach und nach auch in den andern der Wunsch, eine selbstständige Nation, wie ehemals, zu bilden, die Oberhand gewann.

Die 40,000 Juden, angeführt von ihrem Hohenpriester Jeschua und einem tapfern Feldherrn Zerubabel, und begleitet von den beredten Propheten Haggai und Sacharja suchten nun die Trümmer ihrer ehemaligen Hauptstadt Jerusalem wieder auf, und stellten die Wohnungen ihrer Großväter wieder her. Der Unterschied zwischen Juden und Israeliten war nun aufgehoben, dagegen fand man in dem Lan-

te ein eigenes Völkchen, Samariter genannt, die aus einer Vermischung der wenigen zurückgebliebenen Israeliten mit einem assyrischen Volke, das unterdessen dahin versetzt worden, entstanden waren. Unter diesen Leuten hatte sich etwas von Jehovens Religion erhalten, aber vermischt mit heidnischen Gebräuchen. Auch wollten sie sich als Brüder an die neu ankommenden anschließen, wurden aber von ihnen als Unsaubere und Lehrverfälscher verabscheut. Dadurch gekränkt, verschwärzten sie die Juden bey dem Cyrus, als diese zu einem neuen Tempelbau Anstalt machten. „Man müsse ein wachsames Auge auf sie haben, hieß es; schon baueten sie sich Mauern, Festungen und Tempel, um bey Gelegenheit dem Oberherrn trotzen zu können." Dies wirkte richtig ein Verbot. Aber Cyrus starb, und die Juden fingen heimlich wieder zu bauen an. Eine neue Klage, ein neues Verbot. Der Bau mußte abermals liegen bleiben. So auch beim dritten Könige. Endlich setzten es die Juden dennoch durch, und der Tempel ward 515 v. Chr. glücklich vollendet. Man kann wohl denken, daß kein Samariter einen Fuß hinein setzen durfte. Hundert Jahre später (410) erbauete sich dies durch seinen Nationalhaß gegen die Juden so berühmte Volk einen eigenen Tempel auf dem Berge Garizim, in welchem es Jehoven nach der mosaischen Vorschrift verehrte.

Anfänglich setzte Cyrus einen persischen Statthalter in Jerusalem ein, der das Volk in Ordnung halten und beobachten mußte. In der Folge aber blieb der Statthalter weg, und sein Amt fiel dem jedesmaligen Hohenpriester zu. Gegen d. J. 478 v. Chr. trat ein neuer Reformator, ein zweiter Moses, unter diesem Volke auf. Er hieß Esra, und war aus priesterlichem Geschlecht. Er brachte die heiligen Bücher der Juden in einen bestimmten Kanon, stellte die regelmäßigen gottesdienstlichen Uebungen wieder her, und setzte ein Landesgericht ein, Sanhedrin genannt, bestehend aus den erfahrensten Familienhäuptern. Ein ähnlicher Staatsverbesserer, Nehemia, (-) umzog Jerusalem selbst mit Mauern, (445 v. Chr.) ließ im Tempel das Gesetzbuch Mosis vorlesen und auslegen, und errichtete Schulen oder Synagogen, in denen Schriftgelehrte gebildet werden sollten. Dies war um so nöthiger, da sich die Sprache seit mehreren Jahrhunderten durch mancherley Vermischungen so verändert hatte, daß die Bücher eines Moses und David einem gemeinen Juden nicht mehr verständlich waren.

So erhielt ein Volk, das schon der Vernichtung gewidmet war, seine Existenz wieder, und lebte, wiewohl den Persern zinsbar, doch nach seiner alten theokratischen Verfassung ziemlich glücklich fort. Das persische Scepter war sehr

gelinde, die Abgabe mäßig, und das Land selbst so ergiebig, daß es als die Kornkammer von Phönicien betrachtet ward. Wegen seiner Kleinheit aber verschwindet es fast in diesem Zeitraum der Weltgeschichte.

5.

Kambyses.

(529 — 522.)

Cyrus, welcher im J. 529 v. Chr. nach einer beinahe dreißigjährigen Regierung gestorben war, hatte sein Reich unter seine beiden Söhne Kambyses und Smerdis getheilt, doch so, daß der jüngere, der Baktrien und die angränzenden östlichen Provinzen bekommen, von dem ältern abhängig seyn sollte.

Kambyses verband mit dem eroberungssüchtigen Geist seines Vaters einen Hang zur Wildheit und Grausamkeit, der freilich wohl in Herrschern von solcher Unbeschränktheit sehr leicht und natürlich entstehen mag. Er wollte zu den Eroberungen seines Vaters noch das reiche und blühende Aegypten hinzufügen, von dessen König Amasis (-) er sich persönlich beleidigt glaubte. Ein Verräther aus dem griechischen Heere im

Solde der Aegypter, Namens Phanes, floh zu ihm über, und zeigte ihm einen bequemen Weg aus Asien nach Aegypten durch die arabische Wüste. Bey Pelusium fand man das ägyptisch griechische Heer unter der Anführung des Königs Psammenit gelagert, dessen Vater Amasis kurz vorher gestorben war.

Die Griechen im ägyptischen Heere eröffneten die Reihe der schaudererregenden Grausamkeiten, die diesen Krieg bezeichnen, damit, daß sie die zurückgelassenen Kinder des Verräthers Phanes Angesichts beider Heere schlachteten, und ihr Blut, mit Wein vermischt, aus einem großen Kessel einander lautschreiend und wild auflachend zutranken. Darauf begann die Schlacht; die Perser siegten, und die flüchtigen Aegypter schlossen sich in Memphis ein. Die benachbarten Völker, geschreckt durch dies Unglück, unterwarfen sich dem Kambyses freiwillig und brachten Geschenke. Das Schlachtfeld bey Pelusium war noch siebzig Jahre nach dieser Begebenheit, da Herodot es sah, mit den Schädeln der damals Erschlagenen bedeckt, und man konnte sehr deutlich die Perserschädel von den ägyptischen unterscheiden. Jene waren mürbe und zerbrechlich, diese steinhart, eine Folge der warmen Kopfbedeckung des einen und der Unbedecktheit des andern Volks.

Die in Memphis eingeschlossenen Aegypter

entflammte Rache und Nationalhaß zugleich. Als der Sieger ein Schiff mit einem persischen Herolde den Nil hinauf sandte, um die Stadt auffordern zu lassen, hieben sie das Schiff mitsamt der Mannschaft in Stücken. Der gereizte Kambyses schwur nun, für jeden der Ermordeten zehn der vornehmsten Aegypter hinrichten zu lassen. Er rückte vor, eroberte die Stadt, bekam den König nebst seiner Familie selbst gefangen, und machte nun Anstalten, seine fürchterliche Drohung zu erfüllen. Trostlos saß der unglückliche Psammenit, der sich nur sechs Monate des Thrones erfreut hatte, in einem Hause in der Vorstadt, von persischen Kriegern bewacht und beobachtet. Da sah er seine geliebte Tochter nebst noch andern vornehmen Jungfrauen in Sklaventracht mit Wassergefäßen aus dem feindlichen Lager kommen, und schluchzend den nie gewohnten Mägdedienst verrichten. Die übrigen Väter jammerten laut bey dem Anblick, aber in des Königs Augen kam keine Thräne.

Und ferner wurde sein einziger Sohn an der Spitze von zweitausend ägyptischen Knaben, mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde, vorübergeführt, den Tod zu leiden, zur Rache für die ermordeten Gesandten. Andere Väter weinten, aber Psammenit blieb noch immer thränenlos. Doch als bald darauf sein Blick einen alten Freund und Tischgenossen traf, der

lange

lange im Wohlstande gelebt hatte, nun aber, ein Greis, seiner Habe beraubt, bey dem Kriegsvolke bettelnd herumging, da fing er bitterlich zu weinen an, schlug sich das Haupt, und rief seinen Freund beim Namen.

Kambyses, der den Psammenit mit Fleiß hatte beobachten lassen, wunderte sich über diese Erscheinung, und ließ ihn um die Ursach fragen. „O Sohn des Cyrus, antwortete der König, für das Unglück des Freundes haben meine Augen noch eine Sprache, aber mein eigener Schmerz ist für Thränen zu groß." Kambyses blieb nicht ungerührt bey dieser Antwort; er behandelte den Gefangenen gütig, und befahl, dessen Sohn am Leben zu lassen. Aber die Boten kamen zu spät; der königliche Knabe war unter den Verurtheilten zuerst hingerichtet worden.

Wahrscheinlich würde Psammenit keine weitere Kränkung erfahren haben, und in seiner Würde geblieben seyn, wenn er nicht thörichter Weise noch einen Versuch gemacht hätte, die Aegypter abermals aufzuwiegeln. Seine Anschläge wurden entdeckt, und so starb er an getrunkenem Ochsenblute (525 v. Chr.); eine in alten Zeiten nicht ungewöhnliche Todesart.

6.

Kambyses Zug nach Aethiopien.

(524. v. Chr.)

Von Memphis ging das Heer nach Sais, wo des Königs Amasis balsamirter Leichnam aufbewahrt ward. Kambyses war kindisch genug, sich an der Beschimpfung des todten Feindes zu letzen, den er lebend nicht hatte in seine Gewalt bekommen können. Von hier faßte er den Entschluß, auch das ferne Aethiopien, von dessen Reichthum die Karavanenlegenden Wunderdinge erzählten, noch mit seinem ungeheuren Perserreiche zu vereinigen. Zuerst sandte er Kundschafter mit Geschenken voran, die sich stellen mußten, als hätten sie den Auftrag, die Aethiopen zu einem Freundschaftsbündnisse mit den Persern einzuladen. Aber der Beherrscher merkte ihre List, und beschämte sie mit diesen Worten: „Geht; euer König ist kein gerechter Mann; denn wäre er das, so suchte er kein anderes Land als das seinige, und zwänge nicht Menschen, die ihn nicht beleidigt haben, zu seiner Dienstbarkeit. Bringt ihm diesen Bogen, und den Rath dazu, nicht eher sich den Aethiopen zu nähern, als bis die Perser Bogen von dieser Härte so leicht als wir spannen könnten, und sagt ihm, er möge den Göttern danken, die es den Aethiopen noch

nicht hätten in den Sinn kommen lassen, sich fremden Eigenthumes bemächtigen zu wollen."

Kambyses, rasend über diese Antwort, gab sogleich Befehl zum Aufbruch, ungeachtet in der That kein Perser den Bogen zu spannen vermochte. Von Theben aus sonderte er etwa 50,000 Mann ab, und schickte sie zu den Ammoniern in die Wüste mit dem Befehle, dies Volk zu Sklaven zu machen, und den Orakeltempel des Jupiter in Brand zu stecken. Aber diese Unglücklichen fanden in den ungeheuren Sandwüsten Libyens ihr Grab, entweder ein Raub der giftigen Winde oder der erbitterten Feinde, denn sein Heiligthum zu vertheidigen hat selbst der Sklave Riesenkraft. Nicht besser ging es dem Hauptheer, mit dem Kambyses selbst auf Aethiopien losging. Schon auf der fünften Tagereise war aller mitgenommene Proviant verzehrt, und selbst das Zugvieh schon geschlachtet; die fürchterliche Wüste zeigte keinen Baum, keinen Grashalm, und der Hunger zwang die Armee, wie verzweifelte Schiffer immer zehntweise um den zu loosen, der von den neun andern geschlachtet werden sollte. Da endlich ließ Kambyses umkehren, und führte das Heer nach Memphis zurück.

7.

Kambyses letzte Thaten.

Hier fand er das Volk in einer Freude, die schlecht zu seiner gegenwärtigen Laune stimmte. Ein Wunder war geschehen, der Apis, ein Zeichen göttlicher Hülfe, war den Aegyptern nach langem Harren geboren worden. Dies war ein ganz schwarzes Kalb, das auf der Stirn einen viereckten weißen Fleck, auf dem Rücken das Bild eines Adlers, am Schwanze zweierley Haar, und auf der Zunge einen schwarzen Punct haben mußte. Die Priester waren geschäftig zu opfern und zu beten, und das Volk folgte den Processionen des Apis mit Jubelgeschrey durch die Stadt. Aber dem fröhlichen Feste gab Kambyses ein schreckliches Ende. Die List der Priester wohl durchschauend, ließ er den Apis vor sich bringen, stieß ihm mit höhnischem Lachen den Dolch in den Leib, und befahl, die Priester zu geißeln, unter die Einwohner aber mit bloßem Schwerdte einzuhauen. Um jene das Volk beherrschende Kaste ganz um ihr Ansehen zu bringen, ließ er sich absichtlich in die verehrtesten Heiligthümer führen, und verhöhnte daselbst die Grundsäulen des ägyptischen Kultus mit dem bittersten Spotte. Die natürliche Wildheit seines Gemüths ward allmälig durch starkes Wein-

trinken noch erhöht, und die Freiheit, alles ohne Scheu thun zu dürfen, verhärtete sein Gefühl bis auf einen uns beschränktern Menschen glücklicher Weise unbegreiflichen Grad. So ließ er auf einen bloßen Verdacht seinen Bruder Smerdis durch heimlich abgesandte Meuchelmörder umbringen. Als ihn die Laune ankam, zwey seiner Schwestern in seinen Harem aufzunehmen, fragte er seine Magier, ob dies erlaubt sey. Klüglich antworteten sie: „Wir haben kein Gesetz, das die Ehe unter Geschwistern verstattet, aber wir haben eins, welches dem König erlaubt zu thun was er will.“ Einige Zeit nachher tödtete er im Zorn eine derselben, als sie nicht fern von ihrer Entbindung war, durch einen heftigen Fußtritt.

Zuweilen gelang es dem alten Krösus, der ihn, wie seinen Vater, als Freund auf seinen Zügen begleitete, ihn von einer Unthat abzuhalten, oder ihm ein warnendes Wort zu sagen. Einst fragte Kambyses seine Höflinge, ob sie ihn oder seinen Vater Cyrus für größer hielten. Fein erwiederte Krösus hierauf: „Noch bist du, o König, meines Bedünkens, dem Vater nicht gleich, denn du hast noch keinen solchen Sohn, als er in dir hinterlassen hat.“

Ein andermal, als Kambyses in einer Anwandlung von Tyrannenlaune zwölf vornehme Perser, die nichts verbrochen hatten, lebendig,

mit dem Kopfe unten, in die Erde vergraben lassen, stellte ihm Krösus nicht bloß das Unmenschliche, sondern auch das Unweise eines solchen Verfahrens vor, rettete sich aber vor dem Pfeil des erzürnten Königs nur durch schnelles Entspringen. Da gab Kambyses den Bedienten Befehl, ihn zu tödten; sie aber, die seine Laune kannten, zögerten heimlich, und als er am folgenden Tage wieder ein Verlangen nach des alten Mannes Gesellschaft äußerte, brachten sie denselben wieder ans Licht. Dies freute zwar den Tyrannen sehr, aber dennoch ließ er die Bedienten als Ungehorsame hinrichten.

„Sage mir doch, fragte er einmal im Weinrausche seinen Günstling Prexaspes, was denken die Perser von mir?" — Herr, antwortete dieser, sie geben dir das größte Lob, nur meinen sie, du seyst dem Wein ein wenig zu sehr ergeben. — „So! rief der König; und also glauben sie wohl, ich sey meines Verstandes nicht mächtig? Du sollst sogleich erfahren, ob sie recht haben. Denn wenn ich deinen Sohn, welcher dort unten im Vorhofe steht, mitten in das Herz treffe, so ist es offenbar, daß die Perser die Unwahrheit reden." Er nahm den Bogen, und der Knabe stürzte nieder. Man mußte ihn öffnen, und der Pfeil war wirklich durch das Herz gegangen. „Nun, Prexaspes! rief Kambyses triumphirend aus: werden die Perser mich noch

für taumelnd halten? Und kennst du einen Menschen auf der Welt, der so gut schießt, wie ich?" — Nein wahrlich! stammelte der unglückliche Günstling; ich glaube, Gott selber würde so nicht treffen.

Handlungen dieser Art, wie sehr sie uns empören, fielen doch den asiatischen Völkern wenig auf, denn in despotischen Reichen ist der König unmittelbarer Eigenthümer aller seiner Unterthanen, ihrer Habe und ihres Lebens. Wer weiß, wie lange Kambyses noch in Aegypten gewüthet haben würde, hätte ihn nicht die unerwartete Nachricht von einem zu Hause ausgebrochenen Aufruhr zum Rückzug bewegt. Aber er sollte seine Residenz nicht wiedersehen. Durch ein Versehen fuhr ihm, als er sich in der syrischen Stadt Ekbatana (-) auf sein Pferd schwingen wollte, die Spitze seines Schwerdts in die Hüfte, und verwundete ihn tödtlich. Auf dem Krankenlager beweinte er die allzu rasche Ermordung seines Bruders Smerdis, und das schnelle Erlöschen seines Stammes, denn er selbst hinterließ keine Kinder. Er starb aber mit der Bitte an seine Freunde, doch ja nicht wieder die Herrschaft an die Meder gelangen zu lassen, und jeden, der sich für seinen Bruder Smerdis ausgeben würde, als einen sichern Betrüger zu bestrafen, denn dieser Smerdis sey leider längst nur allzu gewiß getödtet.

8.

Der falsche Smerdis.

(522 v. Chr.)

Die Bitte des sterbenden Kambyses gründete sich auf eine Nachricht, daß Smerdis nicht getödtet sey, sondern bereits wirklich auf dem Throne sitze, und zum ersten Beweise seiner königlichen Milde allen Unterthanen auf drey Jahre die Abgaben erlassen habe. Allein dies war ein grober Betrug; der vorgebliche Smerdis war ein Bruder des Magiers Patizethes, welchem letztern Kambyses die Aufsicht über seinen Pallast in Susa anvertraut hatte. Dennoch verhielten sich die Perser ruhig, denn sie setzten ein Mißtrauen in Kambyses letzte Reden, weil sie es ihm zutrauten, daß er wohl aus Mißgunst gegen seinen Bruder das Gerücht von dessen Tode möchte ausgestreut haben, welches bis dahin gänzlich verschwiegen geblieben war. Man hielt daher den jetzt regierenden König unbedenklich für den rechten, und als das Heer aus Aegypten zurückkam, blieb alles ruhig. Nur das befremdete auf die Länge, daß alle Befehle aus dem Innern des Serails und durch die Hände der Magier gingen, und niemand den König zu sehen bekam. Sechs Stammhäupter der Perser (Parsagaden) berathschlagten sich endlich mit ein=

ander, wie sie das Geheimniß entdecken könnten. War der vorgebliche Smerdis der Bruder des Patizethes, so mußte er leicht an den Ohren kenntlich seyn, die dieser unter der Regierung des Cyrus wegen eines Vergehens eingebüßt hatte. Zufällig war unter den Frauen seines Harems die Tochter eines jener Stammhäupter, und dieser war es leicht, troß dem Turban an dem Schlafenden die wirklich fehlenden Ohren zu entdecken. Indem die Sechse nun unter sich berathschlagten, wie der Betrüger zu bestrafen sey, kam Darius (-), ein junger, kühner Perser aus dem Stamm der Achämeniden (zu dem auch Cyrus gehört hatte), und Sohn des Hystaspes, Statthalters von Persis, nach Susa, um sich dem neuen Könige vorstellen zu lassen. Die Sechse nahmen ihn als den Vornehmsten und Entschlossensten sogleich in ihren Bund auf. Unter seiner Anführung dringen sie eines Tages bewaffnet in den königlichen Pallast. Die Wächter lassen sie wegen ihres bekannten Ranges ehrerbietig hindurch; nur im Hofe finden sie von den Verschnittenen Widerstand. Aber nach kurzem Gefecht überwältigen sie dieselben, und dringen in die Zimmer des Königs. Hier finden sie beide Brüder beisammen, stoßen sie nieder, und zeigen ihre Köpfe den übrigen Persern. Dann suchen sie auch die andern Magier auf, und sie würden die ganze Kaste derselben niedergemacht

haben, wenn die einbrechende Nacht sie nicht verhindert hätte. Das Volk war nun ohne Oberhaupt, aber voll Vertrauens auf die Fürsten, die es von einem unrechtmäßigen Beherrscher so muthig befreiet hatten.

9.

Darius Hystaspis.

(521 — 485.)

Es war ein seltenes Glück für das Reich, daß alle sieben Fürsten, wenn nicht einig waren, doch geneigt, den besten Rath anzuhören. Man that mehrere Vorschläge. Einige wollten eine Oligarchie einführen, doch diese Meinung ward bald überstimmt, und man gab zuletzt dem Rath des jungen unternehmenden Darius Beifall, welcher auf Beibehaltung der Monarchie drang. Der älteste unter ihnen, Otanes, entsagte im Voraus freiwillig allen Ansprüchen auf die Regierung, und die übrigen Sechse, welche das Edle dieses uneigennützigen Entschlusses dankbar erkannten, verabredeten sogleich, daß derjenige unter ihnen, welcher König werden würde, ihm und seinen Nachkommen dafür freie Unabhängigkeit und ein jährliches kostbares Geschenk zusi-

chern sollte. Um die Königswürde wollte man loosen: der sollte sie erhalten, dessen Pferd bey einem gemeinschaftlichen Spazierritt zuerst wiehern würde; ein Orakel, das einem Tatarenvolke, dem noch dazu das Pferd ein heiliges Thier war, allerdings sehr nahe lag.

Der Sage nach verschaffte die List dem Darius in diesem Glücksspiele den Sieg. Sein schlauer Stallmeister führte nämlich den Abend vorher den Hengst desselben mit einer Stute in die Vorstadt, durch welche am Morgen die Gesellschaft reiten wollte, schüttete ihnen daselbst Futter in Menge auf, und brachte sie spät erst wieder heim. Als nun am folgenden Tage der glänzende Zug durch die Vorstadt ging, erinnerte sich der Hengst beim Anblick des Futterplatzes der gestrigen Freuden, und wieherte seinen Reiter zum Könige. Die andern sprangen sogleich von den ihrigen, und huldigten dem Darius.

So war also das Scepter über Asien wieder in der alten Perserfamilie der Achämeniden. Um aber sein Ansehen noch mehr zu befestigen, fand der neue König doch für nöthig, sich noch mit zwey Töchtern des Cyrus, einer Tochter des Smerdis und einer des Otanes, zu vermählen. Er war Manns genug, den hie und da aufduckenden Neid verstummen zu machen, *)

*) Intaphernes, einer der Sieben, machte sich durch ein

und zeigte sich durch seine festen Schritte, so wie durch kluge Einrichtungen des Thrones würdig. Man kann ihn als den eigentlichen Begründer der persischen Verfassung betrachten, denn nachdem Cyrus und Kambyses ihr Leben in steten Eroberungen hingebracht hatten, versuchte er zuerst eine regelmäßigere Organisation dieses ungeheuern Länderhaufens. Er theilte das Ganze in 20 Satrapien oder Statthalterschaften, und legte einer jeden eine bestimmte jährliche Abgabe auf, theils in Gold und Silber, theils in Naturallieferungen für den äußerst zahlreichen Hof und die Truppen. So lieferte z. B. Aegypten jährlich 700 Talente *) Silbers und 1200,000 Scheffel Getreide, Babylonien 1000 Talente Sil-

verwegenes Betragen verdächtig, und ward dafür sogleich nebst allen seinen männlichen Verwandten zum Tode verurtheilt. Seine Gemahlin bewegte den König durch ihr Flehen bloß zu der Gunst, sich einen der Verurtheilten losbitten zu dürfen. Sie wählte ihren Bruder, „denn, sagte sie, wenn es Gottes Wille ist, so kann ich einen andern Mann und andere Kinder haben, aber der Bruder, dieser theure Sprößling meines väterlichen Hauses, ist mir unersetzlich, da meine Eltern todt sind." Diese kindlich-brüderliche Liebe bewegte den König, ihr auch noch den ältesten Sohn loszugeben.

*) Eine eingebildete griechische Münze von ungleichem Werth, im allgemeinen zwischen 1200 und 1350 Thlr.

bers und 500 verschnittene Knaben, dergleichen schon damals zu Hütern des Serails gebraucht wurden, die Cilicier 500 Talente Silbers und 360 weiße Pferde, die Araber 1000 Pfund Weihrauch, u. s. w. Nur Persis, als das Herrscherland, war steuerfrey. Alle baaren Lieferungen zusammengenommen berechnet Herodot auf 14,560 Talente, ungefähr 18 Millionen Thaler nach unserm Gelde. Außerdem ward das Beste aus allen Provinzen, z. B. das schöne Obst aus Medien etc. als Geschenk an den Hof geschickt; auch durfte niemand, der den König sprechen wollte, ohne Geschenke vor ihm erscheinen. Die Satrapen (Statthalter) waren in ihren Provinzen Könige im Kleinen, und ihr Druck war ungleich härter als der des Königs. Der babylonische, z. B. ließ sich täglich von den Einwohnern einen großen Scheffel voll Silbers liefern. In seiner Stuterey befanden sich 800 Hengste und 16,000 Stuten, und großer indischer Jagdhunde zu seinem Vergnügen unterhielt er soviel, daß vier Dörfer, die deshalb von andern Abgaben frey waren, bloß für ihre Fütterung sorgen mußten. Ein Statthalter in Sardes, Orötes, nahm sichs sogar heraus, königliche Gesandte zu ermorden, ja den reichen Beherrscher der Insel Samos, Polykrates, *)

*) Dieser Mann ist durch sein übermäßiges Glück bekannt,

zu sich zu locken, und ihn barbarischer Weise ans Kreuz zu nageln. Darius scheute ihn so sehr, daß er ihn nicht öffentlich zur Strafe zu ziehen wagte, sondern ihn mit List ermorden ließ.

Da die Regierung ganz militärisch war, so mußten die Hauptstädte, z. B. Babylon, Sardes, Memphis ꝛc. noch zahlreiche Besatzungen gleichfalls auf ihre Kosten unterhalten. Natürlich ließen die Satrapenregierungen, die wegen der Entfernungen so wenig kontrollirt werden konnten, viel Willkührliches zu, woran freilich der König sehr unschuldig war. Aber es entzog ihm doch die Liebe der Völker. Die Perser pflegten zu sagen, Cyrus sey ein Vater gewesen, Kambyses ein Herr, Darius ein Kaufmann.

Seine Geschwader waren allenthalben siegreich, er unterwarf sich eine Menge jonischer Inseln und Städte, und stand mit dem ägyptischen König Amasis in einem vortheilhaften Handelsbündnisse. Dieser, sein Gastfreund, zitterte für ihn, eben seines Glückes wegen, und beschwor ihn, der Rache der eifersüchtigen Götter durch freiwillige Aufopferung eines theuren Kleinods zuvorzukommen. Polykrates warf hierauf seinen kostbaren Ring ins Meer, aber seltsamer Weise fand sich dieser Ring im Magen eines Fisches wieder, den sein Koch wenige Tage darauf für ihn bereiten wollte. In diesem unerhörten Glücksfall sah sein Freund die desto gewissere Unabwendbarkeit seines Unglücks, und machte sich von aller Verbindung mit ihm los.

10.

Syloson der Samier.

(520 v. Chr.)

Auch die Regierung des Darius Hystaspis war sehr kriegerisch. Die erste auswärtige Unternehmung war eine Handlung persönlicher Großmuth. Syloson, (⌣) ein vornehmer Grieche von der Insel Samos, und Bruder des vorhin erwähnten Beherrschers (Tyrannen) Polykrates (⌣), war vor mehreren Jahren auf dem Markte zu Memphis dem Darius begegnet, der damals ein Trabant im Gefolge des Kambyses gewesen war. Darius hatte ihm seinen schönen rothen Mantel abkaufen wollen, aber der Fremde hatte ihm denselben mit den Worten gegeben: „verkäuflich ist er mir nicht, aber wenn du ihn haben mußt, so will ich dir ihn schenken."

Jetzt erfuhr Syloson die unerwartete Standeserhöhung des jungen Persers, und gründete darauf eine Hoffnung. Vielleicht ist er dankbar, dachte er, ging nach Susa, setzte sich im Vorhofe des königlichen Pallastes nieder, und sagte den fragenden Wachen, er sey ein Wohlthäter des Königs. Vorgelassen, erinnerte er an den rothen Mantel auf dem Markte zu Memphis. „Ja, redlicher Mann, rief der König, ich erkenne dich jetzt. Du hast mir Gutes erwiesen,

da ich noch nichts war; jetzt soll dichs nicht gereuen, den Sohn des Hystaspes beschenkt zu haben."

Er wollte ihm einen Schatz von Silber und Gold aufdringen, aber Syloson lehnte es ab, und sprach: „Willst du mich belohnen, o König, so befreie mein Vaterland Samos, das jetzt ein Fremdling beherrscht, seitdem mein Bruder Polykrates so schändlich ermordet ist. Dies gib mir, aber ohne Blutvergießen, und ohne jemanden seiner Freiheit zu berauben."

Darius bewilligte die Bitte, und sandte ihn mit einer bewaffneten Flotte unter der Anführung seines getreuen Otanes nach Samos. Die Stadt mußte gegen den Wunsch des weichherzigen Syloson mit dem Schwerdte erobert werden, und erst nachdem ein großer Theil der Einwohner erschlagen war, fügten sich die übrigen unter die Befehle ihres neuen Beherrschers.

II.

Zopyrus.

(518.)

Ernsthafter war ein Kriegszug, den der Freiheitstrieb der Babylonier kurz darauf nöthig mach-

machte. Diese hatten schon während der schlaffen Regierung der Magier heimlich auf Empörung und Abfall gedacht, jeßt endlich waren sie mit ihren Anstalten fertig; zur Verlängerung des Provlants erdrosselten sie noch zuleßt alle überflüßige Weiber, und nun versagten sie den Persern troßig den Tribut. Darius zog hierauf selbst an der Spiße seines Heeres aus, und belagerte die Stadt, aber hinter ihren ungeheuren Mauern spotteten die Bürger jedes Angriffs. Zwanzig Monate lang ward alles, auch die List des Cyrus, vergebens versucht. Ein schimpflicher Abzug und der Verlust der wichtigsten Provinz schien das gewisse Ende dieser Unternehmung.

In dieser Noth trieb die Ruhmsucht einen jungen Perser, Namens Zopyrus (-), Sohn eines jener sieben Stammhäupter, zu einer fast unglaublichen Selbstverleugnung. Er schnitt sich Nase und Ohren ab, verschor sein Haupt nach Sklavenweise, und ließ sich den Rücken mit scharfen Geißeln blutig peltschen. So zugerichtet zeigte er sich dem Könige, der erschrocken vom Stuhle aufsprang, und ihn fragte, wer ihn so verstümmelt habe. „Ich selbst, antwortete Zopyrus, und dir zu Liebe, denn so hoffe ich dir die Stadt zu erobern. So blutend, wie du mich hier siehst, will ich in die Stadt gehen, und vorgeben, du habest mich so beschimpft, weil ich zur Aufhebung der Belagerung gerathen. Ich

will fürchterliche Rache schnauben gegen dich, und mich so wüthend stellen, daß niemand eine List vermuthen soll. Man wird mir ein Commando anvertrauen, und damit will ich ein Paar glückliche Ausfälle thun. Du schickst mir am zehnten Tage tausend Mann der schlechtesten Truppen entgegen, daß ich sie schlage; sieben Tage darauf zweitausend andere, und nach zwanzig Tagen viertausend. Sehen mich die Babylonier dreimal so glücklich siegen, so vertrauen sie mir gewiß zuletzt die ganze Macht und die Thore dazu an, und dann laß mich nur sorgen."

Er kam ans Thor. Man glaubte seiner Lüge, und in der That spielte er seine Rolle so natürlich, daß er Mitleid und Entsetzen erregte, zumal da sein Name und seine erhabene Abkunft den Babyloniern wohl bekannt waren. Ein Haufe ward ihm anvertraut; er hieb mit demselben die ersten tausend Feinde, dann die zweitausend und zuletzt die viertausend richtig nieder. Jetzt ward er zum Oberfeldherrn ernannt, und nun war es ihm leicht, die Perser einzulassen, und die ihm anvertraute Macht geraden Weges in ihr Verderben zu führen. So ward die Stadt erobert.

Darius war nicht undankbar gegen das Verdienst des patriotischen Märtyrers. Er machte ihn nicht bloß zum Satrapen von Babylon, sondern schenkte ihm auch auf Lebenszeit die sämmt-

lichen königlichen Einkünfte aus dieser großen Provinz. Noch mehr Ehre macht ihm die Aeußerung, er wollte lieber den Zopyrus nicht so verstümmelt sehen, als noch 20 Städte wie Babylon gewinnen. Schrecklich war dagegen die Strafe der rebellischen Stadt. Ein Theil ihrer felsenfesten Mauern ward abgetragen, die Thore wurden eingerissen, und dreitausend der vornehmsten Einwohner und Anführer ans Kreuz genagelt. Entsetzliches Schauspiel!

12.

Züge nach Scythien, Afrika und Indien.

(v. Chr. 513—506.)

Nomadische Eroberervölker verlieren ihre Stärke, sobald sie einen Stillstand in ihren Kriegszügen machen, und sich träger Ruhe überlassen. Das heiße Klima und die Fruchtbarkeit der orientalischen Länder zwingen die Bewohner derselben nicht zu so anhaltender Thätigkeit, als uns Nordländern noth ist. Die größere Sinnlichkeit und die Vielweiberey machen sie zu einem ernsthaften Zusammentreten in eine strenge abgetheilte bürgerliche Gesellschaft unfähig, und nur die tyrannische Gewalt eines gefürchte-

ten Despoten kann soviel Millionen einzelner Hausdespoten zusammenhalten. Am meisten kann er sich ihrer dadurch versichern, wenn er sie immerfort durch Kriegszüge beschäftigt, und so sehen wir denn auch den sonst nicht wilden Darius fast beständig an der Spitze seiner Armeen, die darüber gewiß frohlockten, da Krieg und Jagd in den Augen jenes persischen Bergvolks die einzig würdige Beschäftigung der Männer waren.

Auf dem ersten Zuge sollten die europäischen Scythen zwischen der Donau und dem Don bezwungen werden, weil sie vor Zeiten einmal in Medien eingefallen waren. Zu dem Ende setzte Darius über den thracischen Bosporus, und zog dann nördlich nach der Donau hinauf, wo er die vorangeschickte Flotte fand, die eine Schiffbrücke bildete, und das Heer hinüber ließ. Die Scythen, welche weder Städte noch Dörfer zu vertheidigen hatten, zogen sich ruhig mit ihren Weibern und Kindern, Pferden und Kühen zurück; und überließen den Persern die wüsten Steppen. Vergebens ließ sie Darius auffordern, ihm Stand zu halten und eine Schlacht zu liefern. Sie zogen sich immer nördlicher hinauf, und sandten ihm statt aller Antwort einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Den Sinn dieses symbolischen Geschenks erklärte ein Kriegsgefangener so: „Könnt ihr Perser

nicht gleich dem Vogel in die Lüfte, gleich der Maus in die Erde, oder gleich dem Frosche in die Gewässer flüchten, so werdet ihr unsern Pfeilen nicht entrinnen."

Das war keine leere Drohung, denn als die Perser endlich, vom Hunger gezwungen, über Hals und Kopf umkehren mußten, ihre Schiffbrücke wieder aufzusuchen, eilten die Scythen ihnen seitwärts zuvorzukommen und die Brücke abzubrechen; zum Glück für die Perser aber verfehlten sie den Ort, Darius hingegen kam bey Nacht an die Brücke, setzte geschwind hinüber, und kehrte mißmuthig nach Susa zurück.

Nicht besser lief ein Zug durch Aegypten nach Cyrene ab. Aber er ließ darum den Muth nicht sinken. Sein kühner Feldherr Megabyzus mußte in Europa stehen bleiben, und die Thracier und Macedonier zinsbar machen. Zu gleicher Zeit ward ein kühner Steuermann, Namens Scylax, mit Schiffen den Indusfluß hinabgesandt, um die an demselben wohnenden Völkerschaften kennen zu lernen. Da seine Nachrichten sehr vortheilhaft ausfielen, so unternahm Darius dorthin einen Kriegszug, und zwang auch diese Völker zu einem jährlichen Tribut und zur Annahme eines persischen Satrapen. Demnach erstreckte sich jetzt die große persische Monarchie der Länge nach von Macedonien an bis an die Gränzen des heutigen Ostindien.

13.

Charakteristik des persischen Despotismus.

Daß diese Herrschaft nur sehr locker und unsicher gewesen sey, ist schon oben gesagt worden. Dafür war sie aber auch für die Besiegten wenig drückend. So zahlten z. B. die Aegypter, Jonier, Phönicier, mit Freuden ihren Tribut, und blieben dafür im vollkommensten Besitz ihrer Handelsfreiheit, ihrer Verfassung und ihrer Religion. Die eigentlichen Perser nahmen überall in den eroberten Ländern die Sitten und den Luxus der Besiegten an, und wurden dadurch in kurzem das weichlichste und üppigste Volk auf der Erde. Der ungeheure Troß von Dienern, der nach morgenländischer Weise beständig den Monarchen umgab, und der bloß aus Persern bestand, mußte bald in einen Schwarm der liederlichsten Müßiggänger ausarten. Man denke, mehr als 15,000 Menschen wurden täglich an den Tafeln des Königs gespeiset, unter denen die Leibwache allein 10,000 Mann betrug. Weiber hatte Darius 360. Alle die Vornehmen und höhern Hofbediente, Verwandte des Königs genannt, hatten ein verhältmäßiges Gefolge, und die Erhaltung aller dieser Menschen ward nicht etwa aus den königlichen Kassen, sondern von den ungeheuren Naturallieferungen bestritten, die

für den königlichen Tisch aus allen Provinzen des gewaltigen Reichs Tag für Tag einkamen. Denn da, wie schon gesagt ist, der König sich als Eigenthümer von Land und Leuten betrachtete, so mußte ihm aus jedem Districte das Beste vorgesetzt werden, was derselbe hervorbrachte. Er trank kein anderes Wasser, als aus dem Choaspes, das daher auf einer Menge Wagen in silbernen Gefäßen selbst auf seinen Reisen ihm nachgefahren ward. Das Salz auf seinem Tische mußte von dem Tempel des Jupiter Ammon aus der Mitte der afrikanischen Wüste seyn; sein Wein von Chalybon in Syrien; der Weizen zu seinem Brodte aus Aeolien, u. s. w. Ganze Schaaren von Menschen waren dazu bestimmt, ihm in seinem weiten Reiche die köstlichsten Gerichte und Früchte für seinen Tisch aufzusuchen.

Nach der Sitte aller asiatischen Despoten lebten auch die Könige von Persien in dem Innern ihres Pallastes, und ließen sich nur selten öffentlich sehen. Auch der Zutritt zu ihnen war schwer; fast alles ging durch den Mund und die Ohren unzähliger Hofbedienten. Das Ceremoniel war nicht minder streng und weitläuftig, als noch jetzt am Hofe zu Konstantinopel. Der Hof hielt sich abwechselnd in jedem Jahre in den drey Hauptstädten, Susa, Babylon und Ekbatana auf. Die Reisen dahin glichen wegen des unermeßlichen Gefolges großen Heereszügen, und die

ärmern Provinzen des Reichs mußten schon des: wegen mit der Durchreise verschont bleiben, weil sie sonst einer Hungersnoth würden ausgesetzt ge: wesen seyn. *) Man erkennt in diesen Zügen, die sich dort noch bis auf den heutigen Tag er: halten haben, die ganz nomadische Natur des Morgenländers, auch wenn er zu einiger Bil: dung gelangt ist. Außer jenen drey Residenzen gab es noch einen vierten Wallfahrtsort, das be: rühmte Persepolis (ᴗ), der nur zu Zeiten, und in heiliger Absicht von den persischen Köni: gen besucht wurde, wie denn unter andern vom Cyrus gesagt wird, daß er siebenmal dort gewe: sen sey. Nach den Untersuchungen eines der scharfsinnigsten deutschen Geschichtforscher war die: ser heilige Ort die Todtenresidenz der Könige, das Haupt des Reichs, das persische Kapitol. Es lag in den unfruchtbaren Gebirgen des ei: gentlichen Persis, aus welchem der Keim des herrschenden Volks hervorgegangen war. Hier opferten sie der Sonne, und erinnerten sich da: bey ihres Ursprungs und ihrer Sterblichkeit, denn alle Könige wurden hier begraben. Jeder derselben erhielt seine eigene, zuweilen in unzu: gänglichen Felsenwänden ausgehauene Wohnung,

*) Aehnliches erzählen noch neuere Reisende von den Reisen des großen Moguls und der neupersischen Könige unserer Zeiten. S. Heeren II, 445.

in welchen der Leichnam nicht nur mit allen Bequemlichkeiten eines Lebenden versehen ward, sondern auch sogar seinen eigenen reichen Schatz an Gold und Silber erhielt, zu dessen Beschützung zahlreiche Wachen Jahrhunderte lang daselbst gehalten wurden. Noch jetzt sieht man die majestätischen Trümmer dieser Riesengebäude mit Erstaunen und Ehrfurcht an. Kein Fleck auf der Erde, Aegypten selbst nicht ausgenommen, hat so bewundernswürdiges Mauerwerk aufzuweisen, als die Ruinen von Persepolis. Es sind gewaltige Terrassen, dreifach über einander gethürmt, und an ein Marmorgebirge gelehnt, dessen Fortsetzung sie zu seyn scheinen. Wälder von Säulen standen hier, von denen jede 50 Fuß hoch war, und so dick, daß kaum drey Männer sie umklaftern konnten. Treppen, so breit wie die Heerstraßen, führen von einer Terrasse zur andern, und die langen und hohen Wände des Marmorpallastes sind mit den merkwürdigsten Basreliefs und altpersischen Inschriften geziert: Werke, die der Ewigkeit getrotzt hätten, wenn nicht die Zerstörungssucht rasender Menschen ihr schändlich zuvorgekommen wäre. *) Von den gleichfalls ungeheuren Prachtgebäuden Babylons und Susa's ist auch nicht eine Trümmer übrig

*) Die beste Abbildung und Beschreibung dieser Ruinen findet man in Niebuhrs Reisen, Th. II.

geblieben, weil diese Gebäude nicht, wie jene, aus Marmor, sondern aus Backsteinen aufgeführt waren.

So furchtbar die unumschränkte Gewalt der persischen Despoten auch seyn mußte, so fand sie doch ein Gegengewicht in der Religion, deren Cultus sich auch die Herrscher nicht entziehen konnten, weil sie von einer Priesterkaste, den Magiern, umgeben waren, die ein viel zu großes Interesse dabey hatte, als daß sie die geringste Vernachlässigung des dahin einschlagenden Ceremoniels hätte zulassen sollen. Auf einem Altare im königlichen Pallaste ward das heilige Feuer, das Bild der göttlichen Reinheit, unabläßig unterhalten. Der König mußte demselben täglich in Gegenwart der Magier seine Verehrung beweisen, es ward vor ihm hergetragen, so oft er sich öffentlich zeigte, und ausgelöscht, wenn er starb.

Jedes Wort, das der König öffentlich sprach, ward der Aufzeichnung werth gehalten, daher war er immer von Schreibern umgeben. Eilboten oder Schnellläufer waren durch das ganze Reich stationenweise vertheilt, ihm die Neuigkeiten aus allen drey Welttheilen zu überbringen, oder seine Befehle schnell zu verbreiten. Auch schöne große Heerstraßen führten durch das ganze Reich, da leicht aufzuführen, wo Millionen von Arbeitern nichts kosteten.

Die Richter waren aus den Magiern genommen, die jedoch, ungeachtet der Heiligkeit ihrer Kaste, wie alle andere dem Despotismus der Könige unterworfen waren. So ließ Kambyses einst einen ungerechten Richter hinrichten, und seine Haut über den Stuhl spannen, auf welchem sein Sohn und Nachfolger richten mußte. Die vornehmsten Häupter, z. B. Satrapen, wurden, wenn der König mit ihnen unzufrieden war, auf einen bloßen Befehl desselben, ohne alle Form, wie noch jetzt in der Türkey, erdrosselt oder niedergehauen. In der Folge, als die Könige schwächer und weibischer wurden, regierten nicht selten die Weiber und die Verschnittenen aus dem Serail, und da geschahen denn Gewaltstreiche und Grausamkeiten, wie sie nur die Wuth orientalischer Weiberrachsucht ersinnen kann. *)

*) Das Abschneiden der Nasen und Ohren, ja der Lippen und Brüste, ist in der Geschichte des persischen Serails etwas gewöhnliches.

14.

Zoroaster.

(600 — 500 v. Chr.)

Nur den Vornehmsten unter den Persern darf man einige Bildung zuschreiben; der große Haufe glich gewiß größtentheils den heutigen Tatarenhorden. In Ansehung der Religion kamen indessen die Perser, Meder und Baktrier darin überein, daß sie nur die Sonne (unter dem Namen Mithras) und ihr Abbild, das Feuer, verehrten, und keine Tempel hatten. Wir haben leider nicht von den Persern, wie von den Griechen und Hebräern, schriftliche Urkunden übrig, aus denen wir sehen könnten, welch ein System von Meinungen und Mythen die Dichter um diese einfache Grundidee gesponnen hatten; wohl aber kennen wir den Dichter noch, dessen Ideen über Gottheit, Weltregierung und Menschenbestimmung der edlere Theil der Nation, und namentlich die Magier, zu ihrem Glaubenssystem gemacht hatten. Zerduscht hieß dieser Mann, oder wie die Griechen ihn nennen, Zoroaster. Wahrscheinlich war er ein Bürger des medisch-baktrischen Reichs, eine Zeitlang vor Cyrus. Da er keine andre Verfassung kannte, als den Despotismus, so legte er ein Ideal desselben zum Grunde seiner Dichtungen

von der besten Welt. Er geht von einer goldenen Zeit aus, in welcher Dsjemschid (vielleicht der griechische Achämenes) der gerechte Beherrscher der Erde gewesen, die aber verschwunden sey, so bald die Herrschaft der Welt sich in zwey Theile getheilt habe. Seitdem sey alles Böse entstanden. Es gebe nämlich jetzt ein Reich des Lichts und eins der Finsterniß. In jenem herrsche Ormuzd, der Urheber alles Guten; in diesem Ahriman, die Quelle alles Uebels. Um Ormuzd's Thron stehen sieben Amschaspande oder Fürsten des Lichts, und ihnen untergeordnet seyen die Ized, Genien von allem was gut ist. Eben so sey der Thron Ahrimans von sieben Fürsten der Finsterniß umringt, denen wieder zahllose böse Geister von niederer Art, Dewe genannt, untergeordnet seyen. Beide Reiche seyen in ewigem Kampfe mit einander, aber nach 12,000 Jahren werde Ormudzs Reich die Oberhand behalten, und alles Böse vernichtet werden. Dann werden auch alle Todte auferstehen, und Alle glücklich seyn. Aber schon hier im Leben zeige sich, wer zu Ormudzs oder Ahrimans Reich gehöre. Reine Menschen beobachten Zoroasters Gesetz, sie pflegen alles in der Natur und in der Menschenwelt, was rein und heilig ist; daher sind sie die fleißigsten Bebauer des Bodens, die sorgfältigsten Gärtner und Ackerbauer, die eifrigsten Vertilger schädlicher Pflan-

zen und Thiere. Als Aufseher der Städte, Straßen und Provinzen sind sie wachsam und treu, und der König als erster Diener des Ormuzd soll vor allen gerecht seyn. Er kann gebieten was er will, aber Ormuzds Lehre soll ihn hindern, etwas zu befehlen, das nicht gut und gerecht ist. — Die Sammlung aller Dichtungen und Lehren Zoroasters, in den ausgestorbenen Sprachen Zend und Pelvi geschrieben, jedoch wohl nur zum kleinsten Theil von Zoroasters eigner Hand, hat sich noch erhalten, und führt den Titel Zendavesta, d. i. lebendiges Wort.

Fast gleichzeitig mit Zoroaster wird der eben so berühmte chinesische Religionsdichter und Gesetzgeber Confucius, eigentlich Kon-fu-tsee, angesetzt, dessen moralische Vorschriften noch jetzt bey den Chinesen in verdienter Achtung stehen.

15.

Griechenland.

(Um 500.)

Es war dem Darius Hystaspis noch bestimmt, gegen das Ende seiner Regierung einen großen Streit mit den Griechen auszufechten. Ehe wir die Geschichte dieses Streits erzählen, ist es nö-

thig, einen Blick auf dies interessanteste Volk der alten Welt zu werfen, das wir schon im vorigen Zeitraum auf einer hohen Stufe der Bildung verlassen haben.

Wie verschieden die Natur selbst die Charaktere der einzelnen Völker gebildet habe, sieht man recht, wenn man die Perser mit den Griechen vergleicht. Jene, an Sklaverey gewöhnt, finden gar nichts unanständiges darin, zu ganzen Millionen einem einzelnen Despoten blindlings, wohin er will, zu folgen, ja Leib und Leben seiner Willkühr anzuvertrauen: diese sind so eifersüchtig auf ihre Freiheit, daß sie in der Stadt, die sie bewohnen, kein Gesetz befolgen wollen, dessen Einführung sie nicht mit bewilligt haben. Dort ein halber Welttheil, der einem Einzigen gehorcht: hier soviel Republiken, als Städte sind; in allen die Könige verjagt, und die Regierung mehr oder weniger selbst beim gemeinsten Bürger. Darüber ist zwar allenthalben ein ewiger Streit, aber jeder freut sich doch, daß er seinen Willen hat, und sein höchstes Interesse ist immer auf seinen Staat gerichtet.

Wenn man, sagt ein neuerer Schriftsteller, im 6ten Jahrhundert v. Chr. Griechenland durchreisete, so fand man schon alles das im Kleinen, was es in der Folge im Großen zeigte. Allenthalben republikanische Verfassungen, doch nirgends dieselbe, so daß man also fast an jedem

Orte auf eine andere Weise frey war; allenthalben ein neugieriges, gesprächiges, oft bis zum Ungestüm lebhaftes Volk; an den meisten Küsten, auch der Inseln, das Meer mit Fahrzeugen bedeckt, zur Versorgung und Beschützung der zahlreichen Kolonien; überall Leben und Thätigkeit; die ganze griechische Jugend entweder auf den Kampfplätzen, um durch Ringen, Wettlauf und Scheibenwerfen dem Körper Gewandtheit und Stärke anzubilden, oder in den Häfen, auf den Marktplätzen und in den Volksversammlungen, um Schiffahrt, Handlung und gerichtliche oder Staatsgeschäfte zu erlernen. Ueberall öffentliche Anstalten für Religion, Policey, Wissenschaften und Künste; überall Tempel und Prachtgebäude mit Kunstwerken geschmückt, ja in Aegina, in Sicyon, vielleicht auch in Korinth, schon Malerschulen; überall Lust an frohsinnfördernden Künsten, besonders an Tanz, Dichtkunst und Gesang.

Dies ist die schöne Seite des Bildes. Es fehlt natürlich auch am Schatten nicht. So rege Begier förderte Wollüste aller Art; so mächtiger Ehrtrieb verlangte Beschäftigung, und erzeugte wüthende Eifersucht. Gewann in einem Staate ein großer Kopf die Hälfte der Bürger für sich, so bildete die andere Hälfte gewiß eine leidenschaftlich widerstrebende Gegenpartey. Die Versammlungen der Senate oder der Volksdeputir-

putirten hallten wieder vom hitzigsten Gezänk; nicht selten endeten sie mit blutigen Köpfen. Außer diesen innerlichen Zwisten sah jeder kleine Staat zugleich immer mit scheelen Augen auf den Nachbar hin, hütete das Herkommen mit Eifersucht, und brach gleich feindlich hervor, sobald der andere einen Vortheil mehr gewann. Daher unzählige kleine Kriege, deren einzelne Aufzählung hier nur ermüden würde.

Eine vorzüglich starke Reibung dieser Art fand früh zwischen den Spartanern und Messeniern Statt. An allen gemeinschaftlichen Orten, wo beide zusammenkamen, wollte jeder den Vortritt haben, und diese Neckereien Einzelner brachten zuletzt einen wüthenden Krieg Aller zuwege, der in zwey Absätzen von 742 bis 668 mit einer beispiellosen Erbitterung geführt ward, und zuletzt mit einer Auswanderung der Messenier nach Sicilien endete, wo ihr Name noch in dem heutigen Messina lebt. Von der Wuth, mit welcher in jenen heroischen Zeiten für die Behauptung der Selbstständigkeit und der Nationalehre gestritten ward, mögen diese Beispiele zeugen, daß Aristomenes (⌣), der Anführer der Messenier, mit eigener Hand über 300 Spartaner erschlug, daß die Spartaner im zweiten messenischen Kriege das Gelübde thaten, nicht eher nach Hause zurückzukehren, als bis das ganze Volk der Messenier vertilgt sey, und daß auf ähnliche Art das gan-

ze Volk der Argiver, denen die Spartaner die Gränzstadt Thyrea weggenommen hatten, sich das Haar abschnitt (das Zeichen der Trauer), und unter feierlichen Verwünschungen gegen jeden Uebertreter den Bund machte, daß kein Mann sein Haar wachsen lassen, und kein Weib goldenen Schmuck tragen solle, bis Thyrea wieder erobert sey.

Die Spartaner wurden schon durch die lykurgische Verfassung, die den Handel und die Künste von ihnen entfernt hielt, gezwungen, ihre Beschäftigung im Kriege zu suchen. Und daran konnte es denn, bey so viel Aufgelegtheit, wohl nie fehlen. Wenn sie nicht selbst ihre Nachbarn schikanirten, so ließen sie sich von besiegten Factionen in andern Städten zu Hülfe rufen, wobey sie den Ruf der Helfer der Bedrückten und der Aufrechthalter griechischer Freiheit prahlerisch vor sich her trugen, der Wahrheit nach aber alle die kleinen Staaten, mit denen sie ihre sogenannten Bündnisse schlossen, in eine Abhängigkeit von sich versetzten, die sich in allgemeinen Nöthen nur allzu deutlich äußerte.

Eine gleiche Bereitwilligkeit, sich in alle Angelegenheiten ihrer Nachbarn zu mischen, zeigten auch die Athener. Sie erregten daher Sparta's lebhafteste Eifersucht, wiewohl bis jetzt die letztere Republik noch anerkannt die mächtigere war.

16.

Die Pisistratiden in Athen.

(528 — 510.)

Aber Athen war auf dem Wege, eine weit glänzendere Oberherrschaft über Griechenland zu erlangen, als die Sparter jemals erstreben mochten, nämlich die Herrschaft der Einsicht und den Ruhm der höhern geistigen Entwickelung. So lange Pisistratus an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestanden, hatte er die Redner und Dichter, so wie alle übrige Künstler, ausgezeichnet begünstigt; nach seinem Tode thaten seine beiden trefflichen Söhne, Hippias (-) und Hipparch, die seine Einsichten und Tugenden geerbt hatten, dasselbe. Der letzte besonders ließ sich die Bildung des großen Haufens aus allen Kräften angelegen seyn. Er lud die Dichter Anakreon aus Teos und Simonides aus Ceos nach Athen ein, und beschenkte sie freigebig. Er ließ die Straßen in Athen und in ganz Attika mit marmornen Säulen besetzen, die oben einen Hermeskopf, und darunter einen moralischen Denkspruch zur Inschrift führten, und verordnete, daß jedesmal am Feste der Panathenäen eine öffentliche Vorlesung aus dem Homer gehalten werden sollte. Sein Bruder Hippias machte sich gleichfalls durch Verschönerung

der Stadt und durch weise Verbesserung des Münzwesens verdient.

Dennoch wurden diese beiden trefflichen Brüder nach dem griechischen Sprachgebrauch Tyrannen genannt, nämlich von denen, die ihnen ihren Einfluß beneideten, und selbst gern Tyrannen geheißen hätten. Das Haupt dieser Gegenfaction war die Familie der Alkmäoniden. Diese sah ihre geheimen Wünsche unerwartet erfüllt, als zwey Athener, Harmodius und Aristogiton (-), die sich vom Hipparch beleidigt glaubten, sich entschlossen, beide Brüder zum Gegenstande ihrer Privatrache zu machen. Sie überfielen sie an einem Feste, und stießen den Hipparch nieder (514 v. Chr.). Hippias entwischte ihnen, und nahm jetzt Rache an den Meuchelmördern. Harmodius war gleich auf der Stelle vom Volke ermordet worden, Aristogiton aber wurde ins Gefängniß geschleppt, und schrecklich gefoltert. Eine spätere, wenig verbürgte Nachricht sagt, er habe statt seiner Mitschuldigen aus Rache alle Freunde des Hippias angegeben, die der Tyrann (wie er ihn nannte) in der ersten Hitze alle habe hinrichten lassen; ja seine Geliebte, Leäna, habe sich auf der Folter die Zunge abgebissen, um auch vom heftigsten Schmerze nicht zum Verrath gezwungen werden zu können.

Jetzt ging die Tyranney erst an, denn Hippias, zum Mißtrauen gereizt, suchte jetzt Furcht

mit Furcht zu vertreiben, und jeder Verdächtige wurde übel behandelt. Diese Veränderung mißfiel den freiheitliebenden Athenern, und viele wandten sich jetzt zur Partey der Alkmäoniden hinüber. Diese benutzte die Stimmung des Volks, aber ihrer eigenen Stärke nicht trauend, rief sie heimlich die Spartaner zu Hülfe. Das hatten die Herrschsüchtigen nur gewünscht. Flugs brach ein Heer von ihnen unter ihrem König Kleomenes (˘) in Attika ein, verband sich mit den Alkmäoniden, und zwang den Hippias, mit seinen vornehmsten Anhängern aus der Stadt zu weichen. Er begab sich zu seinem Halbbruder an den Hellespont, und ist nachher in Persien gestorben. Die Spartaner kehrten nach Hause zurück.

Durch diese Revolution war also die Familie der Alkmäoniden wieder zur ersten in Athen geworden. Natürlich ward das Haupt derselben, ein gewisser Klisthenes, für das nächste Jahr (509) zum ersten Archon gewählt. Allein wie hätte nicht auch er seine Gegner haben sollen? Eine Oppositionspartey bildete sich alsbald unter der Anführung eines gewissen Isagoras (˘), und nun hatte man wieder das alte Schauspiel. Klisthenes, der sein Ansehen bey den Vornehmen wanken sah, verstärkte seine Partey bey den Gemeinen durch kühne Neuerungen in der Verfassung. Er machte statt der vier Tribus ze-

hen, und besetzte die untersten mit vielen unächten Bürgern. Den Senat vermehrte er bis auf 500 Personen. Auch führte er den berühmten Ostracismus, oder das Scherbengericht, ein, kraft dessen jeder gemeine Bürger jährlich auf einem Täfeichen seine Stimme zur Verbannung aller derer geben konnte, die ihm nicht gefielen. Durch diese Aenderungen wurde das Gleichgewicht, das Solon in alle Theile des Staats zu bringen gesucht, völlig umgestürzt. Der große Haufe armer und unwissender Bürger denen der Zutritt zu den öffentlichen Berathschlagungen und Wahlen nun verstattet war, diente jedem Parteihaupte, das ihn bezahlen konnte, und die berühmte Freiheit der athenischen Bürger bestand recht eigentlich nur in der Freiheit, seine Stimme zu verkaufen an wen man wollte.

Aber auch in diese Verhandlungen mischten sich die Spartaner. Die Partey des Isagoras, über die kühnen Schritte des Klisthenes entrüstet, rief sie zu Hülfe, und sie versäumten diese schöne Gelegenheit nicht, sich ein recht vornehmes Schiedsrichteransehen über Athen zu geben. Sie sandten einen Herold an die Athener, der ihnen auf öffentlichem Markte befehlen mußte, den Klisthenes zu verbannen, und zwar deswegen, weil — seine Voreltern einmal einen Mord in einem Tempel verübt hätten. Klisthenes floh wirklich im ersten Schrecken, und nun hielt der

spartanische König Kleomenes die Gelegenheit für günstig, zum zweiten Mal das athenische Gebiet mit Heeresmacht zu überfallen, und die Verfassung umzustürzen, die für Sparta's Prinzipat gefährlich zu werden drohte. Er kam mit der Miene eines Machthabers nach Athen, verbannte auf einmal siebenhundert Familien, hob den Rath der Fünfhundert auf, und wollte einen andern von Dreihundert einsetzen, die alle Anhänger des Isagoras waren. Allein so ruhig ließ man das nicht geschehen. Die Fünfhundert reizten das Volk zu den Waffen. Die Spartaner wurden in die Burg eingeschlossen, und da es ihnen an Proviant fehlte, so baten sie schon am dritten Tage um friedlichen Abzug. Diesen bewilligte man, und weislich verließ Isagoras mit ihnen das attische Gebiet. Klisthenes mit den übrigen Verbannten kehrte zurück, und viele von denen, die den Spartanern angehangen, wurden hingerichtet.

Da aber eine stärkere Wiederkehr der beschimpften Sparter zu fürchten war, so faßten die Athener den bittern Entschluß, ein Bündniß bey den Persern zu suchen. Der Satrap in Sardes empfing die Gesandten mit dem vornehmen Uebermuth, in dem sich rohe Menschen auf einen hohen Posten so sehr gefallen. Er fragte sie, aus welchem Welttheile sie kämen, und bewilligte den verlangten Schutz, wenn sie dem

Großherrn Erde und Wasser (das Symbol der Unterwürfigkeit) geben wollten. In Erwägung der großen Gefahr ihres Landes willigten sie ein, wurden aber dafür zu Hause sehr übel angesehen.

Auch würde der persische Beistand wohl zu spät gekommen seyn, denn Kleomenes hatte bereits aus dem ganzen Peloponnes eine zahlreiche Armee gesammelt, und selbst die Böotier zum Beitritt bewegt. So ward Attika von unten und oben zugleich angefallen, und es würde verloren gewesen seyn, wäre die feindliche Macht nicht — eine verbündete gewesen. Dies rettete Athen. Die Korinther, nicht gewillet, Sparta auf ihre Kosten mächtiger zu machen, fielen bald wieder ab, die beiden Könige der Spartaner entzweiten sich unter einander selbst, und ein Theil des Heeres ging nach Hause. Der andere, zu schwach, mußte wohl folgen, und so blieben nur noch die Böotier, die von den Athenern mit leichter Mühe zum Lande hinaus geschlagen wurden.

17.

Aufstand der Jonier.

(v. Chr. 504.)

Die Griechen in Kleinasien lebten unterdessen unter persischer Oberherrschaft ruhig und im blühendsten Wohlstande. Die ganze Küste des Landes war mit Städten bedeckt, die einen ausgebreiteten Handel trieben; die Krone von allen aber war das reiche Miletus (-), das schon mehr als hundert Kolonien gestiftet hatte.

Hier war der Grieche Histiäus Statthalter; ein tüchtiger Mann, der auf dem unglücklichen Scythenzuge allein das ganze persische Heer gerettet hatte. Er war dafür mit einem Landstrich in Thracien, am Flusse Strymon, beschenkt worden. Hier legte er eine Kolonie an, und erregte dadurch die Besorgniß der Perser. Darius nahm ihm deshalb seine Statthalterschaft, und berief ihn nach Susa. Glimpfsweise ward ihm gesagt, der Monarch wünsche einen so verdienten Mann näher um sich zu sehen. Die Arzney noch mehr zu versüßen, ward sein Posten seinem Schwiegersohne Aristagoras (-) verliehen.

Histiäus vermißte am Hofe schmerzlich die verlorne Freiheit. Aber auch seinem Schwiegersohn brachte das neue Amt kein Glück. Er ließ sich von einer bedrängten Partey auf der Insel

Naxos zum Beistande bewegen, und dazu ward ihm ein Perser, Megabates, mit 200 Schiffen beigesellt. Das war sein Unglück. Zwey Anführer sind das sichere Verderben eines Heeres. Der Perser vereitelte aus Neid alle Unternehmungen des Griechen: die Flotte kehrte mit Schande zurück, und der arme Aristagoras ward verurtheilt, entweder die ungeheuren Kosten der Ausrüstung zu tragen, oder seinen Kopf nach Susa zu bringen.

Es ist nichts seltenes, daß ein bedrängter Mensch sein letztes Heil in dem Unheil von tausend Andern sucht. Aristagoras hatte viel Anhang unter den asiatischen Griechen; die Lust zur Empörung war in einem so leichtsinnigen Völkchen bald angefacht; so wollte er wenigstens seinen Kopf so theuer als möglich verkaufen. Indem er noch schwankte, kam ein treuer Sklave des Histiäus aus Susa bey ihm an, und verlangte, daß ihm der Kopf glatt geschoren würde. Da fand man auf der Haut in wenig Buchstaben einen Aufruf zur Empörung. Histiäus hoffte nämlich, bey solcher Gelegenheit nach Jonien zurückgeschickt zu werden. Aristagoras aber, durch solche Aufmunterung in seinem Vorsatz befestigt, schritt nun gleich zum Werke. Bey seinen Landsleuten in Asien wirkte die Aussicht zur Unabhängigkeit schnelle Vereinigung. Nur der Beitritt der europäischen Griechen fehlte noch. Die:

sen zu erlangen, setzte er sich zu Schiffe, und reisete von Stadt zu Stadt. Als Lockung hielt er überall den Ruhm der Ueberwinder des Großherrn und die unermeßlichen Schätze von Sardes und Susa vor.

Athen war gleich bereit; es versprach 20 Schiffe. Auch die Eretrier (in Euböa) traten bey. Im Rath zu Sparta erwog man die Sache mit kälterm Blute. Man fragte ihn, wieviel Tagereisen es wohl von Lacedämon bis Susa seyen, und als er sich etwas von drey Monaten verlauten ließ, rief der König Kleomenes aus: „O geh, du guter Freund von Milet, und mache, daß du noch vor Sonnenuntergang aus Sparta kommst. Wir wollen nichts weiter hören."

Dennoch machte Aristagoras noch einen Versuch. Er ging zu eben diesem König ins Haus, wo er ihn gerade mit seiner neunjährigen Tochter Gorgo allein traf. Hier versprach er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit zehn Talente (12,000 Thlr.), wenn er seine Meinung ändern wolle. Vergebens. Er legte noch zehn, noch zwanzig, noch dreißig Talente zu. Kleomenes schüttelte immer mit dem Kopfe. Endlich bot er ihm 50 Talente (60,000 Thlr.) „Vater, sagte ängstlich die kleine Gorgo, geh weg, sonst besticht dich der Fremde noch." Auf dies naive

Wort wandte der König dem Milesier für immer den Rücken.

18.

Ausgang der ionischen Empörung.

(500 — 498.)

Als die athenische und eretrische Flotte angekommen waren, standen die Jonier in Masse auf, und griffen den Darius in seinem eigenen Lande an. Aristagoras ging nicht mit, sondern blieb ruhig in Milet, indeß das zusammengebrachte Heer nach Ephesus, und von da an den Fluß Kaystros hinauf, über das Gebirge Tmolos nach Sardes zog. Da ihnen hier noch niemand Widerstand that, so nahmen sie die Stadt leicht ein, und verbrannten sie mit allen ihren Häusern und Tempeln. Bey diesem unerwarteten Schicksale versuchten die Bewohner vor dem Thore ihrer brennenden Stadt eine verzweiflungsvolle Nothwehr, und die Jonier — flohen auf das Gebirge Tmolos zurück. Wenige Tage nachher kam den Lydiern eine schon am Halys bereit stehende persische Armee zu Hülfe, fand aber die Jonier nicht mehr, und verfolgte daher ihre Spur, bis sie die Aufrührer in Ephe-

sus (*) fand. Hier zwang sie dieselben zur Schlacht, und die Jonier wurden, wie leicht zu vermuthen war, gänzlich geschlagen. Mehrere Jahre dauerte der unselige Krieg nun von Stadt zu Stadt fort, das schöne Land ward ganz verwüstet, und verlor den besten Theil seiner Einwohner. Indessen war die Unternehmung einmal angefangen, und die Jonier mußten nun wider Willen fechten. Sie versuchten es zur See und zu Lande, erwarben sich neue Bundesgenossen, und verloren manche von den alten, z. B. die Athener, welche gleich nach der ersten unglücklichen Schlacht wieder abzogen; Aristagoras aber, der sich als den Urheber des allgemeinen Elends ansah, flüchtete nach Thracien, wo er eine Kolonie anlegte, und bald darauf von den dortigen Wilden niedergemacht ward.

Dem Histiäus ging es nicht besser. Der König ließ ihn zwar wirklich nach Sardes ziehen, aber hier kannte man seine Absichten sehr wohl, und der lydische Statthalter nannte ihn ohne Hehl einen Verräther. Er entfloh daher zu den Rebellen, fand aber auch hier keine freundliche Aufnahme, weil jeder in ihm den Aufhetzer des Aristagoras verabscheute, und ihn für den Urheber aller Unglücksfälle hielt, welche dies sonst so friedlich blühende Ländchen betroffen hatten. Einigen Anhang fand er indessen doch, und mit diesem zog er von einer Insel zur andern

herum, raubte, plünderte, brannte, wo er keinen Widerstand fand, und fiel endlich einem persischen Haufen in die Hände, der ihn nach Sardes schickte, wo ihn der Statthalter kreuzigen ließ, und seinen Kopf, eingesalzen, nach Susa sandte. Darius war mit diesem Verfahren sehr unzufrieden; er befahl den Kopf abzuwaschen, einzuwickeln, und anständig zu begraben, als eines Mannes, der, wie sehr er sich auch vergangen, ihm doch einst lieb gewesen sey, und ihm in dem Scythenkriege wichtige Dienste geleistet habe. — Eine wahrhaft königliche Gesinnung.

Die Jonier wurden endlich in einer Hauptschlacht zur See und zu Lande überwunden, die Perser eroberten Milet, und sandten die Einwohner, welche nicht niedergehauen worden waren, gefangen nach Susa. Auch gegen sie bewies sich Darius sehr menschlich; er verzieh ihnen, schenkte ihnen allen das Leben, und verwies sie bloß in eine andere Provinz. So schonend verfuhren jedoch die persischen Feldherren nicht; sie bezeichneten ihre Wege mit Blut und Mord, und mit so grausamer Verstümmelung der Gefangenen, daß man in Griechenland nicht ohne Abscheu davon reden hören konnte.

19.

Erster Feldzug der Perser nach Griechenland.

(491 v. Chr.)

Nichts hatte den Darius bey Gelegenheit der ionischen Unruhen mehr verdrossen, als die Keckheit der Athener. Auch unterließ der vertriebene Hippias, der jetzt am persischen Hofe lebte, nichts, was den Zorn des Königs gegen dies Volk noch zu erhöhen vermochte. Damit es dem letzteren nie aus dem Sinne käme, wie sehr die Athener, besonders durch die Verbrennung von Sardes, ihn beleidigt hätten, ließ er sich täglich bey der Mahlzeit von einem Diener die Worte zurufen: „Herr, gedenke der Athener!"

Aber nicht sie allein, ganz Griechenland sollte für seine Theilnahme an den ionischen Unruhen bestraft werden. Herolde wurden in alle griechische Städte geschickt, Erde und Wasser für den Großherrn zu fordern. Viele gaben aus Furcht das Verlangte, besonders die Inseln, die dem Zorne der Perser am ersten ausgesetzt waren. Auch die Insel Aegina (-) bequemte sich dazu, und wurde deshalb von den Athenern angeklagt, als wäre es aus Rachsucht gegen sie geschehen. Die Spartaner, abermals bereitwillige Schiedsrichter, untersuchten die Sache, und legten den Aeginern eine Strafe auf. In Sparta

selbst wurde man über die persische Forderung so erbittert, daß die Herolde in der ersten Hitze in einen Brunnen gestürzt wurden, und in Athen beschloß das Volk auf den Antrag des jungen Redners Themistokles (~), den Griechen am Leben zu strafen, der sich zum Dollmetscher einer so entehrenden Forderung habe gebrauchen lassen.

Des Persers Ehre war zu tief gekränkt; nun mußte er zeigen, wer er sey. Hippias that sein Möglichstes, ihn besonders gegen die Atheuer aufzubringen, und Mardonius, ein junger ruhmbegieriger Perser, des Königs Schwiegersohn, der sich durch die Besiegung der Griechen zu verewigen hoffte, betrieb die Sache nicht minder eifrig. Ihm ward das Kommando einer Flotte anvertraut, die ein zahlreiches Heer führte; ein andres Heer ging zu Lande nach dem Hellespont, von wo es sich mit der Flotte gemeinschaftlich aus dem nördlichen Griechenlande in das südliche herunterziehen wollte. Aber noch ehe die Landtruppen Macedonien erreichten, erlitten sie durch tägliche Ueberfälle thracischer Horden, wobey Mardonius selbst verwundet wurde, einen empfindlichen Verlust, und die glänzende Flotte ward von einem schrecklichen Sturmwinde, der sie bey dem thracischen Vorgebirge Athos übereilte, so übel mitgenommen, daß Mardonius sich ferner nicht getraute, mit dem Rest seiner Mannschaft und seiner Schiffe die Unternehmung fortzusetzen,

zusetzen. Er kehrte daher, ohne einen Griechen gesehen zu haben, nach Persien zurück. Zu seiner Entschuldigung führte er die Wuth der Elemente, die fürchterliche Kälte in Thracien, und die grimmigen Seeungeheuer im ägeischen Meere an, die er mit so lebhaften Farben ausmalte, daß Darius beschloß — ihn diesen Gefahren niemals wieder auszusetzen.

20.

Zweiter Perserzug nach Griechenland.

(490 v. Chr.)

Zwey andere Feldherren, denen der König mehr Klugheit zutraute, wurden nun gleich das Jahr darauf mit einer gewaltigen Flotte ausgesandt, die Griechen zu züchtigen. Diesmal hatte man beschlossen, sie gleich im Mittelpunkte ihres Landes anzugreifen, und die Feldherren hatten insbesondere den Auftrag, namentlich die Athener und die Eretrier, auf der langen Insel Euböa, anzugreifen, ihre Städte zu zerstören, und die vornehmsten Bürger als Sklaven nach Persien zu führen, wozu sie schon eine Menge von Ketten mitgenommen hatten. Unterhalb Kleinasien steuerte die Flotte bey der Insel Rho=

dus vorbey, und bedeckte eine ungeheure Fläche des ägeischen Meeres zwischen den cykladischen Inseln mit ihren Segeln. Amorgos ward zuerst unterworfen, und gab willig Erde und Wasser her; dann Naxos, wo einst Theseus seine treue Ariadne zurückgelassen; dann Paros, das Vaterland des schönsten Marmors. In Delos war Alles entflohen, doch schonten hier die Barbaren der zurückgelassenen Wohnungen und Tempel, aus Achtung gegen den Geburtsort der Götter Apollon und Artemis, und bedeckten dafür auf ihrem ferneren Verheerungszuge die blühenden Inseln Syros, Tenos und Andros mit desto größerem Schrecken. Endlich geschah die gewaltige Landung auf Euböa, die Perser wütheten mit Feuer und Schwerdt, und von Eretria blieb nicht ein Haus stehen. Viele Einwohner flüchteten in die Gebirge, viele wurden niedergehauen, die übrigen an Ketten gelegt. Als hier nichts mehr zu verwüsten war, gingen die Barbaren wieder zu Schiffe, um nach Attika überzusetzen, und dort ein Gleiches zu verüben.

Die Athener vernahmen die Nachricht von der Annäherung des Feindes nicht ohne Schrekken. In der Geschwindigkeit sandten sie nach den benachbarten Staaten, und forderten sie zum Beistande auf, aber wenige waren geneigt dazu, theils aus Furcht vor der Persern, theils aus

Mißgunst gegen die Athener. Selbst den Spartanern lag es so nahe nicht, den Hellenen Hülfe zu leisten; sie schützten sogar ein Gebot ihres religiösen Aberglaubens vor, welches ihnen verwehrte, einen Krieg vor dem Vollmonde anzufangen, und so blieben sie beinahe noch drey Wochen unthätig, da doch hier selbst die Stunden kostbar waren. Nur die einzigen Platäer, Bürger einer Stadt in Böotien, kamen mit schleuniger Hülfe herbey. Die Athener boten in der Eil alles auf, was in ihren Kräften stand; jeder der zehn Stämme lieferte seine Mannschaft und einen Feldherrn dazu, und sogar mehrere Tausende von Sklaven wurden bewaffnet. Nur klein war freilich dieses Häufchen, aber fest entschlossen, für Vaterland und Freiheit alles zu wagen; geübt in Kampfspielen aller Art; kraftvoll nicht durch Stärke allein, sondern auch durch Gewandtheit; einig unter einander durch die gemeinschaftliche Noth; voll Vertrauens auf ihre Anführer; voll persönlichen Hasses gegen ihre Feinde, und endlich mit weit bequemeren Waffen und weit festern Rüstungen versehen, als jene. Die Perser dagegen, dienend aus Zwang, in einem fremden Lande, unbekannt mit der Gegend, überladen mit Gepäck, aus zehnerley verschiedenen Völkern zusammengelesen, feige Knechte, plump von Körper, trägen Geistes — welch ein Unterschied! Dem ungeheuren Troß diente

Hippias, der mitgezogen war, zum Wegweiser. Nachdem ein Theil von Attika verheert und ausgeplündert war, führte er den Schwarm in die Ebenen von Marathon (*), rechts über Athen, wo die persische Reiterey am besten würde wirken können. Hierher gingen ihnen die Athener entgegen, und bezogen ein Lager, dem Feinde gegenüber. Die Perser schienen verächtlich den Angriff abzuwarten, und nahmen kaum Kenntniß von dem kleinen Heere. Nur dem Hippias fing an bange zu werden, denn ihn überfiel plötzlich ein heftiges Niesen und Husten, wobey ihm ein Zahn losging und in den Sand fiel, daß er ihn gar nicht wiederfinden konnte. Eine böse Vorbedeutung, wie Herodot versichert.

21.

Miltiades bey Marathon.

(490 v. Chr.)

Unter den zehn Anführern der Athenienser fanden es die meisten doch bedenklich, eine so überlegene Macht in einem wohl verschanzten Lager anzugreifen, ja einige waren so furchtsam, daß sie schon von einem stillen Rückzuge zu reden anfingen. Selbst der am meisten bey dem Heere

galt, Kallimachus (-), Polemarch oder Generalissimus über die zehn Feldherren, wollte nichts von einer Schlacht hören, und die Athener würden sich schimpflich in ihre Stadt zurückgezogen haben, wenn Ein Mann nicht Muth und Klugheit für Alle gehabt hätte, Miltiades (-), einer unter den zehn Anführern, der gegen alles Widerstreiten eine Schlacht hier bey Marathon für durchaus nothwendig hielt, und den Kallimachus mit der ganzen Macht seiner feurigen Beredsamkeit davon zu überzeugen suchte. „Lassen wir, sprach er, diese erste Gelegenheit, uns als tapfere Männer zu bewähren, vorübergehen; räumen wir hier schimpflich dem Feinde das Feld, jetzt da er noch Achtung vor dem griechischen Namen hat, so wird er uns nimmer wieder fürchten; mit kühnerm Muth, gereizt durch unsre Flucht, ereilt er uns dann in unsrer Stadt, und der Pisistratide wirft uns wiederum in die alten knechtischen Fesseln, von denen wir uns kaum befreiet haben. O zaudre nicht, laß uns einig seyn, einig zur Schlacht; von deinem Entschlusse hängt Griechenlands Freiheit ab; dein Zögern wird machen, daß ein Bundesgenoß nach dem andern von uns läßt, und dem stolzen Perser Erde und Wasser bewilligt."

Kallimachus ward bewegt, nur einige Feldherren zauderten noch. Da gab Aristides (-) ein schönes Beispiel. „Hört mich, meine Freun-

de, sprach er; die Athener haben uns gemeinschaftlich das Kommando anvertraut, daß jeder von uns es abwechselnd auf einen Tag führe. Ich kann mich nicht vergleichen mit unserm erfahrnen Mitbruder Miltiades, und trete ihm daher willig meinen Tag ab: wer unter euch des Vaterlandes Rettung wünscht, der folge mir und weiche diesem Helden!"

Kein Anführer wollte sich nach dieser Anrede den edlen Aristides in der Bescheidenheit zuvorkommen lassen; alle traten dem Miltiades das Oberkommando ab, und ließen sich von ihm zur Schlacht führen. Rechts die Athener, links die Platäer, und in der Mitte die Sklaven, so rückte das Heer gegen den Feind an, nachdem die Orakel während des Opfers Glück geweissagt hatten. Anfangs lachten die Perser, und sandten einen Hagel von Pfeilen auf die Heranstürzenden. Darauf ward das Gefecht lebhaft, die Perser durchbrachen die Mitte der griechischen Schlachtordnung, indeß die beiden Flügel von den Griechen in die Flucht geschlagen wurden. Nun wandten sich die griechischen Schwerdter nach der Mitte, den weichenden Sklaven beizuspringen, und als auch hier die Perser endlich flohen, verfolgte der muthige Haufe der Athener und Platäer die Flüchtigen bis nach dem Meeresstrande, nahm ihnen sieben Schiffe weg, und plünderte das ganze Lager aus, welches die Perser mit al-

len darin aufbewahrten Schätzen im Stiche lassen mußten. Die ganze Ebene war mit Erschlagenen bedeckt, auch die Athener hatten ihren Polemarchen und zwey tapfere Feldherren, sammt vielen andern vornehmen Bürgern eingebüßt, aber der Verlust der Perser war überschwenglich größer gewesen.

Eins versuchten die Fliehenden noch: mit ihren Schiffen schnell um die unterste Spitze von Attika, das Vorgebirge Sunium, herumzusegeln, und Athen von der Westseite anzugreifen. Aber weit schneller war Miltiades zu Lande dorthin gekommen, und erwartete sie muthig am Hafen Phalerum (-). Als die Flotte ankam, warf sie die Anker aus, wagte jedoch keine Landung weiter, sondern segelte beschämt wieder ab, und konnte dem Darius nichts weiter mitbringen, als die gefangenen Eretrier, an welchen derselbe — wiederum königlich — die Beleidigungen und den Mord der Herolde nicht rächte. Er ließ ihnen vielmehr die Fesseln abnehmen, und wies ihnen eine Gegend seines großen Reiches zur freien Bebauung an.

Größere Freude hat wohl noch nie ein siegendes Heer empfunden, als das athenische bey Marathon. Während der ganze Haufe die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein Einzelner in vollem Laufen die wenigen Meilen nach Athen hin, rief fast athemlos durch die Straßen und

auf dem Markte: „Freut euch, wir haben gesiegt!" und fiel sogleich todt nieder. Die Athener feierten noch lange nachher diesen glänzenden Tag, hielten Processionen und Opfer auf dem Wahlplatze, setzten den Gefallenen Inschriften daselbst, und verewigten das Gedächtniß der zehn Feldherren durch ein großes Gemälde. Der Name Miltiades war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude: das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter. Nur Einer war stumm und tiefsinnig während der allgemeinen Fröhlichkeit, der junge Themistokles (-), der nicht lange vorher erst angefangen hatte, dem Staate als Richter und Volksredner zu dienen. Mit aller Eifersucht des glühendsten Ehrgeizes antwortete er seinen fragenden Freunden: „Die Trophäen des Miltiades lassen mich nicht schlafen."

Eben als die tapfern Athener nach Hause zurückkehren wollten, kam in großer Eil ein Häuflein Spartaner an, das nun, nach erschienenem Vollmonde, zum Helfen bereit war. Sie ließen sich zum wenigsten noch das Schlachtfeld zeigen, lobten die Athener Höflichkeits halben, und kehrten dann wieder in ihren Peloponnes zurück.

22.

Miltiades Tod.

(489 v. Chr.)

Den Athenern konnte wohl nichts lieber seyn, als daß sie die große Sache von Hellas ohne den lästigen Beistand Sparta's ausgefochten. Hatten sich diese herrschsüchtigen Peloponnesier bisher ihr verhaßtes Entscheidungsrecht auch über Athen angemaßt, so schien jetzt die Gelegenheit bequem, die Obergewalt über die kleinern Staaten an Athen zu bringen, und Sparta's Ansehen zu beugen. Der glorreiche Sieg über die Perser hatte den Athenern einen kühneren Schwung gegeben; man wollte solcher herrlichen Thaten mehr verrichten. Nur durch Eroberungen konnte man die Macht des Staats verstärken. Die Stimme des Rechts schweigt bekanntlich vor dem Vergrößerungstriebe, man ist da schon mit einem Vorwand zufrieden.

Dieser fehlte den Athenern nicht. Die reichen Inseln im Archipelagus hatten während der Gefahr Griechenlands nicht mit ihnen gemeine Sache gemacht, vielmehr den Persern Erde und Wasser geschickt. Das hieß nun, sie hatten die Freiheit des Vaterlandes verrathen, und dafür mußten sie gezüchtigt werden. Miltiades insbesondere versprach seinen Mitbürgern von einer

solchen Strafunternehmung große Vortheile, und begehrte dazu 70 wohlbemannte Schiffe. Er erhielt sie, und segelte mit denselben zuerst nach Paros, wo er einen Privatfeind hatte, an dem er sich zu rächen wünschte. Aber das Glück war dem unedlen Unternehmen nicht günstig. Die starken Mauern der Hauptstadt Paros trotzten den in der Belagerungskunst noch unerfahrnen Griechen, und die tapfern Einwohner wiesen den Herold, der ihnen 100 Talente (120,000 Thlr.) abforderte, verächtlich zurück. Miltiades selber zerschellte sich durch einen unglücklichen Fall das Bein, und als sich bald darauf eines Abends in der Ferne ein Feuer zeigte, welches er in der Angst der Krankheit für das Zeichen einer sich nähernden persischen Flotte hielt, gab er schnell Befehl zum Abzuge, nachdem er die Stadt 26 Tage belagert, und das platte Land verheeret hatte.

In Athen hatte unterdessen die Factionswuth die Gemüther mehr als jemals entzweit. Die noch immer rege Partey der Alkmäoniden, die das Ansehen des Miltiades haßte und fürchtete, nahm sogleich von des Helden schimpflicher Rückkehr Anlaß, ihn als einen Mann, der die Athener betrogen, bey dem Volke auf Leib und Leben anzuklagen. Unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, da seine Krankheit sich gefährlich verschlimmert hatte, mußte er seinen Freunden

seine Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon. Sie konnten damit nichts bewirken, als Erlassung der Todesstrafe. Statt dieser sollte er eine Geldbuße von 50 Talenten (60,000 Thlr.) bezahlen. Da er diese nicht hatte, ward er ins Gefängniß getragen, wo er bald an seiner entzündeten Wunde starb. Nach atheniſchen Gesetzen mußte ihm nun sein Sohn Cimon ins Gefängniß folgen, in welchem auch er vermuthlich zeitlebens würde geschmachtet haben, wenn nicht ein reicher Schwager für ihn die Summe bezahlt hätte. So geht es in Republiken!

23.

Aristides und Themistokles.

(488 — 482.)

Nach Miltiades Tode drängten sich zwey Athener nach dem ersten Range im Staat, Aristides und Themistokles. Beide strebten auf verschiedenen Wegen nach der Volksgunst, Aristides durch unerschütterliche Redlichkeit und Gerechtigkeit, Themistokles durch Klugheit und hinreißende Beredsamkeit. Jener suchte seinen höchsten Ruhm darin, der Gerechte genannt zu

werden, dieser wollte nichts geringeres, als Athen zur ersten Macht in Griechenland, und sich zum ersten Manne in Athen erheben. Schon als Knabe war er stolz, feurig, klug, nie müßig oder dem Spielen, wie andre Kinder, ergeben; er suchte gern die Einsamkeit, und redete dann mit sich selbst. Er hielt aus dem Kopfe gerichtliche Reden, klagte seine Freunde an, oder vertheidigte sie, wie er es in den Gerichtssälen zu Athen gehört hatte. Bey dem Unterrichte in der Musik und Moral hörte er nur schläfrig zu, und begriff nichts; sobald aber von Staatskunst, Kriegskunst, Beredsamkeit die Rede war, verschlang er die Worte des Lehrers, und that hundert Fragen, um sich recht gründlich zu unterrichten. Als er daher einst in einer fröhlichen Gesellschaft war, wo die Cyther herumging, daß jeder ein Liedchen darauf vortrüge, und auch an ihn die Reihe kam, gab er das Instrument mit den Worten weiter: „Spielen und singen kann ich nicht, aber einen Staat berühmt und groß zu machen, die Kunst glaube ich zu wissen."

Als er zuerst in den Gerichtshöfen und als Volksredner öffentlich auftrat, erregte sein feuriger Geist, seine Beredsamkeit und seine edle Gestalt schon Aufsehen und große Erwartungen, doch fand er den ältern Aristides schon vor sich, der sich durch seine Rechtschaffenheit, Tapferkeit, und vorzüglich durch seine Bescheidenheit auf der Ebe-

ne von Marathon, die allgemeine Achtung und Liebe des Volks erworben hatte. So lange Miltiades lebte, ließen ihn dessen Trophäen nicht ruhen, und nun war ihm wieder der Ruhm des Aristides ein Dorn im Auge. Er fühlte eine brennende Begierde, Thaten zu verrichten, die den Namen beider Helden verdunkeln könnten.

Zuerst hielt er um eine Flotte an, mit der er die gescheiterte Unternehmung des erstern fortsetzen wollte. Er erhielt das Kommando, zog aus, und erpreßte von den Inseln ungeheure Summen, mit denen er theils den athenischen Schatz, theils sich selbst bereicherte. Nach seiner Rückkehr imponirte er nun auch durch äußern Glanz; er gab ganz allein zu einem Schauspiele für das gesammte Volk die Kosten her, wetteiferte in den olympischen Spielen mit dem jungen Cimon in der Pracht seiner Tafel, und als einmal ein berühmter Harfenschläger aus Hermione (*) in der Landschaft Argolis, nach Athen kam, ließ Themistokles ihn in seinem Hause spielen, um die Ehre zu haben, die vornehmsten Männer in der Stadt bey sich zu sehen. Je mehr man ihn anstaunte, desto mehr ward sein unersättlicher Ehrgeiz gekitzelt; doch hütete er sich bey allem Stolze sorgfältig, einen Bürger zu beleidigen; vielmehr trachtete er auch im Umgange nach dem Lobe eines höflichen, zuverlässigen, dienstfertigen und gerechten Mannes. Aristides hielt es für

gefährlich, diesen Ehrsüchtigen zur höchsten Gewalt aufkommen zu lassen, und arbeitete ihm aus aller Kraft entgegen. Aber Themistokles war schon zu hoch gestiegen; er überwältigte den tugendhaftern, aber weniger verschmitzten Gegner, überredete das Volk, Aristides trachte nach Oberherrschaft, und trug darauf an, ihn auf 10 Jahre zu verbannen. Seine feurige Beredsamkeit, und vielleicht auch seine geheime Geldaustheilung hatte den Pöbel wunderbar aufgewiegelt; Tausende liefen mit ihren Schreibtäfelchen herbey, um einen Mann wegjagen zu helfen, der ihnen bisher nichts als Gutes erwiesen hatte.

Der ehrliche Aristides war gerade selbst auf dem Markte, als das Volk im tollsten Wirbel sich um seine Verbannungsurne umtrieb. Da kam ein elender Mensch, der ihn nicht einmal kannte, mit einem Scherben zu ihm herangelaufen, und bat ihn, ihm doch den Namen Aristides drauf zu schreiben. — „Was hat dir denn Aristides gethan, fragte dieser lächelnd, daß du ihn verbannen willst?" — „Nichts, antwortete der Bürger, ich kenne ihn nicht einmal, aber es ärgert mich, daß er allein der Gerechte heißen soll." — Aristides schrieb seinen Namen gutmüthig hin, den der Bürger sogleich zur Urne trug.

Nun galt Themistokles alles bey dem Volke, da sein größter Widersacher fortgeschafft war. Er betrieb alle Staatssachen, und legte es dar:

auf an, Athen zur Herrschaft über Griechenland zu erheben. Er hielt dafür, daß dies nicht anders, als durch eine überlegene Seemacht geschehen könne, daher beredete er das Volk, gewisse Einkünfte aus Bergwerken, die sonst unter die Bürger vertheilt worden waren, nunmehr zur Errichtung einer Flotte zu verwenden; und so wurden hundert neue Schiffe erbaut, wie er vorgab, gegen die Aeginer, mit denen noch immer ein Seekrieg geführt ward, aber insgeheim hatte er damit ganz andere Absichten. Er sahe die Schlacht bey Marathon noch nicht als das Ende des Perserkrieges an, sondern als den Anfang zu ganz neuen Dingen, an die jetzt noch kein Grieche dachte; und er irrte sich nicht.

24.

Rüstungen in Persien zum dritten Feldzuge nach Griechenland.

(489 — 481.)

Darius Hystaspis konnte die zwiefache Schmach seiner Heere in Griechenland nicht ruhig verschmerzen. Er beschloß, nun zum dritten Male eine sichere und nachdrückliche Rache an den Athenern zu üben. Zu diesem Ende schrieb

er Werbungen aus durch sein ganzes Reich, ließ Flotten bauen und Vorräthe zusammenbringen drey Jahre lang, allein er starb während dieser Zurüstungen (v. Chr. 486), und hinterließ seinem Sohne Xerxes das Reich, der von mütterlicher Seite noch ein Enkel des Cyrus war.

Diesen Regierungswechsel benutzten die Aegypter, die seit Kambyses unter persischer Herrschaft gelebt hatten, sich loszureißen, und die persischen Statthalter und Besatzungen aus dem Lande zu jagen. Xerxes sandte daher die gegen die Griechen ausgerüstete Macht nun gegen die Aegypter, und hatte mit dieser Expedition so viel zu thun, daß er sich vielleicht gar nicht wieder mit den Griechen eingelassen hätte, wenn nicht Mardonius, der seit der neuen Regierung wieder zu Ehren gekommen war, ihn unaufhörlich gegen dies Volk aufgehetzt hätte. Endlich gab er diesem Unglückstifter, der seine Feldherrnehre wiederzulösen brannte, Gehör, und sobald die Aegypter wieder unterworfen waren, begannen neue Rüstungen gegen Griechenland. Und welche Rüstungen! Das ganze unermeßliche Reich ward in Bewegung gesetzt; mehr als funfzig Völkerschaften, an Sprache, Sitten, Waffen und Kleidung ganz verschieden, mußten ihre Contingente stellen: ein Heer von einigen Millionen, nach Herodots Angabe, ward aufgebracht, das größte, das bisher die Welt gesehen hatte;

die

die vornehmsten Herren vom königlichen Geblüte wollten, so wie der König selbst, persönlich mitgehen, und dies veranlaßte ein Gefolge von Sklaven, Köchen, Handwerkern und Weibern, ja von Zugthieren und Hunden, welches fast eben so zahlreich als das Heer selbst war. Den Aegyptern und Phöniciern ward es aufgelegt, den Proviant zu liefern, andere Seevölker mußten die Ausrüstung der Schiffe über sich nehmen, deren Milet allein hundert stellte. Um das gefährliche Vorgebirge Athos nicht wieder umfahren zu müssen, ließ Xerxes die Erdzunge zwischen demselben und dem festen Lande durchgraben, ein ungeheures Werk, zu dem die Arbeiter mit Prügeln angehalten werden mußten. Endlich, als der Kanal fertig war, und nach vierjährigen Zurüstungen, setzte sich die Flotte von 1200 Kriegs- und 3000 Lastschiffen in Bewegung, das Landheer aber versammelte sich in den Ebenen von Sardes, und harrte des Königs Xerxes, der es in Person anführen wollte.

25.

Die Spartaner in Susa.

(482 v. Chr.)

Während dieser Zeit vollzogen zwey griechische Männer eine außerordentliche That. Seitdem, wie oben erzählt ist, die Spartaner die persischen Gesandten, die ihnen Erde und Wasser abzufordern gekommen waren, in den Brunnen gestürzt hatten, konnten die Priester im Tempel des Thaltybius (Agamemnons Herolds) zu keinem Opfer mehr günstige Zeichen erhalten. Sie versetzten durch ihre Klagen darüber die ganze Stadt in tiefe Betrübniß, und bestanden darauf, man müsse, um die Götter wegen dieser Verletzung des Völkerrechts zu versöhnen, freiwillige Todesopfer an den Xerxes senden. Kaum war das Aufgebot dazu erschollen, so meldeten sich auf der Stelle zwey edle Spartaner, Sperthias und Bulis, freiwillig, verließen Weib und Kinder, und gingen getrosten Muthes nach Persien, zum Tode für das Vaterland.

Unterweges, in Kleinasien, zog sie ein vornehmer persischer Heerführer, Namens Hydarnes, an seine Tafel, und sprach unter andern zu ihnen: „Ihr Männer von Lacedämon, warum sträubt ihr euch doch so sehr, Freunde des

Königs zu werden? Seht doch an mir, wie der König rechtschaffene Leute zu ehren weiß. Auch euch, wenn ihr euch ihm ergäbet, würde er gewiß eine Herrschaft oder eine Statthalterschaft in Griechenland geben." Sie antworteten als ächte Republikaner: „Hydarnes, was die Dienstbarkeit ist, weißt du, aber die Freiheit kennst du nicht. Hättest du von ihr eine Erfahrung, so würdest du uns rathen, Gut und Blut für sie aufzusetzen."

In Susa wollte man sie zwingen, vor dem König niederzufallen. Vergebens. Sie blieben dabey, es sey in ihrem Vaterlande nicht gebräuchlich, einen Menschen anzubeten. Stehend sprachen sie daher zum Monarchen: „König der Meder, die Lacedämonier haben uns hergeschickt, als Rach- und Sühnopfer für die Herolde zu büßen, die in Sparta umgebracht worden." Erstaunt und gerührt von soviel Mannssinn erwiederte der gleichfalls nicht unedle Xerxes, er sey nicht gesonnen, das was er an ihren Landsleuten tadeln müsse, selbst zu thun, noch durch ihre Hinrichtung die Spartaner von ihrer Schuld frey zu machen. So kehrten die beiden Männer unverletzt zurück.

26.

Aufbruch des Perserheeres.

(481 v. Chr.)

Als nun die vielerley Heerschaaren alle gerüstet waren, trafen sie zu Kritala in Kappadocien, dem festgesetzten Sammelplatz, zusammen, und wurden zunächst vom Xerxes nach Sardes geführt. Bald nachdem man auf diesem Zuge den Fluß Halys passirt hatte, kam man in der Stadt Celäne in Phrygien an. Hier wohnte Pythius, der reichste Mann in Asien, nächst dem Perserkönige. Dieser bewirthete nicht nur den Xerxes mit seinem ganzen Heer auf das köstlichste, sondern erbot sich auch, denselben mit Hülfsgeldern zu unterstützen. Der erstaunte Monarch fragte ihn, wie groß denn sein Vermögen sey. „Ich habe es einmal untersucht, erwiederte Pythius; da fand ich bey der Zusammenrechnung, daß ich an Silber zweitausend Talente (2,400,000 Thlr.) und an Golde vier Millionen weniger siebentausend darikische Stateren besäße. Mit dieser Summe beschenke ich dich, denn meinen Unterhalt habe ich von meinen Sklaven und vom Ackerbau." Xerxes war weit entfernt, einen unköniglichen Schein von Habgier gegen einen Unterthanen blicken zu lassen; er

freute sich vielmehr über den Wohlstand des Mannes, dankte ihm für seine kostbare Bewirthung, ernannte ihn zu seinem Gastfreunde, und schenkte ihm die noch fehlenden siebentausend Goldstücke dazu.

Ein gleicher Act königlicher Großherzigkeit ward an einem Platanenbaume auf dem Wege nach Sardes verübt, der durch seine ungemeine Größe und Schönheit des Königs Bewunderung auf sich gezogen. Er beschenkte ihn zum Andenken mit einem goldenen Schmuck, und ließ Wächter bey demselben zurück.

Von Sardes aus sandte er noch einmal Herolde in die griechischen Städte, um Erde und Wasser einzufordern. Und da er beschlossen hatte, das Heer zu Fuß nach Europa überzusetzen, so hatte die ganze Flotte nach dem Hellespont segeln, und eine Schiffbrücke über die Meerenge schlagen müssen: ein ungeheures Werk, dessen erster Versuch, wie nicht zu verwundern ist, mißglückte, zumal da ein Sturm noch die Macht der Meereswellen verstärkte. Herodot erzählt, Xerxes habe dafür nicht bloß die Baumeister der Brücke hinrichten, sondern auch dem Meere selbst 300 Peitschenhiebe geben, und ein Paar Fußeisen in dasselbe versenken lassen; ein Zug, der wenn er nicht vielleicht von feindseligen Griechen erdichtet ist, zeigt, welche schreckende Schau-

spiele ein asiatischer Despot seinem Ansehen bey rohen Völkern schuldig zu seyn geglaubt habe. *)

Während nun an einer zweiten Brücke gearbeitet ward, brach Xerxes mit dem Heere von Sardes auf, wo er überwintert hatte, und zog nordwestlich hinauf, dem Hellespont zu. Ein gewaltiger Zug! Voran gingen die Lastträger und das Zugvieh; nach diesem kam ein gemischtes Heer aus allerley Völkern; dann tausend Reiter und tausend Lanzenträger, beides erlesene Perser. Hierauf folgten, trefflich geschmückt, zehn nisäische Pferde (auf dem heiligen Felde Nisäum in Medien erzeugt und der Sonne geweiht); nach ihnen der heilige Wagen, von acht weißen Rossen gezogen, aber von niemand bestiegen, und hierauf der Wagen, in welchem Xerxes saß, mit nisäischen Pferden bespannt. Hinter ihm gingen wieder zehntausend erlesene Perser zu Fuß und eben soviel zu Pferde, und erst nach diesen folgte der ganze übrige Zug.

Als man an den Skamander kam, hatte dieser aus dem Homer so berühmte Fluß nach Herodots Bericht nicht Wasser genug, um alle die Millionen von Menschen und Thieren zu tränken. Der Ida blieb zur Linken liegen, Xerxes

*) Auf ähnliche Art ließ ein persischer General auf eben diesem Marsche seinem Pferde, welches ihn abgesetzt hatte, auf demselben Platze die Schenkel abhauen.

selbst aber ging nach Pergamum, begierig, die berühmte Stadt des Priamus zu sehen. Er opferte daselbst der ilischen Athene tausend Rinder, und seine Magier gossen den Manen der Helden vor Troja zu Ehren Trankopfer aus. Hierauf setzte man die Reise nach dem Hellespont fort.

Wenige Tage darauf erreichte das Heer die letzte asiatische Stadt, Abydus (-). Hier wollte Xerxes eine allgemeine Heerschau halten. Die Abydener errichteten ihm zu dem Ende eine hohe Bühne von weißen Steinen, von der er das ganze unermeßliche Heer und die Flotte in dem weiten Meere überschauen konnte. Man machte ihm auch die Freude, ein Seegefecht aufzuführen, in welchem die Sidonier den Sieg gewannen. Er betrachtete das ganze ungeheure Gewühl von Menschen zuerst mit freudigem Erstaunen, zuletzt aber mit Wehmuth und Thränen. Ihm fiel ein, sagt Herodot, daß unter allen diesen Millionen kein einziger vielleicht das hundertste Jahr erreichen werde. Wie würde er nicht erst geseufzt haben, wenn er gewußt hätte, daß die Hälfte von ihnen schon nach einem halben Jahre aufgerieben seyn würde.

Die Schiffbrücke über den Hellespont war jetzt durch Hülfe vieler hundert großen Schiffe, die durch Anker und Stricke befestigt, und mit Balken und Brettern überdeckt waren, glücklich

zu Stande gekommen. Sie war über 2000 Schritte lang, und von beiden Seiten mit Brettern verzäunt, um der Pferde willen. Ehe der Uebergang geschah, ward der Weg mit Myrthen bestreut, und Räucherwerk auf demselben angezündet. Xerxes selbst goß der aufgehenden Sonne zu Ehren ein Trankopfer aus goldner Schale aus, betete, und warf die Schale, auch einen goldnen Becher und einen persischen Säbel in das Meer. Dann ward der Zug angetreten. Er dauerte, nach Herodots Angabe, 7 Tage und 7 Nächte, ohne jemals inne zu halten. Am jenseitigen Ufer hielt Xerxes eine abermalige Heerschau, sowohl über die Landmacht als über die Flotte, und hatte seine Freude an der Menge der schöngebildeten Männer, unter denen jedoch er selbst nach Größe und Schönheit der würdigste war, die Herrschaft über sie alle zu führen.

Wunderbar in der That war das Gemisch der verschiedenen Trachten und Waffen der einzelnen Hülfsvölker. Da sah man Perser mit spitzigen Hüten, bunten, engen Röcken mit Aermeln, langen Hosen, Spießen, Bogen, Pfeilen und Dolchen; Kissier mit Mützen; Assyrer mit Helmen und eisenbeschlagenen Keulen; Saker und Scythen mit Streitäxten; Indier in Baumwolle gekleidet, mit Bogen und Pfeilen von Rohr; Kaspier mit Pelzen; Saranger mit hohen Stiefeln; Aethiopen mit Löwen= und Pardelhäuten

behängt, den nackten Leib halb weiß, halb roth bemalt, und über das Haupt die mit der Mähne abgestreifte Haut eines Pferdekopfes gezogen; Thracier mit Helmen von Fuchsbälgen, u. s. w. Auf diese Art beschreibt Herodot uns 56 Völkerschaften, die alle den Zug mitmachten. Nicht minder verschiedenartig waren auch die Schiffe. Unter diesen waren auch palästinische; es zogen also auch Juden mit nach Griechenland. An der Spitze der karischen Galeeren segelte sogar ein Weib, die Königin Artemisia.

Auf dem Zuge durch Thracien und Macedonien erhielt Xerxes ein recht deutliches Vorzeichen von den Göttern, wie Herodot versichert: eine Stute gebar nämlich einen Hasen; aber er achtete nicht darauf. Dem Flusse Strymon zu Ehren schlachteten die Magier weiße Pferde, und als sie in eine thracische Gegend kamen, welche die neun Straßen hieß, so vergruben sie daselbst neun Knaben und neun Mädchen von den Landeseinwohnern, nach einer abergläubischen Sitte, lebendig in die Erde. In Macedonien legten ihnen die unwegsamen Wälder und Gebirge große Schwierigkeiten in den Weg: Löwen und andere reißende Thiere fielen die Kameele an, und in manchen Gegenden mußten erst mehrere Tage lang die Bäume abgehauen werden, um dem Heere einen Durchgang zu bahnen. Dafür hatte aber der König schon hier

die Freude, täglich einige von den Herolden, welche er von Sardes aus an die griechischen Städte gesandt hatte, mit Erde und Wasser zurückkommen zu sehen. Selbst thebische Erde war darunter. Nach Athen und Sparta hatte er gar nicht geschickt.

27.

Bedrängter Zustand der Griechen.

In Griechenland sah es allerdings bedenklich aus. Die Städte waren uneins, und rathschlagten noch zaudernd in Korinth, als Xerxes schon am Hellesponte stand. Es ward nach Delphi geschickt, aber selbst das Orakel wagte nicht den Griechen einige Hoffnung zu geben. Die Thessalier im obern Griechenlande, welche den barbarischen Besuch zuerst zu erwarten hatten, flehten um Hülfe. Auch beschlossen die Athener und Spartaner wirklich in Korinth, ein Heer von 10,000 Mann unter der Anführung des Euänetos (*) und Themistokles hinauf zu schicken. Diese Griechen, vereinigt mit thessalischer Reiterey, lagerten sich in einer der reizendsten Gegenden Griechenlands, in dem Thale Tempe, durch welches der Fluß Peneus in

malerischen Krümmungen, umkränzt von lachenden Ufern sich schlängelt; zwischen den alten luftigen Zacken der majestätischen Gebirge Olympus und Ossa. Hier war der Eingang aus Macedonien in Thessalien; hier beschlossen sie, den Feind zu erwarten. Aber ein macedonischer Fürst ließ sie warnen, auf ihre Rettung bedacht zu seyn, damit sie nicht von den Persern zertreten würden. Zugleich erfuhren sie, es sey noch ein anderer Eingang in Thessalien, durch welchen sie die Feinde doch nicht würden aufhalten können. Sie zogen sich daher alsobald wieder nach dem Isthmus von Korinth zurück, und ließen die Thessalier im Stiche, welche sich nun ohne Widerstand dem Xerxes ergaben. Ein Gleiches zu thun, waren schon die meisten der kleinern Staaten entschlossen, und jeder stellte es ängstlich dem Schicksale anheim, was die Barbaren über ihn beschließen würden. Das goldne Wort Freiheit war nur noch den Spartanern und Athenern heilig. Aber was wollten die Bürger zweier Städte gegen die Völkerschaften von mehr als funfzig Provinzen ausrichten. Die Noth war wahrlich groß, und selbst die Orakel riethen zur Unterwerfung oder zur Flucht.

28.

Themistokles, Griechenlands Retter.

(480.)

Doch was Ein Mann zur rechten Zeit vermag, haben wir schon onst gesehen. Auch jetzt in dieser allgemeinen Noth fand sich ein solcher Mann, der sich die Kraft zutraute, sein von außen bedrohte, von innen zerrissenes Vaterland durch Klugheit und Tapferkeit zu retten. Es war der schon genannte Athener Themistokles. Er betrieb mit seiner feurigen Beredsamkeit die immer festere Verbindung zwischen Athen und Sparta; zeigte, welch ein großes Rettungsmittel in der zur rechten Zeit gezimmerten Flotte der Athener liege, und belebte und erhöhete den oft schon sinkenden Muth seiner Mitbürger durch Reden und Thaten. Es gelang ihm, alle bisherige Privatfehden der kleinen Staaten niederzuschlagen, Aegina mit Athen zu versöhnen, ja zu verbinden. Boten wurden ausgesandt in die griechischen Inseln, sie einzuladen zur Theilnahme an der Verjagung des allgemeinen Griechenfeindes, und viele sagten willig ihren, wenn gleich schwachen, Beistand zu. Die Argiver, mißgünstig gegen Sparta und Athen, wollten sich zu nichts verstehen, die Korcyräer (im jetzigen Corfu) schwankten hin und her, die Kre-

ter hatten ein warnendes Orakel erhalten, darum wollten sie nicht kommen, und Gelon, der Beherrscher einer mächtigen Griechenkolonie in Sicilien, war zwar bereit, 200 Schiffe und 30,000 Mann zu Hülfe zu schicken, auch sogar das ganze griechische Heer während des Krieges mit Proviant zu versorgen, aber er wollte dafür auch Oberfeldherr derselben seyn, und allen Griechen Gesetze vorschreiben. Da sagten die spartanischen Gesandten kurz: „Soldaten brauchen wir, nicht einen Feldherrn; willst du befehlen, so behalte deine Leute."

Was zu thun? Der Freunde waren so wenige, jeder fürchtete sich. Sollten diese Wenigen den Widerstand wagen? Themistokles bestand darauf, und seine Gründe drangen durch. Kein Augenblick war zu verlieren, denn mit jedem Tage wälzte sich der ungeheure Strom der Feinde näher heran; die Flotte hatte schon den neugegrabenen Kanal beim Athos durchschifft, die Landmacht drang durch Thessalien auf Hellas ein. Ein einziger schmaler Durchgang verband beide Provinzen, der Paß bey Thermopylä, (*) eine lange, enge Schlucht, an deren linker Seite ungeheure Felsenwände, ein Theil des Gebirges Oeta, in die Wolken ragten. Rechter Hand gränzte der Weg an tiefe Sümpfe, die sich bis an das Meer erstreckten, welches zwischen Hellas und Euböa fließt. An manchen

Stellen dieser Schlucht konnte nur ein Wagen fahren.

Von der persischen Flotte war vorauszusehen, daß sie bey der Insel Scyathus (-) vorbey, nach der Meerenge bey Artemisium segeln würde. Zwey Pässe mußten also besetzt werden, zu Lande der Paß bey Thermopylä, zur See der bey Artemisium. Das ward dann rasch in der Bundesversammlung beschlossen, 8000 Mann wurden nach Thermopylä geschickt, und eine Flotte, zu welcher die Athener, Megaräer, Chalkier, Sicyonier, Epidaurer, Eretrier, Styräer, Lacedämonier, Trözener und Opuntier, und die Inseln Aegina und Ceos ihre Schiffe hergegeben hatten, segelte durch den Euripus (-) (zwischen Böotien und Euböa) nach Artemisium.

Zum Anführer der 8000 Mann bey Thermopylä war einstimmig von allen Bundesgenossen Leonidas (-), König von Sparta, erwählt worden. Als man nun noch wegen des Anführers der Flotte berathschlagte, bestanden die Athener darauf, daß einem ihrer Mitbürger diese Ehre wiederfahren müsse. Sogleich ermachte die allgemeine Eifersucht gegen Athen: alle Verbündete schrien: Nein, wenn nicht ein Spartaner auch das Commando zur See erhalte, so träten sie alle vom Bunde zurück. Die Athener, beleidigt, antworteten trotzig; die Sparta=

ner machten bedenkliche Mienen, der Streit näherte sich der Erbitterung, und alles wäre verloren gewesen, wenn nicht Themistokles selbst, der hier über dem gemeinsamen Interesse sein eigenes vergaß, seine hitzigsten Mitbürger einzeln bey Seite gezogen, und sie zur Nachgiebigkeit bewegt hätte. „Unglückliche, rief er, wollt ihr denn durch eure Uneinigkeit den ganzen Bund zerstören? Jetzt spart den Ehrgeiz, ihr sollt ihn bald desto glänzender befriedigen. Glaubt mir, wenn man sehen wird, daß unsere Seemacht in diesem Feldzuge die beste und tapferste ist, so wird man uns in der Folge von selbst den Vorrang zugestehen."

Zum Glück für Griechenland gelang ihm seine Bemühung. Die Bundesgenossen sandten willig ihre Schiffe, da sie hörten, daß der Spartaner Eurybiades (*) sie anführen sollte, und Themistokles, der die athenischen Schiffe kommandirte, wandte alles Mögliche an, auf der Flotte selbst Einigkeit und Muth zu erhalten. So nahm dann jeder seinen Posten ein; Leonidas erwartete bey Thermopylä, Eurybiades bey Artemisium die Perser.

29.

Leonidas bey Thermopylä.

(v. Chr. 480.)

Die 8000 Mann, welche Leonidas anführte, bestanden aus Arkadiern, Korinthern und andern Peloponnesiern, aus Lokrern, Phociern und Opuntiern (zwischen Thessalien und Böotien wohnhaft), aus Böotiern, vornehmlich aus der Stadt Thespiä, und aus 300 erlesenen Spartanern. Die Theber hatten auf Erfordern auch 400 Mann geschickt; da man aber wußte, daß diese Stadt es heimlich mit dem Xerxes hielt, so ließ Leonidas diese Mannschaft scharf beobachten, und seine Vorsicht war nicht überflüßig. Daß man nicht mehr als 8000 Streiter hierher sandte, kam daher, weil man theils eben in Sparta ein Fest feierte, auch gerade in demselben Sommer die olympischen Spiele vor sich hatte, die niemals ausgesetzt wurden; theils weil man den Feind wirklich noch nicht so nahe glaubte. Als aber der kleine Haufe bey dem Passe angekommen war, wälzte sich schon die gewaltige Woge Asiens heran, und lagerte sich jenseit des Hohlwegs. Die Anführer der kleinen Schaaren aus den peloponnesischen Städten geriethen bey der Nachricht von der Nähe und Größe des Feindes in Staunen und Entsetzen, und wollten nicht

nicht länger bleiben. Die Spartaner selbst hielten es für rathsam, sich erst zu verstärken, und einstweilen sich in den Peloponnes zurückzuziehen. Nur die Phocier und Lokrer verhinderten das. „Wenn ihr fliehet, sagten sie, so sind wir die erste Beute der Barbaren." Eine solche Treulosigkeit lag nicht in dem Charakter des heldenmüthigen Leonidas. Auch hielt er selbst den Paß für so wichtig, daß er ihn mit seinem Leben zu vertheidigen entschlossen war. Seine Spartaner, gleicher Gesinnung, schmückten sich, flochten ihr langes Haar, sangen, und stellten Kampfspiele an. In dieser Beschäftigung überraschte sie ein persischer Spion; er verwunderte sich, und brachte dem Großherrn die fast unglaubliche Nachricht. Xerxes schickte hierauf einen Herold an sie, und forderte ihnen ihre Waffen ab. „Hole sie dir," antworteten die Spartaner. Er schickte abermals, und lud sie ein, freundschaftlich zu ihm übergehen, ja er versprach dem Leonidas, ihm ganz Griechenland zur Statthalterschaft zu geben, wenn er es ihm vorher bezwingen helfe. — „Die Spartaner sind nicht gewohnt, war die Antwort, Ehre durch Verrath zu erkaufen." — Weiter wagte Xerxes keinen Versuch mehr, den ehernen Sinn dieser Männer durch Güte zu bewegen, die die Furcht des nahen Todes aus ihren Gemüthern sogar wegspotteten. Denn als ein Bewohner jener Gegend, der durch den Hohl-

weg zu den Griechen herüber geschlüpft war, ihnen erschrocken die Nachricht brachte, es seyen der Feinde so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinsterten, — antwortete Dienekes, ein Spartaner: „desto besser, so werden wir im Schatten fechten."

Der Kampfplatz war den Griechen ungemein vortheilhaft, denn von seinen Millionen konnte der Feind ihnen in dem Hohlwege doch immer nur wenige gegenüber stellen, und wo Mann gegen Mann focht, wo kein Umzingeln, kein Ueberflügeln wilder Reiter möglich war, da war es schwer, einen Spartaner wegzudrängen. Der Großherr befahl, die Meder drangen voran in die Schlucht, und das Gemetzel begann. Kein griechischer Spieß verfehlte seinen Mann, vergebens versuchten die Meder, was sonst bey ihnen Tapferkeit geheißen hatte; sie stürzten nieder, Mann für Mann, und über ihre Leichen hin strebten die Griechen den Hinterreihen entgegen, die gleichfalls sanken und starben. Kein Meder hielt solchen Angriff aus, die letzten schauderten vor dem Anblick der hohen Dämme, welche die Leichname ihrer Brüder im Hohlwege gebildet hatten, und zogen sich scheu zurück. Xerxes, der aus weiter Ferne, auf einem hohen Throne sitzend, dem Gefechte zugesehen hatte, war mehrmals aufgesprungen, als er die Gefahr der Seinen gesehen. Am folgenden Tage sandte

er den Kern seiner Truppen, die 10,000 Unsterblichen genannt, gegen den Feind. Neue Schlacht, neues wüthendes Gebrüll der Streitenden, neue Flucht der Perser! Xerxes erstaunte. „Soll diese Handvoll Griechen, rief er aus, in dieser verhaßten Schlucht Tag für Tag meiner Hunderttausende spotten?"

Doch leider fand sich ein Elender, selbst ein Grieche, mit Namen Epialtes, der nichtswürdig genug war, den Persern einen Fußsteig, seitwärts von Thermopylä, zu entdecken, auf dem er einen Theil des Heeres in der Nacht heimlich über das Gebirge zu führen versprach. Der Schurke hoffte sich damit eine große Belohnung vom Xerxes zu verdienen, aber er entging seiner Strafe nicht. Die Amphiktyonen setzten einen hohen Preis auf seinen Kopf, er floh nach Thessalien, und ward daselbst von einem Trachinier umgebracht. Doch konnte sein Tod die edeln Krieger nicht wieder erwecken, die seine bübische Verrätherey dem Feinde geopfert hatte.

Matt vom männlichen Kampfe ruhten die siegreichen Griechen am Eingange des Passes, sammelten Kräfte zur morgenden Schlacht, und hofften noch lange an dieser Stelle dem Feinde den Eingang zu wehren. Siehe, da schlich in nächtlicher Stille, westlich von ihrem Lager, der Verräther Epialtes mit einem erlesenen Perserheere über den Fluß Asopos (-), den Oeta hin-

auf. Schauerlich durch dicke Eichenwälder führte der schmale Fußsteig die Kletternden. Endlich erreichten sie den Gipfel des Berges, und stiegen nun wieder leichter hinab. Da gewahrten sie beym ersten Morgendämmern einen Trupp gelagerter Menschen, die sich, erschreckt vom Waffengeklirr, aufrichteten, und schnell entflohen. Es waren tausend Phocier, die diesen Posten zur Vorsicht bewacht hatten, nun aber, erschreckt durch den plötzlichen Anblick so vieler Feinde, alles verloren glaubten, und dem Leonidas eilig die Verrätherey ansagten. Jetzt hatten die Griechen keine Rettung mehr zu hoffen, und es mußte schnell berathschlagt werden, was zu thun sey. Die 300 Spartaner wollten mit ihrem Könige bey Thermopylä sterben, das hielten sie für Pflicht; den andern riethen sie, nach Hause zu gehen, weil hier doch nichts mehr für sie zu thun sey. Traurig nahmen die wackern Bundesgenossen von den Spartanern Abschied und gingen. Nur die 700 Thespier (aus Böotien) wollten den Leonidas nicht verlassen, was er ihnen auch vorstellte, und so blieben sie dann. Auch die treulosen Thebaner behielt er bey sich, um sie auch wider ihren Willen zur Vertheidigung der gemeinen Sache zu zwingen.

Wunderbarer Zauber des Ruhms, der ein heroisches Gemüth verführt, selbst das Leben zu verachten, um sich wenige Augenblicke an der sü-

ßen Vorstellung zu weiden, Jahrtausende lang ein Gespräch der Nachwelt zu seyn! Man hatte ein Orakel aus Delphi, entweder werde Lacedämon von den Feinden zerstört werden, oder einer seiner Könige fallen. Dies war genug für den Leonidas. Als ein sichres Unterpfand für des Vaterlandes Rettung opferte er sein Leben mit Freuden auf. Wohl wissend, daß er zum unvermeidlichen Tode gehe, führte er am nächsten Morgen, wie gewöhnlich, seine Schaar in den engen Paß. Wüthender als je hieben und stachen die löwenmüthigen Helden um sich, und zahllos waren die Leichen der Perser. Selbst da den meisten schon die Spieße zerbrochen waren, und sie nur mit den kurzen Schwerdtern fechten konnten, waren sie noch den Feinden furchtbar, die von ihren Anführern mit Peitschen auf sie los getrieben werden mußten, und von denen ein großer Theil vor Angst in das Meer gedrängt ward. Große Häupter fielen hier unter den Schwerdtern der Griechen; selbst zwey Söhne des Xerxes und zwey des Darius kamen um, aber auch der brave Leonidas fiel, und mit ihm die treusten seiner Freunde. Eben waren die übrigen beschäftigt, seinen Leichnam zurückzutragen, als die Schaar, welche der Verräther Epialtes führte, ihnen in den Rücken fiel. Mit aller Besonnenheit sammelte sich jetzt das kleine Häuflein auf einem Hügel am Eingange des

Passes, und setzte hier seine Vertheidigung fort. Nur die Theber warfen ihre Waffen weg, und retteten so das Leben ohne Ehre, auch wurden sie von den Persern nachher mit dem königlichen Zeichen gebrandmarkt. Von den Spartanern und Thespiern wollte niemand diesen Tag überleben. Sie starben bis auf den letzten Mann.

Zwey von diesen Helden, Eurytus (˘) und Aristodemus (-) waren wenige Tage vor dem Treffen wegen einer schmerzlichen Augenkrankheit vom Leonidas nach Alpenus (-) zurückgeschickt worden. Als aber die Nachricht von dem Verrath des Epialtes ihnen zu Ohren kam, forderte Eurytus dennoch seine Waffen, ging nach Thermopylä, und fand mit den übrigen seinen Tod. Aristodem war so patriotisch nicht; er kam allein nach Sparta zurück. Aber hier ward er mit Schimpf und Schande empfangen. Niemand sprach mit ihm, kein Weib zündete ihm Feuer an, und er hieß nicht anders, als der feige Aristodem. Noch ein anderer, mit Namen Pantites (˘), der wegen einer Botschaft nach Thessalien nicht hatte an dem Gefecht Theil nehmen können, und deshalb ebenfalls in Sparta, wiewohl unschuldig, verachtet ward, erhängte sich vor Verzweiflung selbst.

Höchst beneidenswürdig schien dagegen allen Griechen das Loos der gefallenen Vaterlandsvertheidiger. Ihr Lob war noch lange nachher in

Aller Munde, und Herodot, der etwa 30 Jahre später seine Reisen machte, hat noch die Namen aller Einzelnen nennen hören. Er fand auf dem Hügel, auf welchem der letzte Haufe umgekommen war, ein Grabmal, dem Leonidas errichtet, bestehend in einem steinernen Löwen, und ringsum mehrere Denkmäler mit Inschriften, theils von den Amphiktyonen, theils von Privatpersonen aufgestellt. Das Denkmal der ersten größern Schaar, die hier gefochten hatte, ehe Leonidas die Bundesgenossen zurückgeschickt, lautete folgendermaßen:

Wider dreitausend mal tausend fochten allhier
viertausend aus dem Peloponnes.

Auf dem Denkmal der letzten dreihundert Spartaner standen diese Worte:

Wanderer, melde den Lacedämoniern,
daß wir hier liegen, ihren Befehlen gehorsam.

Aber auch hier muß man, ungern, die Sparter des Neides zeihen, daß sie der braven Thespier nirgends mit erwähnt haben. Es waren doch ihrer siebenhundert gewesen, die alle, wie sie, bey Thermopylä den Heldentod gesucht und gefunden hatten. Herodot allein hat uns den Namen ihres Führers, Demophilus, erhalten, auch zeichnet er einen, Namens Dithyrambus,

des Harmatideus Sohn, als ihren Tapferſten aus.

Xerxes durchwandelte das blutige Schlachtfeld erſtaunt und entrüſtet über einen ſo feindſeligen Widerſtand. Er ließ, ganz gegen ſeine Gewohnheit und gegen die Sitte der Perſer, dem Leichnam des Leonidas den Kopf abſchlagen, und denſelben auf einen Pfahl ſtecken; ein Zeichen, wie Herodot ſelber ſagt, daß er gegen keinen Menſchen in der Welt mehr als gegen dieſen erbittert geweſen.

30.

Themiſtokles bey Artemiſium.

(v. Chr. 480.)

So ehrenvolle Thaten ſchien unterdeſſen die griechiſche Flotte, auf welche Themiſtokles ſo große Hoffnungen gebaut hatte, nicht zu verſprechen. Der Spartaner Eurybiades, welcher ſie anführte, hatte ſo wenig von dem Geiſte des Leonidas, daß dieſe Unternehmung zur See gewiß den ſchimpflichſten Ausgang genommen haben würde, wenn nicht Themiſtokles dabey geweſen wäre.

Bey dem Vorgebirge Sepias, Artemiſium gegen über, erſchien die feindliche Flotte, unge-

heuer wie die Landmacht der Perser bey Thermopylä. Die Griechen lagen in sicherer Bucht vor Anker, aber die zahllosen Schiffe der Perser faßte ein Hafen nicht, und als daher ein fürchterlicher Sturm sich erhob, der drey Tage lang mit heftigem Brausen anhielt, so wurden fast 400 große persische Schiffe an den Felsen des Vorgebirges zerschmettert. Die Griechen frohlockten, opferten dem Poseidon, und erbauten in der Folge zum Danke für diesen Sturm dem Boreas am Ufer des Ilyssus einen Tempel. Aber bey dem allen blieb die feindliche Flotte noch immer groß und furchtbar genug, und da so viele Phönicier dabey waren, so durfte man auf keine unerfahrnen Seeleute rechnen. Eurybiades meinte daher, man müsse umkehren, und nur den Isthmus vertheidigen. Dasselbe meinten alle Peloponnesier, und ob die Athener, Böotier, Euböer, und andere beschützt würden oder zu Grunde gingen, schien ihnen ganz gleichgültig. Diese lieblose Selbstsucht erfüllte die Athener mit dem bittersten Unwillen, aber Themistokles nahm alle Verstellungskunst zu Hülfe, um nicht durch Hitze alles zu verderben, und auch seine Athener bat er dringend, ihre Erbitterung gegen die Uebrigen nur jetzt noch zurückzuhalten, damit der einmal so mühsam hier zusammengebrachte Haufe sich nun nicht feindlich trennte, und sie im Stiche ließe. Er that noch mehr.

Die Bewohner der langen Insel Euböa, welche mit Schrecken vernahmen, daß die griechischen Feldherren zum Rückzuge entschlossen seyen, schickten heimlich dem Themistokles ein Geschenk von 30 Talenten (gegen 40,000 Thaler), damit er doch die Feldherren zur Beschützung ihrer Insel bewegen möchte. Er sagte niemandem von diesem Gelde etwas, sondern ging, wie in seinem eigenen Namen, zum Eurybiades und zum korinthischen Befehlshaber Adimant, der auch nur an seinen Isthmus dachte, und am lautesten von Rückkehr sprach, und bestach beide (denn auch Spartaner waren durch Geld besiegbar), jenen mit 5, diesen mit 3 Talenten. So drang der kluge Athener doch endlich mit seiner Vorstellung durch, es müsse hier dem Feinde eine Seeschlacht geliefert werden. Wirklich ward der Angriff gewagt, und die Feinde büßten dabey 30 Schiffe ein. Ein neues Gewitter mit Sturm, welches sich vom Berge Pelion heraufzog, that den Persern großen Schaden. Auch sie hätten, wie die bey Thermopylä, versucht, den Griechen in den Rücken zu kommen, und zu dem Ende hatten sie 200 Schiffe um Euböa herumgeschickt; allein die sehr unsichere Fahrt im Euripus (-) über Klippen und Sandbänke war Schuld, daß diese ganze Flotte strandete. In der Nacht wagten die Athener einen Ueberfall zur See, und es gelang ihnen, fast alle cilicische Schiffe zu Grun-

de zu richten. Am dritten Tage thaten die Perser den Angriff, die Schiffe stießen zusammen, die Griechen sprangen auf die persischen Verdecke hinüber, und fochten tapfer, die Aeginer eroberten auch 5 feindliche Schiffe, dennoch aber entrann die griechische Flotte nur mit Mühe der Gefahr, von der weit größern persischen eingeschlossen zu werden. Am Abend zog sich jeder Theil in seine Bucht zurück, und hier fanden die Griechen einen Botschafter, der ihnen die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Griechen bey Thermopylä brachte. Jetzt freilich galt es nur, zurückzueilen und Attika zu beschützen. Die Flotte segelte daher durch den Euripus, zwischen Euböa und Böotien, und Themistokles, der nichts unterließ, den Persern zu schaden, setzte überall an dem Wege, den die Perserflotte nach ihm passiren mußte, große Inschriften auf die Felsenwände, dieses Inhalts: „Jonier, die ihr gezwungen mit euren Schiffen gegen uns zu Felde ziehen müsset, trennt euch in der Schlacht von den Barbaren, und zeigt, daß ihr unsre Freunde seyd." — Hierdurch machte er wenigstens die Feinde mißtrauisch gegen ihre eigenen Bundesgenossen, und wirklich zeigte sichs bey dem nächsten Treffen, daß die Jonier diese Inschriften wohl gelesen hatten.

Die griechische Flotte zog sich darauf bey der Spitze von Attika um das Vorgebirge Sunium

herum, und setzte sich in der Meerenge zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis fest, wo die Feldherren aufs neue rathschlagten, was zu thun sey.

31.

Xerxes in Phocis und Böotien.

(v. Chr. 480.)

Unterdessen fluthete wie ein verheerender Lavastrom das Landheer des Xerxes immer näher heran. In Phocis spaltete sich der Lanzenwald, und eine Kolonne zog sich am Flusse Cephissus, die andere weiter westlich herunter. Die Städte Charadra, Neon und Elatea wurden verbrannt, die Kinder aufgespießt, die Weiber viehisch behandelt. In Abe blieb keiner am Leben. Was noch flüchten konnte, verließ Haus und Habe, und floh auf das Gebirge Parnassus. Nun drangen die Schaaren auf Delphi los, die heilige Orakelstätte, den reichsten Ort in Griechenland. Aber kein Barbar wagte es, hier etwas anzurühren, denn eine dunkle Sage ging: ein Feind werde einst diese Stadt verheeren, und dann bis auf den letzten Mann zu Grunde gehn. So hatten die Priester schlau für ein rettendes

Orakel für sich selbst gesorgt, und blieben nun unangetastet.

Hier war es, wo ein griechischer Ueberläufer aus Arkadien zum Xerxes kam. Was machen die Griechen? fragte der König. Herr, antwortete jener, sie feiern jetzt in Elis die olympischen Spiele. — Die Perser konnten sich nicht enthalten, den leichten Sinn ihrer Feinde zu bewundern; sie sparten dafür aber nichts, um ihre Ankunft so furchtbar als möglich zu machen. Als Phocis und Lokris verheert war, brachen sie in Böotien ein, und Thespiä und Platäa wurden in Aschenhaufen verwandelt.

32.

Themistokles bey Salamis.

(v. Chr. 480.)

So nahe an Attika's Gränzen stand der furchtbare Feind, und die griechischen Abgeordneten in Salamis konnten noch immer zu keinem Entschlusse kommen. Wer in Attika etwas zu verlieren hatte, drang darauf, man müsse dem Feinde noch in Böotien entgegengehen; die Athener besonders, und mit ihnen die von Megara und Aegina schrieen laut, man solle sie doch nicht

so unverantwortlich Preis geben; allein vergebens. Alle die kleinen peloponnesischen Völkerschaften waren in der Angst nur auf sich bedacht; möchte den Athenern auch begegnen was da wolle, wenn sie selbst nur in ihrer Halbinsel sicher wären. Wirklich ließ auch schon das Landheer die Athener im Stiche, zog sich über den Isthmus zurück, und baute da, wo diese Landenge am schmalsten ist, eine lange und dicke Mauer. Tag und Nacht ging die emsige Arbeit fort, ja sie wollten sogar schon die Schiffe verlassen, und sich, ein jeder einzeln, in seine Stadt retten. So sollte ein Heer, das Themistokles mit so vieler Mühe und Klugheit zusammengebracht hatte, jetzt gerade in der größten Noth feig auseinander gehen, und eine Stadt nach der andern sollte schimpflich von Barbaren zu Grunde gerichtet werden, die nur eines entschlossenen Gegners bedurften, um sämmtlich über Hals und Kopf in ihr sklavisches Vaterland zurückgejagt zu werden. Da stand nun der glühende Themistokles; er hätte die Griechen bey den Haaren gegen den Feind hinziehen mögen; und hätte er treue Brüder, wie Leonidas, gehabt, schon in Böotien würde Xerxes eine Schlacht erlebt haben, wie er sie nicht zum zweiten Male gewünscht haben würde. Aber er hatte mit Neid und Scheelsicht zu kämpfen, und da fanden keine Gründe Gehör. So ging Athen schändlich

verloren, denn mit schnellen Schritten war über dem Zaudern das Perserheer bereits in Attika eingedrungen, und den unbeschützten Einwohnern blieb kein andres Heil als die Flucht. Die meisten flüchteten sich nach der Insel Salamis hinüber, wo die Flotte vor Anker lag; viele schifften auch nach Trözene in Argolis, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden. Es war ein jammervoller Anblick, so viele Familien trostlos aus ihren Häusern, aus ihrer Vaterstadt wandern zu sehen. Jeder trug, was ihm das Liebste oder das Unentbehrlichste war, die Mütter blickten weinend auf ihre Kinder nieder, und von Zeit zu Zeit sah man sich nach den wohlbekannten Dächern der verlassenen Stadt um, die nun bald ein Raub der Zerstörung werden sollten. Bis an den Hafen folgten ihnen die treuen Haushunde nach, und erhoben ein jämmerliches Geheul, als sie zurückbleiben mußten, und ihre Herren davon rudern sahen. Ein Pudel, dem Athener Xantippus gehörig, stürzte sich nach ins Meer, und folgte schwimmend dem Schiffe seines Herrn; aber die lange Anstrengung überstieg die Kräfte des treuen Thieres, und als er das Ufer von Salamis erreicht hatte, starb er. Ihm ward an demselben Orte ein kleines Denkmal errichtet, welches noch lange nachher das Andenken an das gute Thier erhielt.

Noch immer dachte Themistokles auf die

Rettung Athens, und suchte sich vor allen Dingen fortdauernd in dem Zutrauen seiner Mitbürger zu erhalten. Darum rief er jetzt auch den Aristides, den er vor sechs Jahren hatte verbannen lassen, zur Freude des Volks wieder zurück. Die Spartaner, sonst so treu dem gemeinsamen Vaterlande, wenn ein Leonidas sie anführte, waren jetzt ganz anderer Natur, seit der neidische, selbstsüchtige Eurybiades ihr Oberhaupt war, der schon einmal bey Artemisium durch Geld hatte zum Fechten gebracht werden müssen. Jetzt wollte er gar nichts mehr von offener Feldschlacht hören; hinter seine Mauer wollte er kriechen, und die Flotte auseinander gehen lassen. Dasselbe meinten alle Peloponnesier. Themistokles sprach noch immer für den Angriff, und ließ keinen andern mehr zu Worte kommen. Hitzig rief ihm darüber der Korinthier Adimant zu: „In den Wettspielen bekommen diejenigen Ohrfeigen, welche vor der Zeit aufstehen.“ — „Ja, antwortete Themistokles, aber die zurückbleiben, werden nicht gekrönt.“ — Ein Eretrier stand noch auf, ihn zu unterbrechen, aber Themistokles sagte verächtlich zu ihm: „wollt ihr auch vom Kriege reden, ihr, die ihr, wie die Schwerdtfische, zwar ein Schwerdt, aber kein Herz habt?“ — Wiederum fuhr Adimant ihn an, und sagte, wer selbst keine Stadt mehr habe, dürfe nicht gehört werden, wenn er die, die noch ein Vaterland

land hätten, bereden wolle, dasselbe zu verlassen. Zu diesem wandte sich Themistokles stolz, und sagte mit Würde und Bedeutung: „Wir haben zwar, elender Mensch, unsre Häuser und Mauern verlassen, weil wir um todter Steine willen keine Sklaven seyn wollten. Aber diese unsere zwey hundert wohlbemannte Schiffe hier sind unsre Stadt, und die größte Stadt in Griechenland, die euch jetzt, wenn ihr noch wollt, zu eurer Errettung Hülfe leisten wird. Wenn ihr uns aber zum zweiten Male verrätherischer Weise verlasset, so können vielleicht die Griechen bald hören, daß die Athener eine freie Stadt und ein Land bekommen haben, das besser als ihr verlassenes ist." Diese Rede des Themistokles drang durch; Eurybiades fürchtete, die Athener möchten Griechenland auf immer verlassen, und vielleicht nach Italien auswandern, und das wäre doch ein großer Verlust gewesen. Zufällig flog auch eben eine Nachteule auf einen Mastbaum zur rechten Hand, und auf dieses Götterzeichen rieth nun der spartanische Oberfeldherr selbst, hier beisammen zu bleiben.

Aber ach, das war nur der Vorsatz des Hirsches in der Fabel. Denn als sich bald darauf die persischen Wimpel am Horizonte zeigten, und das Landheer, welches unterdessen Athen in einen Schutthaufen verwandelt hatte, mit der Flotte zugleich am Hafen Phaleros eintraf, da dachte kein Mensch auf den griechischen Schiffen

mehr an den Rath des Themistokles, sondern alle beschlossen, in der nächsten Nacht heimlich davon zu segeln, ein jeder nach seiner Stadt, die Athener möchten bleiben wo sie wollten; wer anders rathen würde, sollte bestraft werden.

Themistokles, aufs Aeußerste gebracht, wagte in diesem Aeußersten noch ein verzweifeltes Mittel. Er wollte die Unentschlossenen zum Fechten bringen, wider ihren eigenen Willen, und noch in dieser Nacht, noch ehe sie auseinander gingen, mußte das geschehen. — Er hatte einen treuen Perser, Namens Sicinus, in seinen Diensten; diesen sandte er heimlich auf einem Boote an den Xerxes ab, und trug ihm auf, dem Könige mit der Miene der Aufrichtigkeit zu sagen, Themistokles sey sein heimlicher Freund, und lasse ihn wissen, daß die ganze griechische Flotte in seinen Händen sey, wenn er noch vor Mitternacht sie rings in der Meerenge umzingeln wolle.

Sein Zweck ward erreicht. Gegen Abend bewegten sich von allen Seiten die grauen Segel um Salamis herum, und Aristides, der nun auch bey der Flotte war, brachte den Verbündeten davon die erste Nachricht. Themistokles zog ihn bey Seite, und sagte ihm heimlich, was er gethan. Aristides erstaunte, doch lobte er den Entschluß. Die Griechen wollten es noch nicht glauben, daß sie umringt würden, aber ein eilig entflohenes Schiff brachte die zweite, sichere Nachricht. Nun werdet ihr doch fechten? rief The

mistokles, und ließ seine Athener in Schlachtordnung rücken. Nacht überzog die Erde; die Perser, unkundig der engen Gewässer, in denen die Athener und Aeginer zu Hause waren, liefen im Finstern gegen manche Klippe, und die Menge ihrer Schiffe stopfte sich endlich so sehr, daß sie nicht vor, nicht rückwärts konnten. Die Griechen sprangen auf die feindlichen Schiffe hinüber, hieben Löcher hinein, metzelten die Mannschaft nieder, und richteten ein solches Blutbad an, daß die Perser schon auf den Rückzug denken mußten, ehe der Tag anbrach. Viele persische Schiffe wurden versenkt, viele kamen wegen der Enge des Raums gar nicht zum Gefechte, eins hinderte das andere, und als die hintersten flohen, drängten sie die vordern mit sich fort. Die Verwirrung nahm überhand, die Jonier ließen die Perser im Stiche, und wenn auch hie und da Verrätherey den Sieg erfechten half, so mußte man doch gestehen, daß die Athener und Aeginer ausgezeichnet vor allen andern Griechen bey Salamis mit Löwenmuthe fochten, und ihre kleinen, leichtrudernden Galeeren mit bewundernswerther Geschicklichkeit bewegten; ein Ruhm, den nach der Schlacht selbst die Spartaner ihnen zugestehen mußten, die nun einzig dem Themistokles, wider ihren Willen, ihre Rettung von persischer Sklaverey zu danken hatten.

Denn über alles glorreich und glänzend war der Sieg, den die Griechen bey Salamis über

die große persische Flotte erfochten. Xerxes, der vom Lande her dem Gefechte zusah, erstaunte, als er Aegypter und Perser, Cilicier und Phönicier vor den athenischen Schiffen fliehen sah. Artemisia war nahe daran, von einem athenischen Schiffe überwältigt zu werden, und verdankte ihre Rettung bloß einem Zufalle. Ihr Schiff floh hastig davon, und stieß im schnellen Rudern auf ein persisches so hart, daß dieses in den Grund gebohrt wurde. Der athenische Hauptmann, welcher glaubte, das Schiff der Artemisia müsse wohl ein bundesverwandtes seyn, weil es ein persisches niedersegle, hörte nun auf, es zu verfolgen, und ließ die erschrockene Königin entfliehen. Am Hafen Phaleros, wohin sich viele Flüchtlinge retteten, um sich mit der Landmacht zu vereinigen, lauerten ihnen noch die Aeginer auf, welche an diesem Tage Wunder der Tapferkeit thaten, und die Folge des ganzen Sieges war die, daß der kleine Rest der persischen Flotte sogleich nach Asien auf dem kürzesten Wege zurückschiffte, und daß Xerxes mit der Landmacht, die sich auf den verödeten Gefilden Griechenlands ohne Zufuhr von Proviant nicht einen Augenblick mehr halten konnte, sich wieder hinauf nach Thessalien zog. Themistokles jagte ihn durch eine neue List bald völlig aus Europa hinaus, indem er ihm heimlich sagen ließ, die griechische Flotte sey Willens, nach dem Hellesponte zu segeln, und seine Schiffbrücke abzubrechen.

In dieser Angst eilte er schnell nach Hause, und ließ den Theil seines Heeres, den Krankheiten, Hunger und das Schwerdt der Griechen übrig gelassen, in Macedonien unter den Fahnen des Mardonius mit dem Befehl zurück, im nächsten Frühjahre den Feldzug noch einmal zu eröffnen.

Der Enthusiasmus, den dieses Heldenwerk der vereinigten Völker Griechenlands geweckt hatte, schlug auf einige Zeit sogar die sonst so mächtigen Regungen des Parteigeists und der Nationaleifersucht nieder. Themistokles war jetzt kein Athener mehr: er war ein Grieche geworden. Die Spartaner nahmen ihn mit sich nach Hause, und gaben dem Eurybiades den Preis der Tapferkeit, ihm aber einen Olivenkranz, als Preis der Weisheit, schenkten ihm den schönsten Wagen, der in ihrer Stadt zu finden war, und ließen ihn feierlich durch 300 Jünglinge bis an die Gränze zurückbegleiten. Als darauf das nächste Mal die olympischen Spiele gefeiert wurden, und auch er in den Schranken erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit des versammelten Griechenlands, daß alle Zuschauer der Kämpfer vergaßen, und nur auf ihn die Augen richteten. Einer zeigte ihn dem andern mit Bewunderung und Freude, und sein Name floß von allen Lippen. Hier war sein Stolz gesättigt, und innig gerührt gestand er seinen Freunden, daß dieser Tag der schönste seines Lebens sey.

33.
Neue Gefahren.

(479 v. Chr.)

Mardonius, obwohl er noch 300,000 Mann in Macedonien beisammen hatte, wollte doch, ehe er den Weg der Gewalt einschlüge, lieber noch einmal den Weg der Unterhandlungen versuchen. Der damalige, den Persern schon zinsbare, König von Macedonien, Alexander, gab sich zum Vermittler her. Seine Familie stand noch von Alters her in einem heiligen Gastfreundschaftsbunde mit der athenischen Republik; er selbst war mit einem hohen Persergeschlechte verschwägert. Er überbrachte den Athenern ein freundliches Anerbieten vom Mardonius, sie bey ihren bisherigen Freiheiten zu schützen, ja ihre zerstörten Tempel und Häuser wieder aufzubauen, wenn sie ein Bündniß mit ihm schließen, und ihm auch die übrigen Griechen unterjochen helfen wollten.

Die Athener waren patriotisch genug gewesen, zu der Audienz, in welcher ihnen dieser Antrag gemacht worden, auch spartanische Abgeordnete zuzulassen. Natürlich erhoben sich diese auf der Stelle, um die Athener bey allem Heiligen zu beschwören, sich durch diese Lockungen nicht zum Verrath der gemeinen Sache verführen zu lassen. Und in der That war diese Besorgniß

sehr gerecht. Die persische Herrschaft war die gelindeste von der Welt. Noch lag Athen seit dem ersten Besuch der Perser im Schutte; bey einem zweiten hatte es kein gelinderes Schicksal zu hoffen. Attika war nächst Böotien dem ersten Anlauf bloß gestellt, und wie wenig auf die Willigkeit der Peloponnesier zu rechnen sey, hatte man erst kürzlich erfahren. In einem weniger heroischen Zeitalter also, wo bloße Klugheit entschieden hätte, würde Athen unstreitig die sichrere Partey ergriffen, und wohl daran gethan haben. Aber ein Gefühl von höherer Begeisterung, angefacht durch die Thaten und Erfolge des vorigen Jahres hieß sie die Stimme der Ehre und der Vaterlandsliebe allen eigennützigen Betrachtungen vorziehen. Sie antworteten dem Alexander, so lange die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollende, sey an keine Freundschaft zwischen Athen und dem Perserkönig zu denken: dies sey für den Mardonius gesagt; ihn selber ersuche man, nie wieder einen so entehrenden Auftrag an seine Gastfreunde, die Athener, zu übernehmen, damit sie nicht genöthigt seyen, ihm die bisher gewohnte Achtung und Freundschaft zu entziehen.

Der Erfolg einer solchen Antwort läßt sich errathen. Mardonius rückte mit einbrechendem Frühjahr in Böotien ein, wo die Theber, wie im vorigen Jahre, die ersten waren, seine Partey zu verstärken. Das unbeschützte Attika sah

einer neuen fürchterlichen Verheerung entgegen. Eilig boten die Athener jetzt ihre Bundesgenossen zur Hülfe auf, aber die Spartaner, weit entfernt, den Patriotismus der Athener nachzuahmen, zeigten vielmehr jetzt recht klar, daß die Mißgunst gegen diese Nebenbuhler doch noch stärker als ihr Heroismus sey. Sie zögerten mit ihrer Hülfe so lange, daß den Athenern nichts übrig blieb, als ihre Stadt nach kaum achtmonatlichem Besitze zum zweiten Male zu verlassen, und, wie im vorigen Jahre, mit ihrer Habe nach der Insel Salamis zu flüchten.

Gleich darauf rückten die Perser in die menschenleeren Mauern ein. Mardonius wollte, ehe er sie aufs neue zerstörte, noch einmal die Güte versuchen. Ein Abgesandter von ihm wiederholte den Athenern in Salamis die vorigen Anerbietungen. Aber so heftig kochte die Rachsucht und der Nationalhaß gegen die Perser in den Herzen aller Athener, daß in dem Rathe der Fünfhundert nur ein einziger Bürger, Namens Lycides, für die Annahme stimmte, und daß dieser Mann dafür von dem Volke mit Weib und Kindern ermordet ward.

Den Spartanern aber, die unterdessen ihre Mauer auf dem Isthmus vollendet hatten, schickten sie folgende Botschaft: „Hört, uns hat der Perserkönig angeboten, uns unser Land und unsre Freiheit einzuräumen, und uns ein Stück

von Griechenland noch dazu zu geben, welches uns belieben werde, wenn wir auf seine Seite treten, und ein Bündniß mit ihm eingehen wollen, welches er treulich zu halten verspricht. Wir aber haben aus Ehrfurcht gegen den griechischen Zeus, und aus Abscheu, Griechenland zu verrathen, nicht eingewilligt, sondern alles verworfen, und werden uns in keinen Vergleich einlassen. Ihr dagegen, die ihr vorher uns so eifrig zu Freunden zu erhalten suchtet, ihr kümmert euch jetzt nicht mehr um uns, seitdem ihr eure Mauer fertig habt, und unsrer Hülfe nicht mehr zu bedürfen glaubt. Wollt ihr aber noch eure Schuldigkeit thun, so stellt euch mit uns dem Feinde in Attika entgegen, was ihr schon in Böotien hättet thun sollen, damit wir unsre Stadt und unsre Habe nicht zum zweiten Male verloren hätten."

Es ist die Frage, ob die Spartaner, durch diese Rede bewegt, ihre Mißgunst gegen die Athener auf eine Zeitlang abgelegt, und die billige Forderung bewilligt hätten, wenn nicht ein sehr verständiger Fremder aus Tegea (˘) ganz kurz gesagt hätte: „Ihr Peloponnesier, macht ihr, daß die Athener unsere Feinde werden, und zu den Persern übergehen, so werden euch alle Mauern nichts helfen. Haltet ja die Athener fest, ehe sie eine andere Entschließung fassen; noch ist es Zeit!"

Aus Furcht also, und keinesweges aus Bundesgenossentreue, beschlossen die Peloponnesier, den Athenern Hülfe zu schicken. Fünftausend Spartaner und 35,000 Heloten, zu denen die kleinern peloponnesischen Städte auch noch ihre Contingente stoßen ließen, gingen unter der Anführung des Pausanias durch den Isthmus, und vereinigten sich mit dem Aristides, welcher aus Salamis 8000 Athener und eine gute Anzahl Hülfstruppen aus Megara (-), Thespiä, Platäa, Salamis, Euböa und Aegina (-) nach Attika führte. Hier fanden sie den Feind nicht mehr; nachdem er alles verwüstet, hatte er sich aus Mangel an Lebensmitteln wieder nach Böotien hinauf gezogen, und sein Heer längs dem Flusse Asopos, in der Nähe der zerstörten Stadt Platäa verschanzt. Diesen dreihundert Tausenden gegenüber stellte sich am Fuße des Berges Cytheron (-) die vereinigte griechische Macht.

34.

Die Schlacht bey Platäa.

(v. Chr. 479, Sept.)

Beide Theile übereilten sich nicht mit dem Angriffe. Es stand zuviel auf dem Spiele, als

daß man leichtsinnig hätte verfahren können. Die Griechen, obwohl ihrer Tapferkeit vertrauend, hatten doch eine gerechte Furcht vor der persischen Reiterey, der sie selber nichts als Fußvolk entgegenzustellen hatten. Das Ungewohnte dieser Reiterangriffe machte besonders die Megaräer irre, die sich beschwerten, daß sie wegen ihrer Stellung diesen Angriffen am meisten ausgesetzt seyen. Pausanias fragte darauf die sämmtlichen Verbündeten, wer von ihnen die Megaräer ablösen wolle. Sogleich erbot sich eine Schaar erlesener Athener dazu, denen es auch auf ihrem neuen Posten in kurzem gelang, den Anführer der persischen Reiter, Masistius, zu erlegen: eine That, die den Persern eben soviel Schrekken, als den Griechen Freude erregte. Den leztern allen zu zeigen, daß dies gefürchtete Centaurengeschlecht nicht unüberwindlich sey, ward des Masistius Leichnam auf einem Wagen im ganzen griechischen Lager herumgefahren.

Man fand indessen die gegenwärtige Stellung wegen Mangels an Wasser unbequem, und zog sich weiter nach Platäa hin. Mardonius folgte. Jezt hätte er die Griechen vielleicht mit Erfolg angegriffen, denn leider stritten sie schon wieder unter einander. Die von Tegea (*) in Arkadien, tapfere Kriegsmänner, 3000 an der Zahl, verlangten den linken Flügel einzunehmen, so wie die Spartaner den rechten behaupteten.

Diesen Platz aber machten ihnen die Athener streitig, und jetzt erhob sich ein langer Wortwechsel, in welchem jedes Volk seine und seiner Ahnen tapferer Thaten rühmte, und den der weise Aristides endlich dadurch beilegte, daß er die Spartaner zu Schiedsrichtern aufrief. Diese stimmten dann dahin, daß sich die Tegeaten mit den Athenern im Kriegesruhm durchaus nicht messen könnten.

Die griechischen Opferpriester, mit denen beide Heere versehen waren, versprachen beiden den Sieg, wenn sie den Angriff erwarten würden. Diesem Orakel zufolge würde man nimmermehr zum Schlagen gekommen seyn, wenn nicht die Griechen, nach langem Zanke der Anführer, abermals auf den Gedanken gekommen wären, sich wegzuziehen, und in einer ganz andern Gegend eine neue Stellung einzunehmen. Das hielt Mardonius für Flucht, und nun beschloß er, die Wegziehenden zu verfolgen. Diese wurden dadurch zum Umkehren und Standhalten gezwungen. Die Spartaner empfingen den ersten Stoß der persischen Reiterey mit vorgehaltenen Schilden. Sie hofften keinen Sieg, denn die letzten Opfer hatten auf Unglück gedeutet. Sogleich ließ Pausanias noch einmal die Götterzeichen erforschen, und siehe da, jetzt fielen sie günstig aus. Nun hielt keine Besorgniß mehr ihre Tapferkeit auf; wie heftig auch die plumpen Meder auf sie

einstürmten, so ward doch jeglicher Angriff sieg= reich zurückgeschlagen. Mardonius an der Spitze der Reiterey that Wunder der Tapferkeit, doch dies reizte nur die Spartaner, diesem hohen Haupte näher zu kommen. Bald gelang es dem tapfern Arimnestos, ihn mit der Lanze vom Pferde zu stoßen. Der Kampf zog sich um den gefallenen Feldherrn am hitzigsten zusammen; die Perser wollten den Leichnam nicht in Feindes= händen lassen, und bedeckten ihn mit ihren eige= nen Leichen. Vergebens; die Spartaner behaup= teten den Platz, und die Athener hatten an ih= rem Posten auch nicht gefeiert. Die Tegeaten hatten zuerst die persische Schlachtordnung durch= brochen. Die Korinther, Megaräer und Phlia= sier, welche beim anfänglichen Abziehen die vor= dersten gewesen, waren gar nicht einmal zum Fechten gekommen. Für die Perser war hier kein Bleiben mehr: ein anderer General führte sie an des gefallenen Mardonius Stelle so schnell als möglich über Theben hinauf, dem Hellesponte zu, und nur ein Theil war noch darauf bedacht, das Lager zu vertheidigen. Dies bestürmten die Griechen mit Heftigkeit. Die Athener hatten den Ruhm, die Verschanzungen desselben zuerst durch= brochen zu haben. Die Beute war unermeßlich; sie wurde vielfach zertheilt, und der olympische Zeus, der delphische Apoll, der isthmische Posei= don und die atheniſche Schutzgöttin wurden da=

bey nicht vergessen. Auch der Feldherr Pausanias bekam seinen Antheil. Ueber die Aristeia, oder den Preis der Tapferkeit, entstand zwischen den Athenern und Spartern ein gefährlicher Rangstreit, der durch den klugen Anführer der Korinther dahin vermittelt ward, daß man den Platäern diesen Preis ertheilte. Aristodem, jener von den Dreihunderten bey Thermopylä schimpflich übrig Gebliebene, hatte hier bey Platäa wie ein Rasender gefochten, aber dennoch erhielt er keinen Preis, weil man sagte, er sey nicht aus reiner Vaterlandsliebe, sondern aus Verzweiflung tapfer gewesen.

Die Griechen verbrannten und bestatteten hierauf feierlich ihre Todten, errichteten Trophäen auf dem Schlachtfelde, und zogen darauf sogleich nach Theben, um die Verräther zu züchtigen. Diese lieferten ihnen auf der Stelle die Oberhäupter aus, welche am meisten zu dem Bündnisse mit den Persern gerathen hatten, und die Griechen opferten dieselben im gerechten Zorne den Geistern der bey Platäa gefallenen Helden.

35.

Die Schlacht bey Mykale.

(v. Chr. 479, Sept.)

An den Küsten Kleinasiens kreuzte indessen noch immer der Rest der grosen persischen Flotte umher, der im vorigen Jahre bey Salamis entronnen war. Nicht minder war auch noch im Hafen von Delos die Flotte der Griechen beisammen, mit welcher Themistokles im letzten Winter die Strafgelder von den Inseln beigetrieben hatte. An diese nun waren längst allerley heimliche Aufforderungen von den Joniern ergangen, jenem Persergeschwader in einem plötzlichen Ueberfalle den Untergang zu bereiten, und wirklich machte sich auch die griechische Seemacht, angeführt von dem Athener Xanthippus und dem Spartaner Leotychides, etwa zu eben der Zeit, als die Truppen nach Platäa zogen, nach Samos auf. Hier wollte sie die persische Flotte überfallen, aber diese flüchtete schnell aus dem Hafen von Samos nach dem Vorgebirge Mykale (-) an der ionischen Küste, zog die Schiffe ans Land, und vereinigte sich mit einer Landmacht, die daselbst noch unter dem Perser Tigranes (-) zur Beobachtung Joniens bereit stand. Die Griechen landeten darauf gleichfalls an der ionischen Küste. Sie fanden den Feind

ungeachtet seiner Eil schon stark verschanzt, aber die Gewißheit, daß die in seinem Heere gezwungen dienenden Jonier ächtgriechisch gesinnt seyen, gab ihnen Hoffnung zum Siege. Noch mehr begeisterte sie ein, wie oft geschieht, zu früh verbreitetes Gerücht von dem Siege ihrer Brüder bey Platäa, der nun zufällig mit dem bey Mykale auf einen Tag zusammentraf. Sie greifen die Verschanzungen an, erstürmen nach blutigem Gefechte das feindliche Lager als Sieger, verbrennen die Schiffe, und jagen die Ueberbleibsel der Armee des Tigranes aus dem befreiten Jonien hinaus. Die Jonier zeigen sich hier wieder als ächte Griechen, und werfen diesmal glücklicher als einst unter dem Aristagoras das persische Joch ab.

36.

Gleichzeitiger Kampf der sicilischen Griechen mit den Karthagern.

(v. Chr. 480.)

So endete diese große Begebenheit zum unsterblichen Ruhm des griechischen Namens. Die nun wieder in Griechenland hergestellte Ruhe erlaubt uns, auf kurze Zeit den Blick nach einer

andern Weltgegend hinzuwenden, in der sich uns ein nicht minder anziehendes Schauspiel von reger Kraftentwickelung und fröhlich aufblühender Kultur darbietet. Schon früher ist gesagt worden, daß die Küsten des mittelländischen Meeres bis an die jetzige Meerenge von Gibraltar hin mit Pflanzstädten aus Griechenland und Phönicien besetzt waren, in denen ein ausgebreiteter Handelsverkehr in kurzer Zeit Reichthum, Künste und Luxus aller Art erzeugte. Die schon zur Zeit des Pythagoras von den Krotonern zerstörte Stadt Sybaris (ᵥ) in Unteritalien war schon damals wegen der raffinirten Ueppigkeit ihrer Einwohner zum Sprichwort geworden. Charondas und Zaleukus, zwey Schüler des Pythagoras, sind beide als weise Gesetzgeber, jener der Katanenser in Sicilien, dieser der italischen Lokrenser berühmt. Auch die Baukunst und die Bildnerey in Stein und Erz war schon zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen.

Ueber die politische Geschichte der griechischen Kolonien in Unteritalien, oder des sogenannten Großgriechenlands, sind wir aus Mangel an Nachrichten sehr im Dunkeln. Im Ganzen muß man sich diese Kolonien, von denen jede für sich eine besondere Republik bildete, als treue Kopien der Mutterstaaten vorstellen. In allen herrschte bald Demokratie, bald Aristokratie, bald

Tyranney im griechischen, d. h. guten, Sinne, wie etwa in Athen zur Zeit des Pisistratus; in allen gab es streitende Factionen, mithin beständige Unruhen und Kabalen; in allen waren Sklaven der größere Theil der Einwohner und die eigentliche arbeitende Klasse, während die freien Bürger müssig gingen, und sich auf dem Markte, in den Gerichtshöfen, in den Hörsälen der Philosophie, in den Werkstätten der Künstler herumtrieben, oder in Kriegszeiten zu Felde zogen.

Selbst in Gallien (dem heutigen Frankreich) hatten die Griechen (aus Phocis), wie schon gesagt ist, eine ansehnliche Niederlassung, das berühmte Massilia, heut zu Tage Marseille genannt. Aber in Spanien, Sardinien und an der Nordküste von Afrika waren ihnen die Phönicier zuvorgekommen. Ihre Kolonien Gades (Cadiz) und Utika (im tunesischen Gebiet) schreiben sich schon aus dem elften Jahrhundert vor Christus her. Karthago's Erbauung (etwa 5 Meilen unterhalb Utika) wird gewöhnlich 200 Jahre später (878 v. Chr.) angesetzt. Diese letztere Stadt war vom Schicksal bestimmt, eine Zeitlang eine überaus glänzende Rolle in der alten Weltgeschichte zu spielen. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die Annalen dieses Volks, die von den Bürgern selbst auf einer ordentlichen Bibliothek aufbewahrt wurden, für uns dennoch verloren gegangen sind. Griechische Philosophen,

besonders Aristoteles, sprechen von der Verfassung des karthagischen Staats wie von einem Muster in ihrer Art, und vergleichen sie gern mit der spartanischen. Wie in allen Republiken der alten Welt war auch in dieser eine Stadt das Haupt aller übrigen, und die Bürgerschaft dieser Stadt bildete das herrschende Corps. Doch scheint sie nicht rein demokratisch, sondern nur durch einen permanenten Ausschuß der reichsten Familien geherrscht zu haben, in welchem wieder zwey Oberhäupter den Vorsitz hatten, welche Suffeten (Schofeten) heißen, und bald mit den spartanischen Königen, bald mit den römischen Konsuln verglichen werden. Sie wurden, so wie die Feldherren, vom gesammten Volk erwählt, und wahrscheinlich auf Lebenszeit. Der vornehmere Theil der Bürger widmete sich dem Kriegsstande; die Magisträte zogen ihren Unterhalt von ihren Ländereien, und der Rest der Bürger nährte sich von Handel und Schiffahrt. Die Stadt war groß und schön, durch merkwürdige Werke der Wasserbaukunst stark befestigt, und ein Wohnsitz nützlicher Künste. Die karthagischen Schriftsteller über den Ackerbau waren den Römern in der Folge so wichtig, daß sie sie in ihre Sprache übersetzten. Ringsumher war das Land herrlich angebaut; man sah die schönsten Gärten, Villen, Weinberge, Felder, Wiesen und Kanäle, und der Hafen war beständig mit Schiffen ange-

füllt. Das eigentliche Gebiet von Karthago reichte gegen Süden bis an den Tritonssee, gegen Osten bis an Cyrene, gegen Westen bis an das weiße Vorgebirge. Die Städte Utika, Adrumetum, Hippo, Klein-Leptis, und andere phönicische Mitkolonien scheinen den Karthagern mehr verbündet als unterthan gewesen zu seyn. Karthago's eigene Pflanzörter hingegen wurden in strenger Abhängigkeit erhalten, und zu dem Ende war die ganze afrikanische Küste bis zur Meerenge von Gibraltar hin mit Kastellen besetzt, in denen karthagische Miethstruppen lagen. Eben so strenge wurden ihre auswärtigen Besitzungen, Sardinien, die balearischen Inseln, auch Melite (.) und Gaulos (jetzt Malta und Gozzo) bewacht. Sardinien, welches sie ganz inne hatten, kommt schon 509 vor Chr. als karthagische Provinz vor. Malta war schon damals wohlhabend, und hatte treffliche Webereien. Auf der sicilischen Küste gehörte den Karthagern Panormus (jetzt Palermo), Soloeis, und viele kleinere Faktoreien. Auch an der spanischen hatten sie Niederlassungen, und mit dem reichen Staat von Gades standen sie immer in einem freundschaftlichen Bündnisse. Von Italien und Gallien, wohin sie gar zu gern gewscht hätten, hielten die Etrusker und Griechen sie ab. Dagegen bemächtigten sie sich heimlich sogar der kanarischen Inseln, und holten Gold von den Mohren am

Senegal. Ueber Korsika geriethen sie früh mit den massilischen Griechen in Streit, und es kam darüber 536 v. Chr. zu einer Seeschlacht, der ersten, welche die Geschichte kennt, und in der die Griechen siegten. Nicht viel jünger ist der erste schriftliche Handelsvertrag, welchen wir übrig haben. Es ist der, den die Römer und Karthager 509 vor Chr. mit einander schlossen, um der Seeräuberey in den gegenseitigen Gebieten zu steuern, die damals ärger als jetzt getrieben ward. Der Geschichtschreiber Polybius hat uns dies merkwürdige Actenstück aufbehalten. Der Schluß lautet so: „Die Karthager sollen nicht beleidigen das Volk von Ardea, Antium, Laurentium, Circeji, Terracina, noch ein anderes Volk der Latiner, das den Römern unterworfen ist. Auch sollen sie sich enthalten von den übrigen Städten der Latiner, die den Römern nicht unterworfen sind; nehmen sie sie aber, so sollen sie sie unversehrt den Römern ausliefern. Sie sollen kein Kastell in Latium anlegen, und, wenn sie bewaffnet kommen, keine Nacht im Lande bleiben."

Aus allem diesem sieht man, welch ein reges, blühendes Leben sich zu jener Zeit schon aus dem Orient her, der Wiege der Menschheit und ihrer Bildung, auch über den westlichen Theil von Europa's milderer Zone verbreitet hatte. Aber auch hier sollten sich die Kräfte durch feindliche Reibung entwickeln. Sicilien, auf der Nord-

küste von karthagischen Factoreien, auf den übrigen von griechischen Republiken besetzt, im Innern aber noch einen Kern von wilden Eingebornen enthaltend, ward früh ein Schauplatz blutiger Gährungen. Fast jede Stadt hatte von Zeit zu Zeit ihre Revolutionen, ihre Bürgerkriege, ihre Tyrannen. So ist z. B. schon aus den Jahren 570 — 560 der Tyrann Phalaris (ᵛ) in Agrigentum durch die grausamen Maaßregeln berühmt, die die Wuth der Gegenpartey ihn zu nehmen zwang. Neben Agrigent waren Selinus (-), Gela, Kamarina, und besonders Syrakusä blühende Seestädte. Aber eine recht bedeutende Macht erwuchs erst aus denselben, als sich nach einem langen Wechsel verhaßter Revolutionen ein allbeliebter Feldherr, Namens Gelon, gegen das Jahr 490 v. Chr., zum Tyrannen von Syrakus aufwarf, Kamarina zerstörte, Gela entkräftete, sämmtliche griechische Städte in ein Reich vereinigte, die vornehmsten Bürger derselben nach Syrakus verpflanzte, und so diese Stadt zur Hauptstadt erhob.

Agrigent allein unter den bedeutenden Städten Siciliens gehörte nicht zu diesem neuen Reiche, sondern erkannte die Herrschaft eines nicht minder weisen und geliebten Tyrannen, Namens Theron, an. Diesem unterwarf sich späterhin auch die Stadt Himera (ᵛ), nachdem sie ihren Tyrannen Terillus vertrieben hatte. Terill

flüchtete nach Karthago, und fand hier mehr als Schutz. Schon längst hatten die neuen Veränderungen in Sicilien den Karthagern für ihre Besitzungen auf dieser Insel Besorgnisse erweckt. Unter dem Vorwande, ihren Bundesgenossen wieder einzusetzen, rüsteten sie eine mächtige Flotte aus, verstärkten dieselbe durch ein Bündniß mit den Etruskern, warben ein Heer von Miethstruppen aus Afrika, Spanien, Sardinien, Korsika, Ligurien und den balearischen Inseln, über welches sie dem Hamilkar (-), einem ihrer Suffeten, den Oberbefehl gaben, und landeten in eben dem Sommer, in welchem Xerxes Griechenland feindlich überzog, vor Himera.

Ganz unstreitig war es bey dieser Landung auf weit mehr als auf die Einsetzung des Tyrannen Terillus angesehen. Der Zeitpunct, Sicilien zu erobern, schien günstiger als je, da von den Mutterstädten in Griechenland wegen der eigenen Noth kein Beistand zu hoffen war. Aber die Töchter zeigten sich diesmal, auch für sich allein, der Mutter würdig. Wie Xerxes dort, so mußten hier die Karthager mit Schimpf und großem Verlust entfliehen. Theron, der zunächst angegriffen war, ersuchte den Gelon um Hülfe. Gelon sandte seinen Bruder Hieron mit 200 Triremen den vereinigten karthagischen und etrurischen Flotten entgegen, während er selbst an der Spitze von 10,000 Mann schwerbe-

waffneten Fußvolks, 2000 Reitern, und dem gewöhnlichen Trosse leichtbewaffneter Sklaven zum Landheer der Agrigenter stieß. Seine Truppen erkämpften zur See und zu Lande den herrlichsten Sieg; Hamilkar selbst ward im Treffen getödtet, und was von seinem Heere übrig blieb, ward gefangen genommen, und nach der Sitte jener Zeit zur Sklaverey verurtheilt. Die meisten dieser Sklaven fielen den Agrigentern zu, die sich ihrer zur Aufführung herrlicher Werke der Baukunst bedienten, um deren willen ihre Stadt im Alterthum einen vorzüglichen Ruf hatte, ja die zum Theil noch jetzt als majestätische Ruinen von Reisenden bewundert werden.

Aus dem Tone, in welchem die griechischen Schriftsteller vom Gelon sprechen, muß man schließen, daß es ein Mann von ausgezeichneter Klugheit, Mäßigung und Popularität, etwa wie Pisistratus, gewesen sey. Wie wenig indessen bey aller Volksgunst, die er besaß, seine Herrschaft mit der sichern und unbeschränkten Gewalt eines heutigen Fürsten verglichen werden könne, sieht man aus folgender Anekdote: Die unruhigen Häupter in seinem Staate suchten während seiner Abwesenheit böse Gerüchte von ihm zu verbreiten. Zurückgekehrt, berief er alle Syrakuser bewaffnet zur Volksversammlung, bestieg wehrlos und ohne Leibwache die Rednerbühne, gab umständliche Rechenschaft von seiner Verwaltung

des Staats im Krieg und Frieden, verlangte dann ein freies Urtheil des Volks, und legte sein Schicksal in dessen Hände. Die Antwort war ein lauter Beifallsruf; man nannte ihn Wohlthäter, Erretter, König, ersuchte ihn, die Regierung ferner zu behalten, und errichtete ihm auf öffentliche Kosten eine Bildsäule, die im Laufe der Zeiten eine solche Heiligkeit erhielt, daß sie noch 130 Jahre nachher, als in einem Taumel demokratischer Raserey ein Dekret alle Statuen der Tyrannen zu zertrümmern befahl, durch eine ehrenvolle Ausnahme allein erhalten ward.

Glücklich vollendete Kriegsthaten, durch welche mit vereinter Anstrengung aller Kräfte eine große Gefahr vom Vaterlande rühmlich abgewendet worden, sind immer von dem schönsten Erfolg für die Entwickelung des Nationalgeistes begleitet gewesen. Der Heldenschwung, den der Krieg aufgeregt, theilt sich nach niedergelegten Waffen den Künsten des Friedens mit, und so finden wir auch in Griechenland und Sicilien zu keiner Zeit ein regeres Streben nach jeder Vollkommenheit, als unmittelbar nach dem Kriege mit Persien und Karthago. In beiden Ländern erblühten jetzt Künstler aller Art in beispielloser Fruchtbarkeit. Schade, daß die Annalen Siciliens uns hier fast ganz verlassen. Nur treffliche Ueberreste der Baukunst und wunderschöne Goldmünzen mit

Gelons Bildnisse zeigen uns noch einzelne Spuren des feinen Kunstsinns jener Zeiten.

37.

Themistokles Staatsverwaltung.

(478 — 471.)

Bey einem noch jugendlichen Volke, wie die Griechen damals waren, tritt auch noch die Religion hinzu, das allgemeine Entzücken über eine glücklich besiegte Gefahr zu erhöhen. So verwendeten die Bürger von Platäa die 80 Talente Silbers, ihren Antheil an der persischen Beute, zu einem prächtigen Tempel der Athene, dessen herrliche Gemälde der Geschichtenschreiber Plutarch noch 600 Jahre nachher gesehen hat, so wie auch zu seiner Zeit das jährliche Leichenbegängniß zum Andenken der bey Platäa Gefallenen noch unausgesetzt als ein Nationalfest gefeiert ward, wobey die Erstlinge aller Früchte den Schutzgöttern des Vaterlandes und den Manen seiner Helden geopfert wurden. Auch zu Athen ward dem Andenken dieser Helden zu Ehren ein Jahresfest gestiftet, an welchem der Ruhm der Getödteten durch den Mund der größten Redner vor dem versammelten Volke immer neu verherrlicht ward.

Das Schlachtfeld bey Marathon fand Pausanias, ein griechischer Reisebeschreiber, gleichfalls noch 600 Jahre nachher mit marmornen Denkmälern bedeckt, an denen die Namen der Tapfersten noch deutlich zu lesen waren.

Als die Athener nach ihrer Hauptstadt zurückkehrten, fanden sie statt derselben einen Schutthaufen. Aber während jeder nur auf die Wiedererbauung seines Hauses bedacht war, richtete Themistokles wieder, wie immer, den Blick auf das Allgemeine und Zukünftige. So wehrlos, wie es jetzt da stand, war Athen dem Ueberfall jedes Nachbars bloß gestellt, und bey dem ersten Ausbruch der Eifersucht von Sparta war es um die Existenz des offenen Fleckens geschehen. Dagegen war jetzt, da man doch einmal baute, die gelegenste Zeit, der Stadt eine Mauer zu geben, die sie im Nothfall unbezwinglich machen konnte. Dies erwägend bewirkte Themistokles einen Volksschluß, daß alles andere verschoben werden solle, bis die Festungswerke der Stadt vollendet seyen, und da man ihm selbst die Aufsicht über den Bau ertheilte, so sorgte er dafür, daß die Mauern viel weiter als vorher hinausgerückt wurden.

Diese Anstalten entgingen den eifersüchtigen Blicken der lauernden Nachbarn nicht. Die Aegi-ner gaben den Spartanern die erste Nachricht davon, und alsbald erfolgte eine ernstliche Weisung aus Sparta an die Athener, mit dem Befe-

stigen ihrer Stadt inne zu halten, weil dadurch — „im Fall eines fremden Angriffs dem Feinde nur ein fester Waffenplatz gegeben werde.“ Die Athener, jetzt nicht auf einen Krieg mit der ganzen Macht des Peloponnes gefaßt, gaben zum Schein nach, und versprachen, nächstens Gesandte mit befriedigender Auskunft deshalb nach Sparta zu schicken. Unterdessen aber ward mit solchem Eifer fortgebaut, daß Männer, Weiber und Knaben aus den freien Bürgern mit den Sklaven vermischt Hand anlegten, die Arbeiter sich Tag Nacht ablöseten, und Bruchstücke aus Trümmern, ja Leichensteine in der Geschwindigkeit mit eingemauert wurden. Die Rechtfertigung noch mehr zu verzögern, reisete Themistokles erst allein nach Sparta, und stellte sich unzufrieden über das lange Ausbleiben seiner Kollegen, ohne die er nichts machen könne. Einige Ephoren, feile Seelen, ließen sich durch Bestechung gewinnen. Dennoch verlangte man zuletzt eine bestimmte Erklärung. Themistokles läugnete noch immer die Wahrheit der Beschuldigung, und forderte die Spartaner auf, selbst Gesandte nach Athen zu schicken. Dies geschah, aber die Athener hielten diese Gesandten, nach Themistokles Anweisung, auf eine höfliche Art so lange fest, bis die Mauern hoch genug waren, um einem Feinde trotzen zu können. Jetzt trafen auch die beiden andern athenischen Gesandten, Aristides und Abronychus (*),

in Sparta ein. Von ihnen begleitet erklärte nun Themistokles im lacedämonischen Senat mit aller Freimüthigkeit eines athenischen Bürgers, er höre jetzt mit Vergnügen, daß Athen für seine Sicherheit hinlänglich befestiget sey. Nach dem, was dieser Staat in den überstandenen Gefahren für das Wohl des Vaterlandes gethan, habe ganz Griechenland Ursach, sich über die Herstellung desselben zu freuen; ja selbst die Lacedämonier müßten die Befestung jener Stadt billigen, wenn sie nicht vor der Welt in den Verdacht gerathen wollten, als sey nicht die Wohlfahrt des Ganzen, sondern nur die Ausdehnung ihrer eignen Macht ihr Ziel. — Die Spartaner, deren Gesandte noch immer in Athen aufgehalten wurden, sahen sich diesmal überlistet, und verbargen klüglich ihren Verdruß. Sie entließen die drey athenischen, und erhielten nun dafür die ihrigen zurück.

So entging Athen der Gefahr, unmittelbar nach der heldenmüthigsten Besiegung des auswärtigen Feindes unter das Joch seiner nächsten Nachbarn zu fallen. Doch dies genügte dem großen Geiste des Themistokles noch nicht. Er verfolgte unablässig seinen früh gefaßten Plan, seiner Vaterstadt die Oberherrschaft in Griechenland zu erringen. Zu dem Ende hatte er von jeher auf die Verstärkung der Seemacht gedrungen; und da man besonders bey Salamis die Nützlichkeit dieser Maaßregel erfahren hatte, so

ergriffen die Bürger seine Ideen über diesen Punct mit solchem Eifer, daß der größte Theil derselben jetzt schon aus Seeleuten bestand.

Jetzt fehlte nur noch ein geräumiger und sichrer Hafen. Die attische Küste hatte zwar drey ansehnliche Buchten unweit der Hauptstadt, von den daran liegenden Flecken Phalerum (Φάληρον), Munychia und Piräus genannt, allein keine derselben war einer feindlichen Flotte unangreifbar. Themistokles entwarf einen Plan, den Hafen von Piräus (Πειραιεύς) zu erweitern, und durch Mauern dergestalt einzuschließen, daß er das sicherste Arsenal für die Flotte seyn könnte. Damit aber diese Unternehmung nicht wieder vom Anfang an durch die Eifersucht der Nachbarn gestört würde, mußte sich der Rath der Fünfhundert deshalb zum tiefsten Stillschweigen gegen das Volk verpflichten.

Möglichst geheim und schnell ward nun auch dieses Werk betrieben. Die Spartaner, die allerdings wieder anfragten, wurden abermals durch listige Vorwände getäuscht. Mittlerweile erhoben sich weit stärkere Festungswerke um den Hafen, als man der Stadt gegeben hatte. Die Mauern, aus großen Marmorquadern zusammengefügt, hatten die Breite zweier neben einander fahrenden Wagen, und der Platz, den sie umschlossen, enthielt den Flächenraum einer damaligen Hauptstadt.

Jeßt beschloß Themistokles, von der Flotte einen ähnlichen Gebrauch, wie einst Miltiades, zu machen. Er kreuzte mit derselben im ägeischen Meere umher, und trieb von den Inseln Subsidien zur Fortsetzung des noch eigentlich nicht beendigten Perserkrieges ein. Auch bey dieser Gelegenheit that er alles, um den Einfluß Athens zu vergrößern. Aber auch sich selbst vergaß er nicht. Dies brachte ihm Schaden. Seine Reichthümer und die für Andere allzudrückende Art, wie er dieselben zur Schau trug, erregten den Neid der Alkmäoniden und ihrer Partey. Mit diesen verbanden sich geheime Emissarien aus Sparta, die das gemeine Volk bereden mußten, Themistokles stehe im Briefwechsel mit persischen Satrapen, und trachte nach der Tyranney von Athen, wo nicht von ganz Griechenland. Umsonst erinnerten seine Freunde an seine unsterblichen Verdienste um den Staat; umsonst weigerte sich der edle Aristides, an strengen Maaßregeln gegen ihn Antheil zu nehmen. Man brachte die Anklage vor das Volk, und so ward er durch den Ostracismus, dem auch einst Aristides hatte unterliegen müssen, aus dem Vaterlande verwiesen (v. Chr. 471).

Er ging nach Argos, aber auch hier von den Spartanern verfolgt, floh er nach der Insel Korcyra (jeßt Korfu), nach Epirus (-), nach Macedonien, und zuleßt, unter vielen Fährlichkeiten,

nach Persien, wo seit drey Jahren (v. Chr. 474) Xerxes Sohn und Nachfolger Artaxerxes I., mit dem Beinamen Langhand, regierte. Dieser nahm ihn mit der größten Freude auf, und schenkte ihm — eine persische Sitte — auf lebenslang drey Städte in Jonien: Magnesia, die 50 Talente (60,000 Rthlr.) eintrug, zu seinem Brodte, Lampsakus (-) für seinen Wein, und Myus für das Fleisch und die Gartenfrüchte.

38.

Aristides Staatsverwaltung.

(471 v. Chr.)

Wenn gleich Themistokles dem Geiste nach der größte und kühnste Staatsmann genannt werden darf, den Athen, ja das ganze Griechenland je hervorgebracht hat, so war der Staat nach der Verbannung desselben darum doch noch nicht ganz verlassen. Noch lebte der treffliche Aristides, und in Miltiades Sohne, Cimon, blühte ein nicht weniger versprechendes Herrscherhaupt auf. Aristides bewährte jetzt durch sein ewig denkwürdiges Beispiel den Satz, daß der wahre Ruhm und ein dauerndes Vertrauen nur auf einen redlichen Charakter gegründet werden könne.

könne. Er ward zunächst mit Cimon zugleich an die Spitze des athenischen Geschwaders gestellt, das zu der vereinigten griechischen Flotte stoßen sollte, mit welcher man jetzt die Inseln und die Küsten am Hellespont und der Propontis von den noch daselbst zurückgebliebenen Persern vollends reinigen wollte. Den Oberbefehl über diese Flotte erhielt der Spartaner Pausanias, der Sieger bey Platäa. Mit leichter Mühe wurden die Barbaren *) von der Insel Cyprus und aus Thracien vertrieben, und Byzantium (jetzt Konstantinopel) erobert. In der letztern Stadt bekam man viele der vornehmsten Perser, sogar Verwandte des Königs, gefangen.

Wie sehr ein einziger Mann dem Ganzen schaden könne, zeigte jetzt Pausanias. Diesen sonst tapfern Feldherrn hatte sein Glück zum Uebermuth verleitet; die Pracht der persischen Großen bethörte seine Sinne, und mit Unmuth blickte er auf die ärmliche Rolle eines einfachen spartanischen Bürgers zurück, die nach der Heimkehr seiner wartete. Ganz anders waren am persischen Hofe diejenigen Griechen belohnt worden, die die Pflichten gegen ihr Vaterland mit dem Dienste des Großherrn vertauscht hatten; sie waren im Besitz von Städten und Landschaften, geboten

*) So nannten die Griechen bekanntlich alle Nichtgriechen.

Hunderttausenden, und lebten in königlichem Glanze. Auch ihm schien solch ein Loos wünschenswerther, als der Ruhm der Treue und Vaterlandsliebe; er ließ die vornehmsten Gefangenen aus Byzantium entfliehen, und trug durch einen Vertrauten, Namens Gongylus (-), dem Perserkönig insgeheim zu einem hohen Preise seine Dienste an. Nichts konnte dem Erbfeinde Griechenlands erwünschter kommen, als das Anerbieten eines solchen Mannes. Man leitete sogleich eine geheime Unterhandlung mit ihm ein, schmeichelte ihm auf alle Weise, und der Unbesonnene ward dadurch so berauscht, daß er in seinem Uebermuth alle Schranken der Mäßigung und Klugheit überschritt. Als ob er schon persischer Satrap wäre, umgab er sich mit einer Leibwache von medischen und ägyptischen Gefangenen, richtete seine Tafel und seine Kleidung nach persischer Weise ein, und behandelte die unter ihm stehenden griechischen Alliirten wie seine Untergebenen.

Das erregte allgemeine Unzufriedenheit. Die peloponnesischen Bundesschiffe segelten nach Hause; die von den Inseln und aus Jonien, da sie die Bescheidenheit der Athener sahen, boten dem Aristides das Oberkommando an, wenn er sie gegen Sparta schützen wolle. Die Spartaner selbst entsetzten zwar sogleich den Pausanias, und sandten einen gewissen Dorkis an seine Stelle, allein es war zu spät; die Bundesgenossen hatten

sich schon den Athenern unterworfen, und so hatte das leutselige und gerechte Betragen des Aristides und Cimon fast unvermerkt den Athenern dasjenige erworben, wonach Themistokles mit allem Eifer vergebens gestrebt hatte, die Oberstelle in Griechenland.

Sparta verschmerzte die Wunde, die seinem bisher so strenge behaupteten Ansehen geschlagen war, dem Anschein nach mit philosophischer Mäßigung. Die Wahrheit war, daß es jetzt keinen einzigen großen Mann hatte, und daß es seine Kräfte klüglich sparen wollte, während die Athener die ihrigen vielleicht an den asiatischen Küsten zersplitterten. Aber man muß auch sagen, daß die letztern sich ihres erhaltenen Vortheils mit der größten Behutsamkeit bedienten. Sonst hatten sich die Abgeordneten der Alliirten in Sparta versammelt. Aristides trug Bedenken, sie jetzt nach Athen zu berufen. Lieber wählte er zum Ort der Berathschlagung den allen Griechen heiligen Tempel Apolls auf der Insel Delos. Eben daselbst ließ er auch die Summen niederlegen, die von den Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges beigesteuert wurden. Da ferner zur Verwaltung derselben ein Schatzmeister nöthig war, und jedermann fürchtete, daß die Wahl desselben einen gefährlichen Streit verursachen würde, so übernahm Aristides selbst dies Amt, und vertheilte die jedem Staate aufzule-

gende Summe *) mit so einleuchtender Unpartei=lichkeit, daß aller Neid verstummte, und der Gerechtigkeit des Mannes mit allgemeiner Ehrfurcht gehuldigt ward.

Dies war die letzte öffentliche Handlung des edlen Aristides. Auch sein Tod zeugte für seine Rechtschaffenheit. Trotz seinen vielen Staatsämtern hatte er so wenig an eigene Bereicherung gedacht, daß von seinem Nachlasse nicht einmal die Kosten des Leichenbegängnisses bestritten werden konnten. Seine dankbaren Mitbürger nahmen dies Geschäft über sich; auch ward auf öffentliche Kosten seine Tochter ausgestattet, seinem Sohne ein Grundstück gekauft, und dem unvergeßlichen Todten selbst ein marmornes Denkmal in Phalerum errichtet, das noch zu Plutarchs Zeiten daselbst zu sehen war.

39.

Cimons Staatsverwaltung.

(470 — 461.)

Jetzt stand Cimon, ohne Nebenbuhler in der Macht und Volksgunst, im athenischen Staate

*) Zusammen betrug die von allen zu erlegende Summe 460 Talente, etwa 600,000 Rthlr.

allein da. Von seiner ersten Jugend an war er schon der Liebling des Volks gewesen. Seine hohe, edle Gestalt, sein lockiges Haar und sein freundlicher Blick waren sogar von Dichtern besungen worden. Er hatte die Sanftmuth und Biederkeit des Aristides und die Tapferkeit seines Vaters Miltiades. Schon bey dem Einfall des Xerxes in Attika hatte er sich durch seine Entschlossenheit rühmlich ausgezeichnet. Denn als Themistokles vorschlug, man müsse sich auf die Schiffe retten, und alles Volk darüber in Bestürzung gerieth, ging er zuerst mit seinen Freunden in den Tempel der Athene, und hängte daselbst einen Zügel auf, zum Zeichen, daß man jetzt der Reiterey nicht bedürfe. Die Besonnenheit, mit der er dies that, beruhigte und erweckte viele. In der Schlacht bey Salamis sah man ihn unter den Vordersten fechten, und schon damals ehrten und bewunderten seine Mitbürger in ihm den würdigen Erben der väterlichen Tugenden.

Jetzt nun, nach Aristides Tode, übernahm er den Oberbefehl über das Heer der verbündeten Griechen zu Wasser und zu Lande. Denn noch gab es eine Menge Städte in Asien und selbst in Europa, die noch die persische Herrschaft anerkannten. Zunächst segelte er nach dem sogenannten thracischen Chersonesus hinauf, eroberte daselbst mehrere Städte, und eignete bey dieser

Gelegenheit seinem Vaterlande die macedonische Hafenstadt Amphipolis (v) und die an Goldbergwerken reiche Insel Thasus zu. Schauderhaft waren die Folgen seiner Belagerung von Eion, einer Stadt am Flusse Strymon in Thracien, deren reiche Einwohner sich unter der Anführung des Perserhauptmanns Boges bis zur Verzweiflung wehrten. Zuletzt, als sie, eingeschlossen von allen Seiten, und gepeinigt von den fürchterlichsten Hungersquaalen, keine Rettung mehr vor sich sahen, warfen sie ihr Gold und Silber in den tiefen Strom, tödteten ihre eigenen Weiber und Kinder, und brannten sich dann selbst in ihrer angezündeten Stadt auf. Drey Ehrensäulen, welche die Athener in dieser Gegend dem Cimon errichteten, verkündigten durch ihre Inschriften noch späten Nachkommen diese Begebenheit. Jetzt waren alle persische Besitzungen an europäischen Küsten zerstört.

Auf seiner Rückfahrt kehrte Cimon auf Befehl der Amphiktyonen auf der Insel Skyros ein, und zerstörte hier die Raubnester vieler Seeräuber, die das Meer unsicher machten. Zugleich entdeckte er daselbst das Grabmal des Theseus, und führte den Aschenkrug des alten Helden, der hier fast 800 Jahre im Grabe geruhet hatte, auf Antrieb eines Orakels, auf einem eigenen prächtig verzierten Schiffe nach Athen. Man nahm den Sieger mit Jubelgeschrey auf, und es wur-

den dem Theseus zu Ehren Schauspiele ausgeschrieben. Ein alter, schon berühmter Dichter, Aeschylus (Αισχυλος), lieferte ein schönes Stück, allein ein junger, noch ganz unbekannter Künstler, Sophokles (ᵕ), trat mit einem nicht schlechtern auf. Nun sollte, dem Herkommen gemäß, eine Anzahl durchs Loos erwählter Richter dem besten den Preis zuerkennen. Aber diesmal war der Beifall im Publikum so getheilt gewesen, daß der Archon nicht für gut fand, die Wahl der Richter dem Loose zu überlassen. Da erschien nach griechischer Sitte der allgeliebte Cimon mit seinen 10 Unterfeldherren auf dem Theater, um, Angesichts des ganzen klatschenden Volkes, den Göttern das Dankopfer zu bringen. Diese nun ließ der Archon nicht eher fortgehen, als bis sie — was jetzt wohl den Generalen nicht zukäme — den entscheidenden Ausspruch gethan hatten. Sie ertheilten dem jungen Dichter Sophokles den Preis, wodurch dessen Nebenbuhler Aeschylus (ᵕ) sich so gekränkt fühlte, daß er Athen verließ, und in der Stadt Gela in Sicilien sein Leben beschloß. Wir sind so glücklich, von ihm, so wie vom Sophokles, noch 7 griechische Tragödien zu besitzen, die sich durch den langen Zeitraum von beinahe 33 Jahrhunderten bis auf uns erhalten haben.

40.

Die Schlacht am Eurymedon.

(v. Chr. 470.)

Cimon blieb nicht lange zu Hause. Die Athener wollten ihr Waffenglück und die Herrschaft über die vereinigte Flotte benutzen, und da noch ganze griechische Provinzen in Kleinasien den Persern gehorchten, auch unter den Bundesgenossen von Zeit zu Zeit ein Abtrünniger zu züchtigen war, so blieb den Kriegslustigen noch Stoff genug zur Thätigkeit übrig. Die Flotte ging demnach zuerst nach Naxos, dann nach der asiatischen Küste. Cimon drängte alles was Persisch war aus Karien und Lycien hinaus, und drang bis an den Fluß Eurymedon (✓) in Pamphylien vor. Hierher sandte ihm König Artaxerxes Langhand eine persische Flotte und eine Landmacht entgegen. Es kam an der pamphylischen Küste, unfern der Mündung des Flusses, zu einer blutigen Seeschlacht, in der abermals die griechische Gewandtheit über persische Schwerfälligkeit siegte. Die persischen Schiffe, welche nicht versenkt oder erobert wurden, entflohen, und Cimon, der nichts halb thun wollte, segelte sogleich mit allen seinen Schiffen den Fluß hinauf zu seinem Landheere, verkleidete einige tausend Griechen mit den Turbanen und Waffen der gefangenen Perser,

und überfiel noch an demselben Abend mit unerhörter Geschwindigkeit das Lager der Feinde auf dem festen Lande, wohin noch kein Gerücht der am Morgen vorgefallenen Seeschlacht g drungen war. Die listige Verkappung irrte die Wachen; die Perser, zerstreut und sorglos überfallen, suchten bald auch hier in der Flucht ihr Heil, und gaben ihr ganzes Lager dem Feinde Preis. Mit dieser glorreichen Schlacht, in welcher ein Feldherr an einem Tage zwey feindliche Heere zu Wasser und zu Lande zugleich besiegt hatte, endigte Cimon den Feldzug einstweilen, und kehrte mit reicher Beute zu seinen frohlockenden Mitbürgern nach Athen zurück.

Hier war die Liebe der Bürger fast allein sein Studium. Wohin er ging, begleiteten ihn Sklaven mit Geldbeuteln, die jedes Hülfsbedürftigen Bitte auf der Stelle befriedigten. Schamhafte Arme aus den höhern Ständen erhielten von ihm heimlich unerbetene Geschenke, und oft mußte einer seiner Begleiter auf der Straße sein Pallium (Obergewand) abnehmen, und es einem armen Bürger schenken, dem es daran gebrach. Seinen Antheil an der reichen Beute verwendete er großmüthig zur Verschönerung der Stadt; er ließ bedeckte Hallen zum Lustwandeln bauen, bepflanzte den Marktplatz mit Platanen, und verwandelte einen großen wüsten Platz bey Athen in einen herrlichen Park mit schattigen Gängen,

Ruheplätzen und Springbrunnen. In der Folge ward dieser berühmte Garten die Akademie genannt, und diente zum Sammelplatze der Weisen und der Lehrer aller Art. Selbst seinen eigenen Garten und das schöne Obst in demselben gab er gern jedem Besuchenden Preis. Den Hafen Piräus, eine kleine Meile von der Stadt, vor kurzem von Themistokles mit schönen Gebäuden und Mauern verziert, und fast zu einer eignen Stadt angewachsen, fing er an, mit Athen durch eine doppelte Mauer zu verbinden; eine Arbeit, die erst sein Nachfolger Perikles vollendete.

Cimon verwaltete, wie alle griechische Staatsmänner, seine gerichtlichen und öffentlichen Geschäfte ohne Besoldung, und diente auch noch außerdem ohne Ansehen der Person jedem Bedrängten als Sachwalter. Ein reicher Perser, Rhösakes (*), der sich mit seinem Vermögen zu Athen niederlassen wollte, ward von habsüchtigen Gerichtspersonen überall so arg gemißhandelt, daß er sich entschloß, den Schutz und Beistand Cimons zu suchen. Gewohnt, sich überall erst mit Gelde die Wege zu öffnen, ließ er bey seinem Eintritte in Cimons Vorsaal von einem Sklaven eine Urne voller Goldstücke und eine andere mit Silbermünzen niedersetzen. „Willst du mich zum Freunde oder zum Miethlinge haben?" redete ihn Cimon an. — „Zum Freunde,"

antwortete der Perser. — „Nun wohl, so spare dieses Geld, bis ich einmal, von Noth gedrängt, als Freund dich darum bitten werde.“

41.

Letzte Schicksale des Pausanias und Themistokles.

(470 — 452.)

Während dieser glänzenden Periode Athens hatte das scheinbar launenhafte Schicksal den sonst an Männern so fruchtbaren Staat von Sparta fast ganz verlassen. Die Eintracht scheint damals aus dem Rath der Regierenden entwichen gewesen zu seyn. Der eine König, Plistarchus, des tapfern Leonidas Sohn, war noch minderjährig, und als sein Vormund führte der oftererwähnte Pausanias für ihn die Regentschaft. Der Einfluß dieses Mannes und die Achtung für ihn war so groß, daß alles was schon oben von seiner Untreue erzählt worden ist, nicht hinreichte, ihn zur förmlichen Anklage reif zu machen. Erst nachdem er die allergröbsten und unläugbarsten Fortschritte in seiner Verrätherey gethan hatte, wagte man es, Hand an ihn zu legen. Er entrann der Verhaftung durch eine Flucht in den

hochverehrten Tempel der Athene Chalcideus. Da nun die Religion verbot, einen Schuldigen mit Gewalt aus solchem Asyl zu entführen, so vermauerte man die Oeffnungen des Gebäudes, und tödtete ihn so durch Hunger. Dem Verscheiden nahe ward er herausgeholt, damit sein Leichnam nicht das Heiligthum entweihte; er starb aber in den Händen der Träger. Ueber die Behandlung des Todten ward das Orakel zu Delphi befragt; nach einem dunklen Ausspruch desselben erhielt er sein Grabmal vor dem Eingang des Tempels.

Themistokles scheint länger als 12 Jahre im Besitz seiner persischen Güter gelebt zu haben; wie? wissen wir nicht; schwerlich aber glücklich bey seinem unauslöschlichen Durst nach Thaten und bey seiner Liebe zu Vaterland und Freiheit. Einige sagen, er habe sein Leben zuletzt durch Gift geendigt, da der Perserkönig in ihn gedrungen sey, ihm Rathschläge zur Bezwingung der Griechen zu geben. Soviel ist gewiß, er starb zu Magnesia in einem Alter von 65 Jahren, und umgeben von einer zahlreichen Nachkommenschaft, und auf seinen ausdrücklichen Befehl — den Bürgen seiner patriotischen Gesinnung — wurden seine Gebeine nach Attika gebracht, und dort insgeheim beerdigt. Die Magnesier errichteten ihm auf dem Marktplatze ihrer Stadt ein prächtiges Denkmal, das noch über 600 Jahre

nachher, zu den Zeiten des Plutarch, vorhanden war. Eben dieser Schriftsteller sah auch noch in dem unter Themistokles Aufsicht erbauten Tempel der Artemis Aristobule (-) zu Athen eine Bildsäule von ihm, die einen ganz ungemeinen Ausdruck von Größe und Hoheit an sich trug, angemessen also dem außerordentlichen Geiste, der diese Hülle bewohnt hatte. Und in Magnesia fand er noch Nachkommen des großen Mannes, im Besitz besonderer Vorrechte, die sie dem Ruhm ihres Ahnherrn und der Erkenntlichkeit seiner Landsleute verdankten.

42.

Cimon verbannt.

(v. Chr. 461.)

Leider kam diese Erkenntlichkeit der Griechen immer erst dann zum Ausbruch, wenn der Gegenstand derselben durch den Tod dem Neide und allen feindseligen Leidenschaften entrückt war. So lange ein großer Mann lebte, hatte er auch seine Gegenpartey, die nicht eher nachließ, als bis sie ihn aus der Gunst des Volks verdrängt hatte. Dies in Republiken unvermeidliche Schicksal traf selbst den Cimon, so emsig er sich durch die stu-

dirteste Leutseligkeit die Liebe seiner Mitbürger zu erhalten bemüht gewesen war. Eine einzige nicht nach den Wünschen des Volks beendigte Unternehmung reichte hin, seinen Gegnern den vollkommensten Sieg über ihn zu verschaffen.

Sparta befand sich damals am Rande des Untergangs. Ein fürchterliches Erdbeben, das große Felsenstücke von den Gipfeln des Gebirges Taygetus (-) losriß, zerstörte die Stadt bis auf fünf Häuser, und kostete gegen 20,000 Menschen das Leben. Dies plötzliche Unglück nahmen die Hunderttausende von Heloten und Messeniern, deren Schicksal dem der heutigen Negersklaven an Härte zu vergleichen war, zum Signal, ihr unerträgliches Sklavenjoch abzuwerfen, und sich von ihren, jetzt so tief gebeugten Herren mit Gewalt die Freiheit zu ertrotzen. Sie erschienen alsbald, mit Aexten und Keulen bewaffnet, in der Stadt. Die Gefahr war groß, aber die Besonnenheit eines Mannes vertrieb sie diesmal noch. Der König Archidamus (-) ließ auf der Stelle in die Schlachttrompete stoßen, als ob ein Feind im Anzuge sey, und auf dies Zeichen versammelten sich sogleich die zum strengsten Gehorsam gewöhnten Bürger auf dem Markte, und stellten sich in Schlachtordnung. Ueber diesen Anblick bestürzt, kehrten die Heloten schnell zurück; doch, weit entfernt, die Rebellion ganz aufzugeben, warfen sie sich in die messenische Stadt Ithome

(Ἰθώμη), deren starke Mauern ihnen bey dem damaligen Mangel an zerstörenden Werkzeugen einen langen Schutz versprachen.

In dieser Noth, aller ihrer Sklaven, d. h. aller ihrer Acker und Viehstand besorgenden Hände beraubt, riefen die Spartaner ihre sämmtlichen Nachbarn um Hülfe an, auch die Athener sogar, weil diese in der Kunst, feste Städte zu belagern, für die erfahrensten gehalten wurden. Der Rath der Fünfhundert war anfangs wenig geneigt, die Bitte zu gewähren, allein Cimon, von jeher ein unparteiischer Freund des spartanischen Volks und seiner Verfassung, stimmte das Volk zu dem edleren Entschlusse um. Ein beträchtliches Heer, von ihm selbst geführt, ging nach dem Peloponnesus ab. Aber in diesem Heere herrschte nicht Cimons Geist und Gesinnung. Der alte Nationalgroll und eine geheime Schadenfreude reizten es zu einem übermüthigen Betragen gegen die Peloponnesier, und bey allen Prahlereien ward gegen Ithome (-) doch nichts ausgerichtet, denn die Belagerten schlugen einen Hauptsturm mit verzweiflungsvoller Tapferkeit ab, und man mußte sich zu einer langweiligen Blockade bequemen. Hier war es vorzüglich, wo der Grund zu den Mißhelligkeiten zwischen beiden Nebenbuhlern gelegt ward, die dreißig Jahre später Griechenland in seinen Grundfesten erschütterten. Für jetzt begnügten sich die Spartaner noch, den ihnen so

verhaßten Athenern mit möglichster Schonung zu sagen, man bedürfe ihres Beistandes nicht mehr, und wünsche sie nicht weiter zu belästigen. So wurden sie entlassen, während alle andern Alliirten blieben.

In Athen erregte diese schimpfliche Zurücksendung den bittersten Unwillen, und dies gab den Gegnern Cimons gewonnenes Spiel. Augenblicklich genehmigte das Volk ihren Vorschlag, den Bund mit Lacedämon aufzuheben, und einen andern mit Argos, dem Erbfeinde der Spartaner, zu schließen. Cimon und seine Anhänger wurden mit dem Spottnamen Lakonenfreunde belegt, und da man einmal im Zuge war, so kostete es wenig, das Volk zum Scherbensammeln gegen seinen jahrelangen Wohlthäter zu bewegen. So ward er durch die Mehrheit der Stimmen auf zehn Jahre aus Athen verbannt, und an seiner Stelle bemächtigte sich nun die Gegenparten des Steuerruders.

Der Ausgang des Kampfes um Ithome war den Messeniern rühmlich. Die Spartaner richteten nichts gegen sie aus, und mußten ihnen allen nach zehn Jahren durch eine förmlich abgeschlossene Kapitulation freien Abzug mit Weibern und Kindern, nicht bloß aus der Festung, sondern aus dem Peloponnes gestatten. Die Athener nahmen diese Auswanderer freudig auf, und wiesen ihnen eine ihrer Kolonien am korinthischen

Meerbusen, den trefflichen Seehafen Naupaktus, links unter Delphi, zum Wohnorte an. Diese Flüchtlinge waren dafür in der Folge den Athenern so dankbar, daß sie sie in der größten Noth mit ihrem kleinen Beistande nicht verließen.

43.

Ephialtes und Perikles.

(461 v. Chr.)

Die nunmehr in Athen herrschende Partey war wieder die des bekannten Hauses der Alkmäoniden, deren jetziges Haupt Ephialtes hieß. Dieser war beim Volke beliebt, stand jedoch als Staatsmann nicht ganz auf eigenen Füßen, sondern war mehr das Organ des jungen Perikles (*), eines genialischen Kopfes, der sich nicht unrühmlich an die Reihe der Herrschergenien anschloß, denen Athen bisher den Wachsthum seiner Größe und Macht zu danken gehabt hatte. Auch ihm bahnte, wie dem Cimon, der Name eines erlauchten Vaters den ersten Weg zur Volksgunst, denn er war des Xanthippus Sohn, jenes glücklichen Feldherrn, der die athenischen Schiffe in der Schlacht bey Mykale angeführt hatte, und der durch Vermählung dem Hause der Alk-

mäoniden nahe verwandt war. Doch die Geburt war Perikles kleinster Vorzug. Seine einnehmende Gestalt, durch die bey den Griechen übliche gymnastische Erziehung zur schönsten Haltung gewöhnt; seine glänzenden Anlagen, von den berühmtesten Lehrern der Wissenschaften ausgebildet, und das Feuer der Ruhmbegier, das ihn, wie jeden großen Mann, durchglühte, unterschieden ihn bald in der Rathsversammlung. Alte Leute wollten bemerken, daß er dem Pisistratus ähnlich sehe, andere, daß er in der Klarheit und Anmuth des Vortrags noch den Themistokles übertreffe; wie er denn wirklich einen ganz neuen Styl in die Volksberedsamkeit gebracht haben soll.

Eins nur vermißte man seit Cimons Verbannung, die außerordentliche Freigebigkeit, mit der dieser reichste aller Athener bisher für die Vergnügungen des Volks gesorgt hatte. Soviel konnte weder Ephialtes noch Perikles aufbringen, und doch mußte die Laune eines Pöbels befriedigt werden, der in seinem Müßiggange unaufhörlichen Reiz zu Neuerungen und Aufständen fühlte, und dessen Macht doch nun einmal durch die unselige demokratische Verfassung so groß geworden war, daß auch die größten Männer vor seinen Scherben zitterten. Um jene Summen herbeizuschaffen, fiel man darauf, sie aus dem öffentlichen Schatze zu nehmen, aber diesen hatte der Areopagus unter seiner Aufsicht, dessen Mit:

glieder sämmtlich aristokratisch gesinnt, mithin Cimons Freunde, und der neuen Regierung abgeneigt waren. Was zu thun? Um sich im Besitz der Herrschaft zu erhalten, war kein anderes Mittel, als den Areopagus zu stürzen. Ephialtes trug dem Volke vor, ob es nicht besser sey, die Verwaltung des Schatzes und andere wichtige Staatsangelegenheiten dem Areopagus zu nehmen und dem Volk zu übertragen, und alles stimmte ihm bey. So ward, damit der Ehrgeiz zweier Menschen Raum gewönne, ein vom alten Solon weislich verstärktes Gegengewicht der Volksherrschaft abgeschnitten, und gesetzgebende und vollziehende Gewalt, Justiz- und Finanzwesen in die Hände eines Haufens unwissender und leidenschaftlicher Menschen gelegt, die alles zusammen heut diesem, morgen jenem anvertrauen konnten, je nachdem einer durch wahre oder scheinbare Talente das Glück hatte, ihnen zu gefallen.

Von jetzt an sprechen alle alte Schriftsteller von der athenischen Staatsverfassung wie von der allerunglücklichsten Mißgestalt, die man habe erdenken können. Sie nennen das athenische Volk ein vielköpfiges Ungeheuer, einen Tyrannen, der nie wisse, was er wolle, und der in seinem tauben Wahnsinn bald die Schlechtesten vergöttere, bald die Besten aufopfere. Das Wort Freiheit, das alle im Munde führten, blähte die elendesten Wichte zu einem tollen Dünkel auf;

jeder zerlumpte Kerl, der von Almosen der Reichen lebte, brüstete sich, er habe bey der Staatsverwaltung mitzusprechen, und dies nöthigte diejenigen Machthaber, die etwas durchsetzen wollten, dieser Hefe des Volks auf das freundlichste zu schmeicheln, oder ihnen auch wohl ihre Stimmen heimlich mit Geld abzukaufen. Perikles und Ephialtes brachten es gar dahin, daß an den Stimmtagen jedem ärmern Bürger, der sich zur Volksversammlung auf dem Markte einfand, seine Gegenwart jedesmal mit 3 Obolen (4 bis 5 Gr. nach unserm Gelde) aus dem öffentlichen Schatze bezahlt ward. Ja um diesem rohen Haufen noch gefälliger zu werden, mußten sie auf die beständige Unterhaltung desselben durch Ergötzungen aller Art bedacht seyn. Die Staatseinkünfte wurden daher zum größern Theile an prächtigen Theatern verschwendet; die religiösen Feste wurden vermehrt und verschönert; an den vorzüglichsten derselben wurden Schauspiele — den Bürgern unentgeltlich — aufgeführt, zu denen die größten Dichter, Mimen, Tänzer und Sänger konkurrirten, und das Fleisch der an solchen Tagen in zahlloser Menge geschlachteten Opferthiere ward gleichfalls der untern Klasse der Bürger Preis gegeben.

Welch ein Kontrast zwischen unsern neuern Staatsverfassungen, durch welche viele Millionen Menschen ruhig beherrscht werden, ohne daß sich

einmal einer viel um das Wie bekümmert — und jenen alten, in denen jeder Bürger seinen Antheil an der Wahl der Staatsbeamten, an der Genehmigung der öffentlichen Beschlüsse, an Bündnissen und Gesandtschaften, an Krieg und Frieden haben wollte! Zur Erklärung dieser Verschiedenheit darf man ja nicht den Umstand übersehen, daß z. B. in Athen zwey Drittel der Einwohner aus Sklaven bestanden, die alle Beschwerden der sauersten Handarbeit tragen mußten, damit das letzte Drittel, die freien Bürger, die Staatsmänner spielen konnten. So waren von der im ganzen Alterthum herrschenden Sitte der Sklaverey die republikanischen Verfassungen eine natürliche Folge. Sie haben sich nicht erhalten können, führten große Uebel mit sich, und werden von unsern heutigen Staatskünstlern als höchst unvollkommene Formen belächelt, allein sie hatten doch auch ihre schöne Seite. In so ununterbrochenen lebhaften Kämpfen mächtiger Parteien, wo freilich Geburt und Reichthum viel, mehr aber doch noch persönliche Fähigkeit galt, wo eine kluge Rede, ein glücklicher Einfall, ein feines Betragen, eine heldenmüthige That Tausende zu Zeugen hatte, deren Lob eben so erhebend, als ihre Verachtung schmerzlich war — welche Kräfte mußten sich da nicht entwickeln, zumal unter einem Volke, das zu den talentreichsten und feurigsten auf der Erde gehörte!

Ist es wohl ein Wunder, daß in einer solchen Verfassung jedes aus griechischem Boden entkeimte Genie auch die höchste ihm mögliche Vollkommenheit der Ausbildung erreicht hat?

Je mehr Aufwand indessen die Befriedigung der Volkslaunen in Athen erforderte, desto mehr mußten die Machthaber darauf bedacht seyn, die Kasse des Staats immer gehörig zu füllen. Dies konnte nicht besser geschehen, als durch Erweiterung des Handelsgebiets, und durch die Aufrechthaltung jener Abhängigkeit der Bundesgenossen, die man während der Persernoth allmälig und unvermerkt eingeführt hatte. Schon Cimon hatte es dahin gebracht, daß die Bundesgenossen, denen der fortgesetzte Seedienst auf die Länge beschwerlich fiel, bloß Schiffe, und statt der Mannschaft einen ansehnlichen Beitrag an Gelde schicken konnten. Jetzt ging man weiter. Die von Aristides so mäßig angesetzte jährliche Beisteuer ward beträchtlich erhöht, ja man mischte sich unter dem Vorwande der Friedenserhaltung so sehr in die speziellsten Angelegenheiten jeder verbündeten Stadt, daß man alle in derselben vorgefallene Streitigkeiten vor athenischen Gerichtshöfen entschied, wofür die Parteien dann recht justizmäßig zahlen mußten. Megara, das sich vom spartanischen Schutze freiwillig unter athenischen begab, erhielt sogar eine athenische Besatzung und Festungswerke, die den Hafen dieses sogenannten Bundes-

genossen beherrschten. Da endlich der Peloponnes jetzt in einer solchen Gährung begriffen war, so konnte man es wagen, den Gesammtschatz aus Delos geradezu nach Athen zu verlegen. Solche Fortschritte machte der Despotismus mitten im Lande der Freiheit!

Da indessen der Perserkrieg nun vorüber war *), so hätten die Bundesgenossen wohl ihre Schiffe zurückfordern können. Allein dies durfte man nicht zugeben. Die Flotte mußte demnach, womit es auch wäre, beschäftigt werden. So ward sie dann fürs Erste nach der Insel Cyprus gesandt, auf der man persische Schätze zu erbeuten hoffte. Aber bald ließ man diesen Plan wieder liegen, weil sich eben jetzt in Aegypten eine Gelegenheit zeigte, den Persern weit nachdrücklicher zu schaden. Dort hatte nämlich ein gewisser Inarus (v) das Volk gegen die persische Herrschaft aufgewiegelt, und begehrte athenische Hülfe. Charitimis, derselbe Feldherr, welcher unlängst die Flotte (200 Triremen) nach Cypern geführt, erhielt demnach Befehl, mit derselben schleunig nach dem Nil abzusegeln. Die ersten Erfolge dieses Unternehmens waren glänzend, Memphis ward bis auf die Citadelle erobert, und das Land tapfer gebrandschatzt. Allein die

*) Nach spätern Schriftstellern soll nach Cimons Tode ein förmlicher Friede geschlossen worden seyn, es ist aber unwahrscheinlich.

Sache zog sich in die Länge; zuletzt behielt die Uebermacht der Perser doch das Feld; Aegypten ward wieder unterjocht, Inarus ans Kreuz genagelt, und von dem griechischen Heere kehrte nach sechs Jahren voll zum Theil sehr trauriger Schicksale nur ein kleiner Theil, ohne Flotte, nach Athen zurück.

Glücklicher waren die athenischen Krieger unterdessen zu Hause, in einer Fehde mit den Peloponnesiern gewesen. Ein gewisser Leokrates (ᵛ) schlug die Flotte der letztern so entscheidend, daß 70 Schiffe erobert wurden, und ein anderer tapferer Feldherr, Myronides (ᵛ), vernichtete durch einen ähnlichen Sieg zu Lande den besten Theil der korinthischen Macht. Mitten unter diesen Unruhen verstärkte man die Befestigung der Stadt, nach Cimons Vorgang, durch die sogenannten langen Mauern, durch die man den phalerischen und den piräischen Hafen unmittelbar mit der Stadt verband. Jene war drey Viertel-, diese eine ganze deutsche Meile lang. Späterhin ward, auf Perikles Vorschlag, eine ähnliche Mauer auch nach dem mittlern Hafen, dem munychischen, gezogen. So konnte Athen nie ganz von der See abgeschnitten werden.

44.

Noch andere Unruhen in Griechenland.

(467 — 456.)

Von den übrigen kleinen Freistaaten Griechenlands ist aus diesen Zeiten wenig Einzelnes bekannt. Das Allgemeine ist, daß überall die Reichern und Vornehmern vor dem Pöbel etwas voraus haben wollten, daß mithin überall eine aristokratische und eine Volkspartey mit einander um die Herrschaft stritten, nur daß nicht überall, wie in Athen, große Männer vorhanden waren, die feindseligen Leidenschaften zu beschwichtigen. Auch an nachbarlichen Zwisten fehlte es nicht. In Elis zankten sich die Städte Elis und Pisa lange um die Besorgung der olympischen Spiele, und über diesen Zank ward eine ganze Stadt (Pisa) zerstört, und die Reichthümer der erschlagenen Bürger wurden zur Erweiterung und Verschönerung des prächtigen Marmortempels zu Olympia verwandt. In Argolis schwoll ein noch größerer Aufruhr an. Die Städte Mycene (-), Epidauros, Trözene, und mehrere andere, wollten den Befehlen der Hauptstadt Argos nicht länger gehorchen, sondern freie Staaten für sich seyn. Auch dieser Zwist, blutig und verheerend, endete mit der Zerstörung einer alten Stadt, der Stadt Mycene. Die Spar-

taner mischten sich nicht in diesen letztern Krieg, denn sie freuten sich heimlich, daß ihre starken Nachbarn voll innerer Wuth sich selbst aufrieben, diese Argiver, die sich immer so stolz neben Sparta behauptet, und im Perserkriege ihre Sache von der gemeinen Sache Griechenlands getrennt hatten. Eben so freuten sich die Athener, als ihre Nachbarn, die Theber, diese verrätherischen Perserfreunde, nun durch ähnliches Unglück, wie die Argiver, gezüchtigt wurden. Alle Städte in Böotien fielen nämlich in einem gemeinschaftlichen Aufstande von der Hauptstadt Theben ab, und richteten sich eigene Regierungen ein. Die Athener gingen so weit, den rebellirenden Städten Hülfe zu schicken; ein Betragen, welches die Spartaner im innersten Herzen verdroß, denn offenbar war es ein neuer Versuch, ihren Einfluß auf Griechenland zu erweitern.

45.

Niederlage der Athener bey Tanagra.

(v. Chr. 456.)

Während dieser Unruhen in Theben hatten auch in der benachbarten westlichen Provinz die Phocier mit den Dorern Händel bekommen.

Die schwachen Dorer riefen die Spartaner zu Hülfe, und diese sandten ein Heer hinauf, welches schon durch seine bloße Erscheinung den Krieg endigte. Als diese Spartaner durch Böotien zurück marschirten, wurden sie von den Thebanern ersucht, ihnen gegen ihre rebellischen Bundesstädte beizustehen. Das war eine zu schöne Gelegenheit, sich einen Bundesfreund im Rücken der Athener zu gewinnen, daher bedachten sich die Spartaner nicht lange, sondern bezogen sogleich bey Tanagra (*), rechts neben Theben, ein Lager. Sogleich erschienen die Athener, als Hülfsvölker der bedrohten Städte, und stellten sich in Schlachtordnung. Ehe das Treffen begann, erschien im atheniſchen Heere, Allen unerwartet, in völliger Rüstung, — Cimon, der Verbannte, und stellte sich stillschweigend zu dem Stamme, zu welchem er, seiner Geburt nach, gehörte. Er wollte diese Gelegenheit benutzen, seinen Mitbürgern einen recht auffallenden Beweis von Liebe zu seinem Vaterlande zu geben. Aber so nahm man seine Ankunft im Heere nicht auf. Seinen Gegnern hieß er noch immer der Spartanerfreund, und als solchen wollten sie ihn im Heere nicht dulden. Er mußte fort, doch ehe er ging, beschwor er seine Stammgenossen, bis auf den letzten Mann Stand zu halten, und die Ehre der Athener zu behaupten. Das thaten sie, und als das Treffen geendigt war, in welchem

die Athener durch eine Verrätherey der thessalischen Hülfstruppen den Kürzern gezogen hatten, fand man von diesem getreuen Haufen keinen Einzigen am Leben.

Dies erste harte Zusammentreffen der beiden Herrscherstaaten Griechenlands schien die Losung zu einem allgemeinen innern Kriege werden zu wollen. Athen wollte den Flecken von seiner Ehre verwischen, und schon 2 Monate nach der Niederlage von Tanagra stand ein neues Heer unter Myronides Anführung in Böotien, schlug das weit stärkere der Thebaner, stellte in allen kleinen Städten Böotiens die demokratische Verfassung wieder her, zog dann nach Phocis, und legte auch hier die oberste Gewalt in die Hände derer, welche ihres eigenen Vortheils halber immer von Athen abhängig seyn mußten. Die opuntischen Lokrer erwarteten den Besuch der Athener nicht erst, sondern schickten ihnen sogleich hundert Geiseln entgegen, zum Unterpfande ihres angelobten Gehorsams. Triumphirend kehrte Myronides aus diesem glänzenden Feldzuge zurück, denn er hatte in kurzer Zeit zwey wichtige Provinzen, Böotien und Phocis, der athenischen Herrschaft unterworfen.

Eben so siegreich kam Leokrates mit der Flotte heim. Er hatte die wichtige Insel Aegina ihrer Kriegsschiffe und Festungswerke beraubt, eine

anſehnliche Beute gemacht, und die Einwohner zu einem immerwährenden Tribut verpflichtet.

Solche Erfolge reizten die übermüthigen Athener, ihr Glück zu verfolgen, und offenbar angreifend gegen Sparta zu verfahren. Ein gewiſſer Tolmides (v) ſegelte 455 mit einem ſtarken Geſchwader um den Peloponnes herum, verbrannte das Seearſenal der Lacedämonier zu Gythium, ſchiffte dann in den korinthiſchen Meerbuſen, ſetzte hier ſeine Truppen ans Land, ſchlug die Sicyonier, und eroberte die Stadt Chalcis, eine korinthiſche Kolonie auf der ätoliſchen Küſte. Das Jahr darauf ward ſogar eine Unternehmung gegen die bey Tanagra treulos geflohenen Theſſalier beſchloſſen. Das Kommando über die dorthin beſtimmte Schaar erhielt der ſchon bekannte Myronides, dem jetzt ſchon die neuunterworfenen Böotier und Phocier Hülfstruppen geben mußten. Er drang kühn bis Pharſalus (·) vor, allein aus Mangel an Reiterey konnte er gegen dieſe wohlberittenen Völker nichts ausrichten. Das Land ſelbſt bot ihm keine haltbaren Puncte dar, und ſo mußte er ſich diesmal ohne allen Vortheil zurückziehen. Im nächſten Jahre verſuchte Perikles ſelbſt mit 1000 Athenern einen Kreuzzug um die peloponneſiſche Küſte, lief in den korinthiſchen Meerbuſen ein, ſchlug die Sicyonier, landete hierauf an der akarnaniſchen Kü-

ſte, und brachte wenigſtens eine reiche Beute als Preis ſeines Korſarenzuges zurück.

So benutzten die gegenwärtigen Machthaber in Athen den Ueberfluß der unruhigen Bürger, indem ſie ihn theils auf Eroberungen, theils auf Beute ausſchickten, und ſo war es ihnen gelungen, faſt alle Inſeln, einen großen Theil von Hellas, und ſelbſt einzelne feſte Plätze im Peloponnes unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Selbſt Achaja und Argos war ihnen verbündet. Daß Sparta dieſen kecken Anmaßungen ſo lange zuſah, kam daher, weil es ſelbſt noch immer mit der Bekämpfung der Meſſenier und der Belagerung von Ithome beſchäftigt war, einer Anſtrengung, in der es ſeine beſten Streitkräfte aufopferte, und die doch zuletzt, wie oben erzählt iſt, ſo fruchtlos blieb. Erſt jetzt, 453 v. Chr., brachen ſie dieſelbe ab, und bewilligten den Meſſeniern den Abzug, ohne Zweifel, um dem weit gefährlichern Feinde im Norden ihrer Halbinſel Schranken zu ſetzen.

Es ſcheint, als habe Perikles es nicht für rathſam gehalten, die nun für ſeinen Staat entſtehende Gefahr abzuwarten. Schwerlich würden die Athener, wenn es zum offenen Kriege der beiden Hauptparteien in Griechenland gekommen wäre, auf die Treue aller ihrer Bundesgenoſſen haben rechnen können. Auch drang die jetzt ſehr ſtarke Oppoſitionsparthey in Athen heftig auf Frie-

den mit Sparta, und Perikles selbst fand es politisch, jetzt in der Volksversammlung auf Cimons Zurückberufung aus dem Exil anzutragen. Er kam (456) *) zu großer Freude des Volks, nach einer fünfjährigen Abwesenheit zurück, und nachdem er seinen vorigen Einfluß wieder erlangt hatte, war es sein eifrigstes Geschäft, Sparta zu versöhnen. Allein nach dreijährigen Unterhandlungen konnte man sich über nichts vereinigen, als über einen fünfjährigen Waffenstillstand (450 v. Chr.).

46.
Cimons Tod.

(449 v. Chr.)

Die größte Sorge kluger Staatsmänner in jenen alten Republiken war immer darauf gerichtet, der zunehmenden Bevölkerung, als der nächsten Ursach der Theurung und der Aufstände, Schranken zu setzen. Hierzu gab es keine besseren Mittel, als Ableitung der Volksmasse durch

*) Nach Dodwell, aber schwerlich richtig. Man muß in der That daran verzweifeln, in die Chronologie aller dieser Begebenheiten, die der einzige authentische Geschichtschreiber derselben, Thucydides, so sehr vernachlässigt hat, nur einige Wahrscheinlichkeit zu bringen.

Kolonien, und Beschäftigung durch auswärtige Kriege. So führte Perikles jeßt auf 50 Triremen 1000 athenische Bürger nach dem thracischen Chersonnesus, jener langen Erdzunge, die den Hellespont bilden hilft, und vertheilte die Ländereien dieser reichen Halbinsel unter die Ansiedler. Eine gleich große Anzahl Naxier führte Tolmides nach Euböa. Einen Kriegszug nahm Cimon über sich. Er erbot sich, die Eroberung von Cyprus wieder anzufangen, die Charitimis vor 9 Jahren hatte aufgeben müssen. Man bewilligte ihm zu dem Ende eine Flotte von 200 Triremen, von denen er 60 nach Aegypten schickte, um dem Feinde dort eine Diversion zu machen, und dessen Aufmerksamkeit zu theilen. Man bekam es also jeßt wieder mit dem allgemeinen Feinde, dem Perserkönig, zu thun, den man jeßt so wenig fürchtete, daß man ihn sogar freiwillig reizte. Aber auch diese Expedition ward unerwartet unterbrochen. Cimon erhielt bey der Belagerung von Citium eine tödtliche Wunde, und mußte sich auf sein Schiff bringen lassen. Hier bat er seine Freunde, seinen Tod vor dem Heere geheim zu halten, und alle Befehle in seinem Namen zu ertheilen. So ward noch von dem Heere ohne Feldherrn eine Seeschlacht gegen die persische Flotte, die aus phönizischen, cilicischen und cyprischen Schiffen bestand, und ein nicht minder glücklicher Sieg zu Lande gewonnen, nach welchem man dann mit

der

der theuren Leiche des Feldherrn ehrenvoll nach Hause zog. Auch Cimons prächtiges Denkmal zu Athen hat der späte Plutarch noch gesehen.

47.

Athen in seiner Mittagshöhe.

(449 — 431.)

Cimon hinterließ seine Vaterstadt auf dem Gipfel der Macht, der ihr zu erreichen möglich war. Aber wie unsicher war doch immer diese Macht! Bis jetzt ward sie noch von dem aufgeregten Schwunge der Nation und von der seltenen Reihe großer Männer erhalten, die die Nation ein Jahrhundert hindurch hinter einander beherrscht hatten. Solon, Pisistratus, Hipparch, Miltiades, Themistokles, Aristides, Cimon, Perikles — welche Namen! Und vieles ist auch auf die Sitteneinfalt und religiöse Tugend eines aufstrebenden Volks zu rechnen, die mit dem wachsenden Luxus verloren geht, und nicht wiederkommt. Ganz besonders aber trug die unselige demokratische Verfassung schon den Keim ihrer Zerstörung in sich. Cimon, der dies einsah, war daher immer für die Aristokratie gewesen, und auch Perikles arbeitete zuweilen in seinen letzten Jahren heim-

lich darauf hin, allein da er zu Anfang durch die Volksparthey sein Glück hatte gründen müssen, hatte er die Macht derselben so sehr erweitert, daß er jetzt dem zügellosen Rosse unwillkührlich seinen Lauf lassen mußte.

Seit Cimons Tode führte er das Staatsruder fast allein, doch auch nicht ohne eine Oppositionsparthey. Zwey Gegenstände beschäftigten ihn vorzüglich, die Niederhaltung der sogenannten Bundesgenossen, und die Erhaltung seines Kredits bey den Athenern. Jene konnte nur durch ein unredliches Mittel erlangt werden, dadurch nämlich, daß man die Verfassung der kleinen Republiken eben so elend einrichtete, als es die athenische selber war, und auch jeden Versuch zu einer Besserung hinderte. Ueberall stand man den Anführern der demokratischen Parthey gegen die aristokratische bey; das nannte man mit einem blendenden Namen: die Freiheit des Volks beschützen; im Grunde aber that man nichts anders damit, als daß man die Besten in jedem Staate durch den Pöbel in demselben, wie durch eine eigene Besatzung, gefesselt hielt.

Aber auch so war es schwer, sich immer im Besitz der Obermacht zu behaupten. Schon unter Perikles Verwaltung litten die Athener in dieser Hinsicht beträchtliche Verluste. Eine große Anzahl verbannter Aristokraten aus Böotien vereinigte sich plötzlich, setzte sich in den Besitz meh-

rerer kleinen Städte, und rüstete sich hierauf rasch gegen Theben selbst (447 v. Chr.). Die bestürzten Athener sammelten eilig ein kleines Heer aus ihren Bürgern, und sandten es unter Tolmides Anführung nach Böotien hinauf. Diesem glückte es, Chäronea (-) zu erobern, allein als man darauf bey der Stadt Koronea mit den Insurgenten zusammentraf, fand man diese, durch Lokrer verstärkt, so überlegen, daß eine gänzliche Niederlage erfolgte. Tolmides selbst blieb auf der Wahlstatt, und was von dem athenischen Heere übrig blieb, ward gefangen genommen. Um diese letztere, nicht geringe Anzahl von der Sklaverey zu retten, sah sich die athenische Regierung genöthigt, mit den Böotiern — Frieden zu schließen, und ihnen alle eigene Ansprüche an dies wichtige Gränzland wieder abzutreten.

Diese schimpfliche Maaßregel ward dennoch von der Klugheit gut geheißen. Denn unmittelbar nach diesen Unruhen versuchte auch Euböa eine ähnliche Empörung (446). Dorthin ging Perikles mit Waffenmacht, aber kaum war er ans Land gestiegen, so rief ihn eine noch nähere Gefahr zurück. Auch die Megaräer benutzten die Umstände, verbanden sich mit Korinth, und kündigten den Athenern den Gehorsam auf. Perikles schloß sie in ihre Mauern ein; allein ehe er sie noch besiegt hatte, hörte man schon von einer noch weit größeren Gefahr, nämlich von

einem Anmarsche der Spartaner (445). Dieser Streich schien dem so vielfach bedrängten Athen den Untergang zu drohen. Allein noch war dieser Untergang nicht vom Schicksal beschlossen. Der Charakter des spartanischen Feldherrn, der zu diesem Zuge erwählt worden war — Kleandridas (ᵛ) war sein Name — gab Hoffnung zur Rettung des angegriffenen Staats. Dieser Unmännliche war zu schwach, um dem Reize des Geldes zu widerstehen; er führte das Heer plötzlich zurück, und Perikles setzte nachher bey der Kostenberechnung für diesen Krieg unter andern 10 Talente für geheime Ausgaben an, wogegen bey der Kassenrevision niemand etwas einzuwenden hatte.

Aber auch damit war die Gefahr noch nicht vorüber. Die Spartaner verdammten den entflohenen Kleandridas zum Tode, und drohten, den Schimpf ihres Heeres zu rächen. Diesem neuen Kriege zuvorzukommen, bot Perikles alle Künste der Unterhandlung auf, und durch diese gelang es ihm noch in demselben Jahre, einen 30jährigen Waffenstillstand mit Sparta abzuschließen. Aber unter welchen Bedingungen! Böotien und Megara mußten verloren bleiben, und auch auf alle ihre Plätze und Bundesgenossen im Peloponnes mußten die Athener Verzicht thun. Alle diese bittern Opfer schienen nothwendig, um nur die Herrschaft über die Inseln und die Ko-

lonien an den Nordküsten des ägeischen Meeres behaupten zu können.

Daß sich Perikles selbst bey solchen Unfällen fast 40 Jahre lang in der Gunst des Volks, und 15 Jahre im alleinigen Besitz der höchsten Gewalt erhielt, also weit länger als irgend ein Staatsmann vor ihm, das zeugt von der ungemeinen Gewandtheit und Behutsamkeit seines Betragens. Er affectirte die Staatsklugheit des Themistokles, die Tapferkeit des Miltiades, die Uneigennützigkeit Aristids, und die Freigebigkeit Cimons; ja indem er nach dem Schein dieser Tugenden rang, erwarb er sich die Tugenden selber. Er hat sich nicht auf Kosten des Staats bereichert, er schaffte vielen Bürgern bequemen Unterhalt, er sorgte für immer neue Vergnügungen, und verschönerte die Stadt durch unsterbliche Kunstwerke. In Friedenszeiten rüstete er kleine Flotten aus, auf denen die Jünglinge den Seedienst lernten. Auch dem gemeinsten Bürger vermied er etwas hartes zu sagen. Bekannt ist aus den Lesebüchern, wie er einmal einem Bürger, der ihn mit Schimpfworten bis in seine Wohnung verfolgt, nach Hause leuchten lassen. Eben so ruhig litt er es, daß auf dem Theater vor allem Volk die Komödiendichter mit der ausgelassensten Laune seinen Charakter, sein Privatleben, ja seine Verwaltung angriffen, und ihn in den tollsten Karikaturen dem Spott des

zügellosen Pöbels Preis gaben. Gegen dergleichen Angriffe war allerdings eine großmüthige Verachtung das weiseste Mittel.

Um sich ferner dem Volke nicht gar zu alltäglich zu machen, erschien er nur selten auf der Rednerbühne, übertrug gewöhnliche Vorträge seinen Freunden, und sparte sich selbst nur für die wichtigsten Angelegenheiten auf. Dann aber sprach er auch mit einer Kraft und einem Feuer, daß die Dichter von ihm sagten, er trage Bliß und Donner auf der Zunge. So wirkte unter andern eine Leichenrede, die er nach einer glücklich beendigten Expedition nach Samos 440 zum ehrenvollen Gedächtniß der im Kriege gebliebenen Bürger hielt, eine solche Begeisterung unter dem Volke, daß selbst die Weiber ihm, als er die Rednerbühne verließ, Kränze zuwarfen, dergleichen sonst nur den siegenden Künstlern oder Kämpfern zu Olympia zu Theil wurden. Aber nach jeder öffentlichen Auszeichnung der Art zog er sich nur um so geschwinder wieder in sein Haus zurück, wo eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft ihm statt aller andern Ergötzungen diente.

Um recht viele Arbeiter aus allen Klassen der Bürger zu beschäftigen, und den Müßigen und Armen etwas zu thun und zu verdienen zu geben, fing Perikles einen ungeheuren Bau an, der Athen zur prächtigsten Stadt in Griechenland erhob. Außer den schon erwähnten langen

Mauern nach allen drey Häfen wurden viele neue Privatgebäude errichtet, vor allen aber ward die Burg, auf welcher ein alter Tempel der Schutzgöttin Athene und eine alte hölzerne Verschanzung stand, gänzlich umgeschaffen. Der Tempel der Göttin ward von Grund aus neu gebaut, und dem ganzen Felsen, dessen obere Fläche die Burg ausmachte, ward eine regelmäßigere Gestalt gegeben.

Erstaunen und Bewunderung ergriff den Fremden, welcher zum ersten Male in die Straße trat, welche auf die Burg stieß. Er sahe hoch über die gewöhnlichen Häuser erhaben ein breites glänzendes Säulenthor, ganz von Marmor, mit fünf hohen Durchgängen, und zu beiden Seiten mit großen Flügelgebäuden versehen, deren Inneres mit der größten Pracht verzieret war. Hinauf stieg man zu diesem prächtigen Thore auf vielen Stufen, die nächst denen in Persepolis die prächtigste Treppe in der Welt bildeten. Auch sie war von Marmor, und so breit als das ganze Thor, breiter als die breiteste Straße in unsern Hauptstädten. Stieg man hinauf, so konnte man sich nicht enthalten, ehe man durch einen der fünf Bogen des Thors ging, still zu stehen, und zurückzuschauen von der Höhe auf die unten ausgebreitete Stadt hinab, und weit über dieselbe hinweg. Eine entzückende Aussicht! Dann pflegte man die beiden marmornen Flügelgebäude zu be=

sehen. Das zur Linken war ein Tempel der Siegesgöttin, das zur Rechten ein aus mehreren Hallen zum Lustwandeln bestehendes Gebäude, dessen innere Wände, besonders in der sogenannten bunten Halle, mit den trefflichsten Gemälden der berühmten Maler Polygnotus (-), Panänus und Mikon ausgeschmückt waren. Hier bewunderten die Bürger von Athen ihre und ihrer Ahnen Heldenthaten, und die Jugend ward entflammt für Ruhm und Vaterlandsliebe. Man ehrte die schönen Abbildungen griechischer Thaten als heilige Denkmäler griechischer Tugend, und Keinem fiel es ein, sie zu verletzen. Zeichnung und Ausführung des Ganzen rührten von dem Athener Mnesikles her; der Bau des Ganzen kostete 2012 Talente, weit über drittehalb Millionen Thaler. Die zerstörende Zeit hat trotz allen spätern Verheerungen Griechenlands noch große Trümmer davon übrig gelassen, und nach diesen hat vor einigen Jahren ein deutscher Baumeister das prächtige Brandenburger Thor in Berlin gebildet, das jedoch nur ein schwaches Bruchstück gegen jene weitläuftigen Marmormassen ist.

Durch diese Propyläen oder Vorhallen kam man nun in die eigentliche Burg, einen langen geräumigen Platz, der rings mit einer starken Mauer umschlossen war. Zwey Tempel im Innern dieses Hofes, von denen der große war=

morne Athenentempel, Parthenon (*) genannt, zu den Meisterstücken der alten Baukunst gehörte. Er war wegen der Höhe des Felsen von allen Seiten zu sehen, man mochte zur See oder zu Lande nach Athen kommen. Dieses berühmte Parthenon war etwa von der Form des berlinischen Opernhauses, ein längliches Viereck, 100 Fuß tief (breit), 230 Fuß lang, und 70 Fuß hoch. Rings um alle vier Seiten herum lief eine Halle, die auf schönen Marmorsäulen ruhte. Auch dieses Kunstwerk hat sich glücklicher Weise noch bis auf unsre Zeiten erhalten.

Auf der höchsten Spitze der Burg stand eine kolossalische Statue der Athene von Bronze, deren Lanze und Helmbusch man schon am Vorgebirge Sunium, fünf deutsche Meilen von Athen, sehen konnte. Außerdem war der innere Hof der Burg ganz übersäet mit marmornen Statuen der Götter und Helden, und fast jedem griechischen Feldherrn war hier seine Ehrensäule errichtet. Die größten griechischen Bildhauer hatten hier mit den größten Malern und Baumeistern gewetteifert. Unter allen unsterblichen Werken aber ragten hervor die Meisterstücke des größten Bildhauers aller Zeiten, des Atheners Phidias, von denen leider jetzt nicht eine Spur mehr vorhanden ist.

48.

Phidias.

Nie ist ein Genie dieser Art unter günstigern Umständen geboren, und durch dieselben zu einem höhern Grade von Vollkommenheit ausgebildet worden, als dieser vom ganzen Alterthum hochgefeierte Künstler. Seine erhabene Phantasie führte ihm die edelsten Götterbilder vor die Seele, und diese Ideale hielt er so fest, daß er sie während der langwierigsten, mühsamsten Arbeit des Meißelns nicht aus den Augen verlor, und nach der Vollendung selbst innig gerührt die Gottheit in seinem Bilde wiedererkannte, die ihm seit dem ersten Entwerfen in seiner Begeisterung vorgeschwebt hatte. So, sagt man, soll er selbst vor seiner Statue des olympischen Zeus anbetend niedergefallen seyn. Aber es war auch ein Götterbild, dessen Anblick jedermann mit heiliger Ehrfurcht erfüllte. Die ungeheure Größe der Verhältnisse muß uns, die wir nie etwas Aehnliches gesehen haben, allein schon Erstaunen erregen. Zeus, sitzend auf einem Throne, reichte — man denke! — bis an die mehr als 60 Fuß hohe Decke des Tempels zu Olympia. Welch eine Kraft der Arme, welch einen Kopf erforderte solch ein Körper! Und aus diesem Kopfe strahlte eine Majestät, eine Weisheit und eine Güte zugleich, von der es jedem Zuschauer unbe-

greiflich war, wie Phidias das alles so vereinigt habe mit dem Meißel ausdrucken können. Er selbst erzählte von sich, ein Vers des Homer, in welchem Zeus mit einem Augenwinke den ganzen Olymp erschütternd vorgestellt wird, habe ihm die erste Idee zu diesem Antlitze gegeben, und ihm während der ganzen Arbeit vorgeschwebt. Noch wäre das Wunder nicht so groß gewesen, wenn das Werk aus einer großen festen Masse, etwa von Marmor, ausgehauen gewesen wäre, aber der Künstler hatte nichts als Elfenbein und Gold dazu genommen, welches also einzeln aus kleinen Stücken erst künstlich hat zusammengesetzt werden müssen. Das Gold war besonders in den reichen Verzierungen des Thrones, und in den Blumen angebracht, womit der faltenreiche Mantel ausgeschmückt war. Auch die Sohlen und ihre Riemen waren von Gold, desgleichen was der Gott in den Händen hielt: in der Rechten eine Siegesgöttin, in der Linken ein Scepter, auf dessen Spitze ein Adler saß. Der Thron, welcher auf vier Füßen ruhte, war noch mit einer Menge von halberhobnen Figuren aus der Götter- und Heldengeschichte verziert, und selbst das Brustgeländer, welches man zur Vorsicht rings herum gezogen hatte, war von einem berühmten Maler mit schönen Gemälden versehen worden.

Dieses einzige Werk hätte schon hingereicht,

den Phidias unsterblich zu machen, aber er hat deren noch viele andre, theils in Marmor, theils in Gußarbeit verfertigt. Für die Delphier arbeitete er einen Apoll und eine Artemis in Bronze, und eine Marmorgruppe, welche zwölf griechische Helden um das trojanische Pferd vorstellte. Auf dem Schlachtfelde bey Marathon sahe man eine Bildsäule der Nemesis (Vergeltung) von ihm, welche die Athener aus einem großen Marmorblocke hauen ließen, den die Perser dort hingeschleppt hatten, um, wenn sie gesiegt hätten, davon eine Trophäe zu errichten; aber bey der schnellen Flucht ließen sie Lager und Trophäe im Stich. — Eine Aphrodite und ein Apollon vom Phidias waren nicht minder berühmt. Die Athene hat er dreimal abgebildet, am schönsten aber für das Parthenon, in dem sie in kolossalischer Größe, etwa 30 Fuß hoch, von Elfenbein und Gold gearbeitet, zu sehen war. Der Künstler hatte anfänglich statt dieser Materie Marmor vorgeschlagen. Das Volk hatte sich das schon gefallen lassen und seinen Gründen nachgegeben; als er aber zuletzt auch noch bemerkte, daß Marmor weit wohlfeiler wäre, so schrieen sie gleich auf, er solle Elfenbein und Gold nehmen.

Dieselbe Eitelkeit bewies das eigenliebige Volk, als einige Gegner den Perikles anklagten, er verschwende durch diese ungeheuren Werke die Gelder des Staats. Perikles betrat darauf die Red-

nerbühne, und stellte vor, wie nützlich durch diese Bauten eine große Menge armer Bürger beschäftigt und ernährt würden. Hierauf legte er dem Volke die Rechnungen vor, die wirklich die jährlichen Einkünfte der Republik weit überstiegen, und fragte, ob ihnen das zuviel dünke. Alle meinten, ja, es sey allerdings übertrieben. Gut, sagte Perikles, so will ich selbst die Kosten übernehmen, und mein väterliches Vermögen auf die Verschönerung eurer Stadt verwenden, aber dafür werde ich auch meinen Namen auf jedes einzelne Werk zum ewigen Gedächtnisse setzen lassen. — „Nein, nein!" schrie sogleich das Volk, und bewilligte die ganze Summe.

Phidias war der Freund und Liebling des Perikles, und ward von ihm zum Oberaufseher über alle Kunstarbeiten der übrigen Künstler gesetzt. Das Bauen währte übrigens immer fort, und die ganze Gegend um die Burg ward mit Tempeln, Theatern und Bildsäulen fast bedeckt. Die Theater der Alten waren von unsern Schauspielhäusern sehr verschieden. Ihre innere Form war eirund, und wegen des ungeheuren Umfangs konnten sie kein Dach haben, sondern blieben oben offen. Ein Parterre gab es nicht, sondern vom Orchester an erhoben sich sogleich im halben Monde die Sitze, von denen jede hintere Reihe immer etwas höher und von größerem Umfange war, so daß diese zirkelförmigen Sitzreihen, Amphi-

theater genannt, zu einer ungeheuren Treppe anwuchsen, deren höchste Stufe eine Aussicht bis über das Meer hin gewährte. In dem Theater des Bacchus, unweit der athenischen Burg, konnte das Amphitheater 30,000 Zuschauer fassen. Es giebt kein neueres Schauspielhaus von dieser Größe in der Welt, von ähnlichen alten aber sind uns noch hin und wieder große Ruinen übrig.

Nach dem Vorgange des Phidias und anderer Künstler brachte die Nacheiferung jetzt in Athen so viele geschickte Männer in dieser Art hervor, daß man alle Straßen und öffentliche Plätze der Stadt mit marmornen Statuen ausschmücken konnte. Eine eigne Art von Straßenverzierungen dieser Art waren die Hermen, unten spitz zulaufende Pfeiler, die oben einen Hermeskopf, und darunter eine kurze Inschrift trugen, z. B. Ehre die Götter. Sey weise, u. s. w.

49.

Aspasia.

Dies ist der Name einer berühmten Frau, welche zur Zeit des Perikles mit einigen jungen Mädchen aus Milet nach Athen zog, und den

Weisen dieser Stadt das erste Muster einer aufs feinste ausgebildeten Weiblichkeit vorhielt. Die schöne Zeit der Andromachen und Penelopen war in Griechenland für das weibliche Geschlecht verschwunden, seitdem die Demokratie in den meisten Staaten die Oberhand erhalten hatte. Diese Regierungsform machte es nämlich den Vornehmen und Reichen zur Pflicht, sich durch ein herablassendes Betragen dem gemeinsten, schmutzigsten Bürger vertraulich zu nähern. Den Männern konnte Politik und Gewohnheit diese Ueberwindung wohl erleichtern, aber mit welchen Schwierigkeiten würde dies bey den Weibern verbunden gewesen seyn. Welche Quelle ferner von unangenehmen Collisionen, wenn die vornehmen Frauen der republikanischen Frechheit gemeiner Sanskülotten so öffentlich ausgesetzt gewesen wären. Dies zu vermeiden rieth die Klugheit und die Eifersucht den Männern eine harte Maaßregel an. Man verbarg die Frauen in die innersten Gemächer des Hauses, wies ihnen die Besorgung des Hauswesens, die Aufsicht über die Sklavinnen und die Pflege der kleinen Kinder als ihren einzigen Berufskreis an, ließ sie selten oder nie an öffentlichen Orten erscheinen, und that auch nichts für ihre geistige Bildung. So geschah es, daß bey dem kultivirtesten Volke in der Welt das weibliche Geschlecht in einer immerwährenden Kindheit blieb, woraus

dann wieder von Seiten der Männer eine solche Verachtung gegen dasselbe entstand, daß man Weiber und Sklaven fast in eine Klasse setzte. In der That scheinen auch die größten griechischen Philosophen von den weiblichen Fähigkeiten und Tugenden nicht viel höhere Begriffe als die Morgenländer gehabt zu haben *). Dagegen erweiterte man das Gebiet der Freundschaft bis zu einem Umfange, der unserm Gefühle eben so unnatürlich als ekelhaft erscheint.

Aspasia nun war eine Frau, die wohl fähig war, die Vorstellungen der Athener von der Natur des Weibes zu veredeln. Mit der seltenen Schönheit ihres Körpers stand die Feinheit ihres vielseitig gebildeten Geistes in der vollkommensten Harmonie. Ihr Haus war der Sammelplatz der größten Männer aller Art. Viele führten ihr ihre Frauen zu, daß sie von ihr lernten, wie man gefallen

*) In den Gesetzen der Hindus heißt es: das Weib hat sechs Untugenden, 1) eine unordentliche Begierde nach kostbaren Kleidern und Schmuck, auch nach Leckereien; 2) einen unmäßigen Hang zum sinnlichen Vergnügen, 3) eine unnatürliche Reizbarkeit bey Beleidigungen; 4) eine tiefe und versteckte Rachbegierde; 5) eine Sucht, alles Gute an Andern in Schlimmes zu verkehren, und 6) eine Neigung zu allen lasterhaften Handlungen. — Vid. Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts, I. 117.

gefallen müsse. Sie war in allen den Künsten und Wissenschaften, die auch den Mann zieren, gründlich unterrichtet, und sprach über alle mit gleicher Anmuth. Sokrates, dieser große Lehrer, bekannte, die wahre Redekunst von ihr erlernt zu haben, und Perikles endlich, der erste Mann im Staate, besprach mit ihr alle seine Plane, brachte seine liebsten Stunden bey ihr zu, und erhob sie zuletzt zur Würde seiner Gemahlin: ein Schritt, der den witzigen Komödiendichtern reichen Stoff zu den ausgelassensten Spöttereien gab.

50.

Ausbruch des peloponnesischen Krieges.

(v. Chr. 431.)

Die unvollkommene Verfassung der griechischen Freistaaten, die den Leidenschaften jener feurigen Südländer soviel Spielraum ließ, hatte gemacht, daß bis auf diese Stunde fast kein Jahr ohne irgend einen kleinern oder größern Krieg verstrichen war. Zu einem allgemeinen Kriege aber, in welchem sämmtliche Bewohner Griechenlands, in zwey große Parteien getheilt, um die Oberherrschaft gestritten hätten, war es bis jetzt noch nie gekommen. Aber daß ein solches Ereig-

niß nicht weit entfernt sey, ließ die Lage der Sachen längst vorhersehen. Zu lange hatte das Feuer der Eifersucht zwischen Athen und Sparta schon unter der Asche geglimmt; endlich brach es aus, um in einem langen Kriege den Wohlstand, die Freiheit und den Ruhm der gesammten Nation für immer zu Grunde zu richten.

Kriege haben nie eine einzelne bestimmte Ursach; sie sind immer die Ausbrüche einer längst vorhandenen Eifersucht oder Herrschbegierde, die, gleich einer Pulvermine, nur einen Funken verlangt, um sich zu entzünden. So darf man also auch nicht nach der Ursach dieses, sogenannt peloponnesischen, Krieges fragen, sondern nur nach der Veranlassung. Diese war folgende:

Zwischen der Insel Korcyra (Corfu) und der Stadt Korinth war durch eine Handelscollision eine blutige Fehde ausgebrochen. Beide baten Athen um Hülfe, und Athen sagte sie der Insel zu. Dafür wiegelten die Korinther die Athen unterworfenen Handelsstädte Amphipolis, Potidäa rc. an der macedonischen Küste zur Rebellion auf, und die Athener sandten eine Flotte hinauf, Potidäa zu belagern. Diese Stadt sammt andern sandte Bittende nach Sparta; es kamen die Korinther, die Megarer, die Aeginer, alle mit bittern Klagen über Athens Herrschsucht. Man hörte sie nach der Reihe im Rathe zu Sparta an. Einige Athener, welche gerade zuge-

gen waren, traten gleichfalls auf, ihre Landsleute in langen Reden zu vertheidigen, in denen sie sich besonders auf den Ruhm ihrer Stadt in den Perserkriegen beriefen. Ein spartanischer Ephorus aber sagte kurz: „wenn die Athener sonst brav gewesen sind, so sind sie jetzt ausgeartet, und wenn ihr Uebermuth Andre unterdrücken will, so muß er gezüchtigt werden.“ Es erging daher eine sehr ernsthafte Weisung von Sparta an die Athener, den unterjochten Städten und Inseln ihre Unabhängigkeit wieder zu geben, wo nicht, so werde man sie bewaffnet dazu zwingen. Selbst der befragte Gott zu Delphi verhieß seinen Segen zu diesem Verfahren.

Nachdem diese Botschaft dem Volk zu Athen bekannt gemacht worden war, betrat Perikles die Rednerbühne, stellte in einer hinreißenden Rede das Beleidigende dieser spartanischen Anmaßung dar, und zeigte, daß jetzt auch in der kleinsten Forderung nachgeben seine Unterwerfung erklären heiße. Hierauf legte er ihnen die mächtigen Hülfsquellen des Staats vor Augen, verglich sie mit den weit schwächeren des Feindes, und zog daraus den Schluß, daß Athen bey einem Kriege durchaus nichts wage. Es ward ihm leicht, ein so übermüthiges Volk von seiner Unbezwinglichkeit zu überreden, und eine allgemeine Bestätigung der den Lacedämoniern zu gebenden Antwort, wie er sie vorschlug, zu erlangen. Sie lautete, der

Würde eines tapfern Volks gemäß, folgenderma=ßen: Man wolle den Bundesstaaten, welche beim Abschluß des 30jährigen Waffenstillstands frey gewesen, die Unabhängigkeit zugestehen, sobald die Lacedämonier den Staaten ihres Bundes gleiche Freiheit in ihren Regierungsangelegenheiten gestatten wollten. Auch werde man sich gern dem Ausspruche eines vertragsmäßigen Gerichts fügen, das die Gleichheit beider Parteien anerkenne, Folge leisten aber den Befehlen keiner Macht auf Erden. — Mit diesem Bescheide entließ man die Gesandten.

So griffen dann beide Parteien zu den Waffen, und boten ihre Bundesgenossen auf. Mit den Lacedämoniern vereint waren alle Peloponnesier, die Argiver und Achäer ausgenommen, und in Hellas die Böotier, Lokrer, Phocier, Ambracier, Leukadier, Anaktorier und Megaräer; auch rechnete man stark auf die sicilischen und italischen Griechen, an welche deshalb dringende Mahnungen ergingen. Die Athener hatten eigentlich wenig Alliirte. Auf dem festen Lande waren die vorzüglichsten die Thessalier und Akarnanier, und unter den Inseln kann man nur Korcyra, Zakynthus, Chios und Lesbos als Bundesgenossen nennen, denn die kleineren so wie die reichen Städte am Hellespont und in Thracien waren völlig steuerbare Unterthanen von Athen, und Kriegsschiffe zu halten nicht berechtigt.

Nach ergangenem Aufruf aus Sparta stellten sich die peloponnesischen Krieger und ihre Bundesgenossen auf der korinthischen Landenge ein, um unter den Befehlen des spartanischen Königs Archidamus (-) in Attika einzufallen. Ganz im Geiste des Themistokles stellte jetzt Perikles mit aller Kraft seiner Beredsamkeit den Athenern vor, ihre Existenz und ihre ganze Stärke beruhe einzig auf der Flotte, der Brücke zu allen ihren auswärtigen Besitzungen. Für sie also müsse man die Mannschaft sparen, und sie nicht dem Schicksal einer Landschlacht Preis geben, die, auch glücklich beendigt, doch nie viel entscheiden könne. Die sicherste Maaßregel, den Feind zu entkräften, sey die, wenn man bloß vertheidigungsweise verfahre, das offene Land der Verwüstung überlasse, und sich für die letztere durch weit empfindlichere Küstenstreifereien schadlos halte. Der Staat sey reich genug, um den verarmten Bürgern in Zukunft das Verlorne wiederzugeben. Er legte hierauf den ganzen Finanzstand dem Volke vor. Dem zufolge waren in dem Schatze an gemünztem Gelde 6000 Talente (fast 8 Millionen Rthlr.). Das Gold und Silber in den heiligen Gefäßen und öffentlichen Kunstwerken, das im Nothfall benutzt werden durfte, konnte auf 500 Talente (675,000 Rthlr.) geschätzt werden. Außerdem wog das an der Bildsäule der Athene in der Burg befindliche Gold allein 40

attische Pfunde, an Werth mehr als 54,000 Rthlr., und mit Fleiß hatte der Künstler (Phidias) dasselbe auf Perikles Rath so angebracht, daß es ohne Nachtheil für die Statue im Nothfall abgenommen werden konnte. Die ganze Landmacht der Republik betrug damals, ohne die Sklaven, gegen 32,000 Mann, und die Flotte bestand aus 300 Triremen, zu deren Bemannung mehr als 50,000 Seeleute erforderlich seyn mußten.

So wie zur Zeit der Persernoth die Einwohner von Athen zweimal nach Salamis geflohen waren, so räumten jetzt die Landbewohner von Attika ihre zum Theil sehr schönen Wohnungen, und zogen auf Perikles Ermahnung mit ihrer Habe, ihrem Vieh und allen ihren Vorräthen in die Stadt. Ein Theil kehrte bey Verwandten und Gastfreunden ein; ein anderer zog in die Tempel und öffentlichen Hallen; der ärmere Haufe endlich schlug sein Lager in den breiten Straßen zwischen den langen Mauern, oder in den Thürmen dieser Mauern auf. Perikles that sein Möglichstes, um das Murren dieser so übel gebetteten Menge zu stillen. Aber er hatte jetzt die Arbeit eines Moses auf sich. So lange er redete, mußte jeder ihm Recht geben; aber als man nun sah, wie der Feind die schönen Landsitze wirklich zerstörte, erhob sich ein lautes Geschrey, und der bisherige Abgott des Volks gerieth in Lebensgefahr.

Dennoch blieb er standhaft, und führte das Ruder mit fester Hand. Einzelne Reiterausfälle gelangen immer glücklich. Für die Verheerung der schönen Saatfelder rächte sich eine am Peloponnes herumkreuzende Flotte durch ähnliche Verwüstungen. Archidamus, nachdem er ein feindliches Heer vergeblich erwartet hatte, und sich in dem verheerten Lande nicht länger halten konnte, kehrte, wie Perikles vorhergesehen, mißmüthig nach dem Peloponnes zurück, und ließ seine Alliirten auseinander gehen.

Den Muth der Athener zu stärken, und das Gedränge in der Stadt ein wenig zu mindern, schiffte Perikles einen Haufen Bürger mit ihren Familien nach Aegina ein, mit dem Befehl, die sämmtlichen Einwohner dieser ewig unruhigen Insel hinauszujagen, und ihre Besitzungen einzunehmen; eine politisch nützliche Maaßregel, die auch minder grausam erscheint, wenn man sie mit der sonst sehr üblichen griechischen Sitte vergleicht, die Einwohner ganzer Districte in die Sklaverey zu verkaufen. Ferner führte er selbst im Spätherbst ein Heer in das benachbarte megaräische Gebiet, um dort für die Plünderung von Attika das Vergeltungsrecht zu üben. Eine menschlichere Art, Krieg zu führen, war dem Anführer eines Demokratenheers nicht möglich, auch überhaupt dem Geist der Zeit noch fremd. Wer von den Bürgern auch bey dieser Gelegenheit nichts erbeutet

hatte, bekam ein Geschenk aus dem öffentlichen Schatze. Ferner richtete man diesmal das Trauerfest zu Ehren der im Dienst des Vaterlandes Gefallenen feierlicher als jemals ein. Alle noch erhaltene Leichname wurden verbrannt, die Gebeine in 10 Kisten von Cypressenholz auf eben so vielen Wagen, denen ein elfter, leerer, für die Nichtgefundenen, folgte, unter weiblichen Klagegesängen nach der schön bepflanzten Vorstadt Ceramicus (-) gefahren, und dort feierlich beerdigt. Auch diesmal hielt Perikles selbst die Leichenrede, ein Muster erhabener und kräftiger Beredsamkeit, wie wir selbst beurtheilen können, da der treffliche Geschichtschreiber Thucydides, der wahrscheinlich selbst zugegen war, sie uns noch ganz aufbehalten hat.

Der Winter verging, wie damals gewöhnlich, in Ruhe. Man benutzte ihn auf beiden Seiten zu neuen Rüstungen, und den Athenern gelang es, mit einem thracischen Könige Sitalkes und dem macedonischen, Perdikkas, ein Bündniß zu schließen. Aber mit dem neuen Frühling (430) erschien Archidamus wieder mit seinen Spartanern, und überzog die attische Landschaft mit neuer Verheerung. Diesmal trat ein grausamerer Feind mit ihm in Bund, ein ansteckendes, giftiges Fieber, das von den Inseln herüber nach Athen kam, und eine fürchterliche Niederlage unter den in der Hitze des Sommers so dicht

zusammengedrängten Einwohnern anrichtete. Den Kranken wurden Augen, Zunge und Schlund feuerroth entzündet; ein brennender Durst trieb die Armen an die öffentlichen Brunnen, wo man jeden Morgen viele todt liegen sah. Geschwüre in den Eingeweiden und auf der Haut vermehrten den Schmerz, und eine entnervende Muthlosigkeit erschwerte das Leiden. Bey denen aber, die die Seuche noch nicht ergriffen hatte, wirkte der Anblick des nahen unvermeidlichen Elends eine gräßliche Raserey. Rohe Wüstlinge und Sklaven, der Scham und Scheu entkleidet, verübten jetzt, da die Gesetze schwiegen, in frecher Ausgelassenheit alle Schandthaten frey und ungestraft, durch welche sie den letzten Rest eines doch nicht mehr zu rettenden Lebens nun noch recht nach Herzenswunsch genießen zu müssen glaubten. Und leider überdauerte diese schreckliche Auflösung aller Grundsätze der Religion und Sittlichkeit die kurze Zeit der Seuche bey weitem.

Perikles blieb indessen seinem Vertheidigungssystem getreu, und führte dagegen wieder seinen Angriffskrieg zur See, wobey die Küsten des Peloponnes grausam genug geplündert wurden. Die Spartaner in Attika sahen sich abermals außer Stande, gegen die hohen und starken Mauern Athens etwas auszurichten, auch ängstete sie die Furcht vor der Seuche, und so

kehrten sie bereits nach 40 Tagen wieder in ihren Peloponnes zurück.

So wenig Ursach demnach bis jetzt die Athener hatten, mit dem Gange des Krieges unzufrieden zu seyn, so sehr waren sie es dennoch mit den Maaßregeln, durch welche das bisherige Glück bewirkt worden war. So patriotisch gesinnt war auch im Alterthum kein Republikaner, daß er dem Ganzen zu Liebe eine Unbequemlichkeit für seine Person lange ruhig ertragen hätte. Und hätten sich auch die Männer bezwungen, wie konnte man das Schreien der Weiber hemmen, die sich hier auf Jahre an einem fremden Orte in Tempel oder gar zwischen offene Straßenmauern einquartiert sahen, sich in engen Winkeln kümmerlich behelfen mußten, und an ihre schönen zertrümmerten Wohnungen auf dem Lande zurückdachten? Man bedenke ferner selbst die Verlegenheit der Vornehmern, deren größter Reichthum doch in ihren Grundstücken und Sklaven bestand, die beide seit der zweijährigen Einschließung unbrauchbar für sie waren, so darf man sich nicht wundern, daß die Partey, die dem Perikles längst nicht wohl gewollt hatte, jetzt mit leichter Mühe allgemeinen Anhang fand, da sie ihn als den Urheber alles Elends verschrie. Dürfen wir dem Plutarch glauben, so fingen seine Feinde damit an, seine liebsten Freunde unter allerley Vorwänden vor Gericht zu ziehen, die Aspasia,

weil sie die Weiber verführe, den Phidias, weil er Gold an seinen Statuen untergeschlagen und sein und Perikles's Bild auf einem Basrelief angebracht habe, und den alten Anaxagoras, weil er Lufterscheinungen natürlich erkläre, mithin den Volksglauben erschüttere. Nach demselben Schriftsteller wurde der letztere nur durch eine heimliche Flucht, zu der ihm Perikles verhalf, von der Todesstrafe errettet, Phidias verbannt, und Aspasia nach einer rührenden Rede ihres Gemahls begnadigt.

Gewiß ist, daß die Oppositionspartey am Ende des zweiten Jahres den Perikles selbst öffentlich angriff, und es dahin brachte, daß er förmlich seiner Würden entsetzt, und zu einer Strafe von 15 Talenten (20,000 Rthlr.) verurtheilt ward. Die Machthaber, die nun in seine Stelle traten, glaubten dem allgemeinen Wunsche besser zu begegnen, wenn sie Gesandte nach Sparta schickten, um dort die Gesinnungen auszuforschen, und wo möglich Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber dies feige Beginnen ward mit gerechter Kränkung bestraft. Die Spartaner nahmen einen Ton an, der die übermüthigste Schadenfreude verkündigte.

Für den Perikles war die Entfernung von den Staatsgeschäften gerade jetzt eine Erquickung, denn noch viel anderes Unglück hatte ihn in diesem Jahre getroffen. Die böse Krankheit hatte

ihn seiner besten Freunde beraubt und sein Haus verödet. Alle seine Kinder waren daran gestorben. Männlich bot er alles auf, was die Weisheit Beruhigendes zu sagen hat, und so gab er auch im Unglück seinen Freunden ein schönes Muster einer großen, auf alles gefaßten Seele. Nur da er auch seinem letzten und geliebtesten Sohne, Paralus (ᵕ), nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte ihn einen Augenblick das stärkere Gefühl, und heiße Thränen entstürzten den männlichen Augen.

Die Athener hatten es unterdessen mit andern Geschäftsführern und Feldherren versucht, aber keiner hatte in der gegenwärtigen verwickelten Lage der Angelegenheiten ihr ganzes Vertrauen gewinnen können. Mit lauter und ängstlicher Stimme rief man daher nach wenigen Monaten den Verstoßenen wieder auf den Rednerstuhl zurück, und so nahm er dann nach einigem Sträuben seine vorige Stelle als oberster General und Staatsminister wieder ein.

War das vorhin erwähnte Friedensgesuch den Athenern schimpflich gewesen, so begingen die Spartaner jetzt eine noch weit entehrendere Handlung. Sie schickten eine Gesandtschaft, bestehend aus drey Spartanern, einem Korinther, einem Tegeaten und einem Argiver, nach — Persien, um diesen Nationalfeind, auf dessen Vernichtung ihre Vorfahren ihren höchsten Ruhm gegründet

hatten, jetzt um Hülfe gegen ihre eigenen Landsleute anzuflehen. Kaum erfuhren die Athener diese Nachricht, so ließen sie den Gesandten nachsetzen, sie nach Athen bringen, und ohne weiteres Verhör, durch einen Volksschluß, zum Tode verdammen. Dies zählte man zum Wiedervergeltungsrecht, denn die Lacedämonier hatten vom Anfange des Krieges an alles, was ihnen von Athenern und athenischen Bundesgenossen, ja von neutralen Griechen in die Hände gefallen, ohne Barmherzigkeit ermordet.

Im Anfange des dritten Jahres ward endlich Potidäa, dessen eingeschlossene Einwohner schon Menschenfleisch gegessen hatten, von den Athenern durch Kapitulation eingenommen. Dies war die letzte Begebenheit des peloponnesischen Krieges, die Perikles erlebte. Jetzt ergriff auch ihn die pestartige Seuche, und ob er gleich das eigentliche Fieber überstand, so ließ dies doch eine andere langwierige Krankheit zurück, die ihn zuletzt tödtete. Als er schon in den letzten Zügen lag, und die Freunde an seinem Bette sich wehmüthig aus dem rühmlichen Leben des Sterbenden die leuchtendsten Züge zurückriefen, auch seine Kriegsthaten und seine neun Trophäen, da richtete er sich zum Schrecken Aller — denn sie hatten ihn schon besinnungslos geglaubt — plötzlich auf, und sagte leise: „Freunde, ihr vergeßt das Beste: kein Bürger hat je durch meine Schuld

die Trauer angelegt.“ In Wahrheit hat auch wohl kein Feldherr vor ihm das Leben der Soldaten so geschont, und so große Vortheile mit so wenig Blut erkauft. Was aber mehr als alles für die wirkliche Größe seiner Seele spricht, ist der Umstand, daß Thucydides und Xenophon, die heftigsten Feinde der Democratie, doch von ihm mit der größten Achtung sprechen, und daß Sokrates ihn im vorzüglichen Sinn mit dem Namen eines weisen und großen Mannes und gebildeten Bürgers belegte.

51.

Verlauf des Krieges.

(429 — 422.)

Nach Perikles Tode richteten die besseren Bürger ihre Augen vorzüglich auf den Nicias, einen Mann von großen Verdiensten und gemäßigter Denkart, aber bey aller kriegerischen Tapferkeit zu schüchtern und unentschlossen für den Lenker einer so wilden Volksversammlung, als die athenische war. Der große Haufe aber verlangt von dem, dem er sich anvertrauen soll, vor allen Dingen Vertrauen zu sich selbst und Entschiedenheit im Ergreifen und Verfolgen seiner

Maaßregeln, und zieht aus diesem Grunde oft den unverschämten Geck dem allzu bedächtigen Weisen vor. So geschah es hier. Ein Mensch von schlechter Erziehung, eines Gerbers Sohn, Namens Kleon, dem sein Vermögen, sein prahlerisches Wesen und seine Stentorstimme ein Ansehen im Volke gegeben hatten, richtete mit seiner Unverschämtheit mehr in den Versammlungen aus, als alle die unendlich würdigeren Männer, denen bloß der kühne Unternehmungsmuth fehlte, der den Herrscher vollendet. Um ganz und lange der Mann des Volks zu seyn, schmeichelte er demselben unaufhörlich mit der Vorspiegelung dessen, was sie der Ehre ihres Namens und dem Andenken ihrer Vorfahren schuldig seyen, was sie schon bis jetzt gethan, und was sie noch thun könnten. Und da man sich jetzt an die Verwüstung des Landes und an die enge Einkerkerung in der Stadt gewöhnt hatte, und der Vortheil des Krieges bis jetzt noch immer auf athenischer Seite gewesen war, so wuchs die Kriegslust dergestalt, daß niemand von einem Frieden etwas wissen wollte.

So ward denn der Krieg fortgesetzt, und zwar auf eine Weise, die der damals noch wenig gebildeten Kriegskunst und der wunderlichen Verfassung der vielleicht hundert *) dabey interessir-

*) So bestand z. B. die Insel Lesbos damals aus 6 Republiken, die alle suverän seyn wollten, und die

ten kleinen Republiken entsprach. In dem vollständigen Bilde dieser allgemeinen Griechenfehde, das uns der Zeitgenosse und Theilnehmer *) Thucydides im treusten Detail erhalten hat, sieht man mit Verwunderung dieses Chaos von Miniaturstaaten, in denen oft der kleinste Hauch das Unterste zu oberst kehrt, und die Unsicherheit der Existenz alle Leidenschaften wach erhält. Aber die zahllose Menge der einzelnen kleinen Vorfälle dem alten Geschichtschreiber nachzuerzählen, würde hier sehr ermüdend seyn. Daher nur einige charakteristische Züge.

An planvolle Unternehmungen ist in dem ganzen Kriege noch nicht zu denken. Auch nichts Verschwiegenes konnte ausgeführt werden, weil in Athen alles auf offenem Markte verhandelt werden mußte. Winterfeldzüge waren in der Regel gleichfalls nicht gebräuchlich. Die Belagerungskunst war noch so sehr in ihrer Kindheit, daß eine starke Mauer allein schon eine Stadt zu einer unüberwindlichen Festung machte. Ein Mittel

ozolischen Lokrer, neben Phocis, bildeten eine Föderation von 13 einzelnen Freistaaten.

*) Er war im achten Jahre des Krieges einer der 10 Generale der athenischen Republik, und wurde auf 20 Jahre verbannt, weil er Amphipolis nicht hatte retten können. Seinem Exil verdanken wir sein klassisches Geschichtswerk.

Mittel gab es indessen noch, oft sehr leicht sich fremde Thore zu öffnen. In jeder Stadt kämpfte nämlich die Klasse der Vornehmen mit dem gemeinen Volke um die Herrschaft; mit andern Worten: in jeder gab es eine aristokratische und eine demokratische Partey. War eben der Kampf sehr lebhaft, so suchte die bedrängte Partey fremde Hülfe, die Adelspartey bey Sparta, die Volkspartey bei Athen. Der Helfer half die Gegenpartey vernichten, und machte sich dafür die Unterstützten zinsbar, bis er selbst einmal wieder einem stärkern Andrang seiner eignen Feinde weichen mußte. Jeder Parteienwechsel war mit zahlreichen Verbannungen und Hinrichtungen verbunden; so forderte es die Rache, und zuweilen auch die Klugheit.

Die Athener wagten sich so wenig an Sparta, als die Spartaner an Athen. Dafür suchten beide einander ihre entfernten Kolonien zu zerstören, oder die Bundesgenossen abwendig zu machen, und dies zog den Krieg bis oben nach Macedonien, Thessalien und Thracien hinauf, ja bis nach Asien und Sicilien. Die Einfälle in Attika und den Peloponnes wurden jedoch auch noch fortgesetzt, und zwar immer kurz vor der Erndte, wo man dann die feindlichen Saaten zerstörte oder raubte, auch sonst noch so viel Schaden that, als möglich war. Um indessen doch die Athener aus ihren Mauern hervorzu-

locken, belagerte ein spartanisches Heer die kleine mit Athen verbündete Stadt Platää. Die heldenmüthigen Bürger derselben wehrten anderthalb Jahre lang jeden Sturm ab, und als endlich Mangel an Proviant einriß, schlugen sich 212 der Tapfersten in einer finstern Nacht unter ihrem Anführer Eumolpidas durch, und kamen durch einen Umweg glücklich in Athen an. Der Rest blieb standhaft bis in den dritten Sommer, und auch jetzt thaten, wie groß auch der Mangel war, nicht die Eingeschlossenen, sondern die Belagerer den ersten Vorschlag zu einer Kapitulation. Die Spartaner versprachen den Platäern, wenn sie sich freiwillig ergeben wollten, bloß die Schuldigen, und nicht ohne vorhergegangenen Prozeß, zu strafen. Darauf ergaben sie sich. Aber wie erstaunten sie, als die spartanischen Kommissarien sie bloß fragten, ob sie während der Belagerung den Lacedämoniern oder ihren Alliirten einen Dienst erwiesen hätten. Vergebens stellten sie das Treulose dieses Verfahrens und das Unsinnige der Frage vor: sie wurden ohne Umstände bey Seite geführt, und sämmtlich niedergehauen. Es waren 200 Platäer und 25 Athener. Die Weiber wurden in die Sklaverey verkauft, die Stadt und ihr Gebiet den Thebanern gegeben. Diese machten alle Häuser, mit Ausschluß der Tempel, dem Erdboden gleich, und vertilgten so auf immer

von der Erde den Wohnsitz der heldenmüthigsten Männer.

Zur See hatten die Athener das meiste Glück. Auch fehlte es ihnen nicht an tüchtigen Feldherren. Phormion erwarb sich in Aetolien und Akarnanien Ruhm, Paches auf der Insel Lesbos, Demosthenes durch eine tapfere Behauptung des Hafens Pylus und der Insel Sphakteria auf der messenischen Küste. Die Spartaner hatten in dieser Periode nur einen einzigen ausgezeichneten Feldherrn, den jungen Brasidas (-), der aber schon 422 in der Schlacht bey Amphipolis den Heldentod fand.

Unter andern ward auch die Insel Lesbos auf einige Jahre (428 und 27) mit in den Schauplatz des Krieges gezogen. Diese enthielt sechs Städte, sämmtlich den Athenern zinsbar, aber, Methymne ausgenommen, dieses Joches müde, und geneigt, sich den Spartanern zu unterwerfen. Sofort ward eine lacedämonische, aber auch eine athenische Flotte hingesandt. Die letzte behält die Oberhand, der Athener Paches schließt die Hauptstadt Mitylene (-) ein, und die ganze aristokratische Partey muß sich ergeben. Paches schickt nach Athen, um anzufragen, was mit diesen Gefangenen zu thun sey. Sogleich beruft Kleon eine Volksversammlung, spricht von der Nothwendigkeit eines abschreckenden Beispiels, und entflammt das Volk zu einer Wuth, in der

es seine grausamsten Vorschläge gut heißt. Paches erhält den Befehl, alle diese Gefangenen, die vornehmsten Männer der Stadt, mehr als 1000 an der Zahl, hinzurichten, die Weiber und Kinder zu Sklaven zu machen, die Mauern von Mitylene niederzureißen, und alle Kriegsschiffe der Republik wegzunehmen. Ueber die Ländereien ward jetzt nach dieser fürchterlichen Proscription zu Gunsten athenischer Bürger auf eine ganz neue Weise verfügt.

Gleiche Gräuel erfolgten auf der Insel Korcyra. Auch hier gerieth die aristokratische Partey mit der demokratischen in Streit. Es erschien eine spartische und eine athenische Flotte. Die erste mußte abziehen. Voller Freude darüber fielen sogleich die Demokraten über die Vornehmen her, ermordeten sieben Tage lang alles, was ihnen verhaßt war, und der athenische Admiral Eurymedon (ᵕ) blieb im Hafen ein ruhiger Zuschauer dieser Abscheulichkeiten. (v. Chr. 427.) Ja als sich etwa 500 Entflohene von einer Bergschanze aus, die sie allmälig zu einer Festung erweitert hatten, noch zwey Jahre lang tapfer vertheidigten, endlich aber auch (425) mit athenischer Hülfe zur Uebergabe gezwungen wurden, überließ Eurymedon auch diese, den unglücklichen Rest des korcyräischen Adels (nach unsrer Art zu reden) der Willkühr ihres Pöbels, und es erfolgte eine Scene, die nur in Repu-

bliken möglich ist. Das Volk trieb sie alle in ein großes Gebäude, und bildete vor dessen Thür eine dichte Gasse. Jeder Demokrat hielt einen Mordstahl in der Hand. Jezt wurden immer zwanzig der Gefangenen zusammengebunden herausgeführt, und martervoll hingeopfert. Mehr als 60 ließen sich dieser zu Henkerstätte nicht führen. Die übrigen erklärten standhaft, sie würden niemanden mehr hereinlassen. Da erstieg der Pöbel das Dach des Hauses, und warf von oben her Steine und Wurfspieße auf die Unglücklichen hinab. Die Nacht unterbrach zulezt diese höllische Scene, aber das Volk hielt doch noch immer das Haus besezt, und erwartetete ungeduldig die Morgenröthe. Aber vergebens hatten sie sich auf die Fortsezung ihrer Rache gefreut. Man fand keinen einzigen der Eingesperrten mehr am Leben. Alle hatten sich, zum Theil mit den auf sie geworfenen Speeren entleibt, zum Theil an ihren Gürteln und Riemen erhenkt.

Eben so erfolgte 424 in Megara, das lange schon zwischen Sparta und Athen geschwankt hatte, derselbe Aufstand, dieselbe fürchterliche Ermordung der Aristokraten. Und weil sich die vertriebenen Aeginer auf dem lacedämonischen Gebiet niedergelassen, und daselbst die Stadt Thyrea wieder aufgebaut hatten, so wollten die Athener an ihnen das Verfahren der Spar=

taner mit den Platäern rächen. Plötzlich landete ihr Feldherr Nicias (425) mit seiner ganzen Macht an der peloponnesischen Küste, brannte ganz Thyrea ab, und führte sämmtliche Bürger gefangen nach Athen. Die Volksversammlung sollte ihr Urtheil sprechen. Es erfolgte nach dem Muster jenes spartanischen: der ganze Rest der einst so tapfern Aegineten wurde hingerichtet.

Doch damit niemand glaube, nur die Demokratie begünstige die Grausamkeit, so mag hier noch ein Zug von dem Haupte der aristokratischen Staaten stehen. Im J. 424 eröffnete sich den Spartanern eine vielversprechende Aussicht, den Athenern zu schaden. Ein König in Macedonien fand bey seinem Bunde mit den letztern seine Rechnung nicht. Auch viele reiche Küstenstädte in Thracien waren der unerhörten Kriegssteuern an die Athener müde, und warteten nur auf eine Gelegenheit zum Abfall. Der muthige Brasidas erbot sich, mit einigen tausend auserlesenen Spartanern hinaufzuziehen, und sich unterweges durch Bundesgenossen zu verstärken. Allein die eigene Stadt von so vielen Streitern zu entblößen, schien gerade jetzt äußerst gewagt, da man mehr als jemals Ursach hatte, vor den Heloten auf der Hut zu seyn. Was war zu thun? Die Begierde, jenen ersten Zweck zu verfolgen, siegte, und wider die Helotenfurcht fand sich ein Mittel. Es wurde bekannt gemacht, der Senat

habe beschlossen, ein Hülfskorps aus den tapfersten und kühnsten Heloten zu errichten, und gegen den Feind zu senden. Diesen wolle man zur Belohnung die Freiheit und alle Rechte lacedämonischer Bürger geben. Wer also den Muth in sich fühle, solche Ehre zu verdienen, sey hiermit aufgefordert, sich zu stellen. — Gegen zweitausend kühne Männer aus den Heloten folgten freudig dem schönen Ruf. Mit bekränzten Häuptern wurden sie feierlich um die Tempel herumgeführt, aber plötzlich waren sie alle verschwunden: die Art ihrer Ermordung hat selbst Thucydides nicht erfahren.

Zuweilen nahmen die Volksanführer bloß darum zu Grausamkeiten ihre Zuflucht, um die Unzufriedenheit des Volks auf andere Gegenstände hinzulenken. Als sich z. B. in Athen nach einigen unglücklichen Vorfällen ein Murren erhob, wurden die Priester dahin gestimmt, zu behaupten, Apoll möchte wohl über die gegenwärtigen Bewohner seiner heiligen Insel zürnen. Sogleich ward die Reinigung von Delos befohlen, d. h. alle Bewohner derselben wurden mit Weibern, Kindern und Sklaven hinausgetrieben, ohne daß für ihr ferneres Unterkommen gesorgt ward. Bey einer andern Gelegenheit fand man in den Eingeweiden der Thiere, daß der Gott sich seine Unterthanen wieder zurück-

wünsche, und so erhielten sie die Erlaubniß, wieder hinzuschiffen.

Nachdem endlich der wilde Verheerungskrieg 9 Jahre gedauert hatte, der tapfere Brasidas in der Schlacht bey Amphipolis gefallen, und der Schreier Kleon in Athen gestorben war, neigten sich beide Hauptmächte zu friedlichern Gedanken. Der sanfte Nicias stand nun wieder allein an der Spitze der Angelegenheiten, und in Sparta wünschte man besonders den Frieden um deswillen, weil einige hundert der trefflichsten Jünglinge seit der Eroberung von Sphakteria in athenischer Gefangenschaft lebten. Nachdem ein ganzer Winter unter Verhandlungen verstrichen war, erfolgte endlich wirklich 421 v. Chr. der Friedensschluß, und auf diesen sogar ein Freundschaftsbund zwischen Athen und Sparta, der den Zweck hatte, die übrigen noch widerstrebenden Städte im Nothfall mit Gewalt zur Ruhe zu bringen. Aber dieser Friede war von kurzer Dauer.

52.

Alcibiades.

(421 — 404.)

Ein junger Mann betritt jetzt den Schauplatz, dem die Natur zu den größten Gaben des Geistes nur ein einziges Talent zum wahrhaft großen Manne versagt hatte, die Beharrlichkeit. Alcibiades (·) leitete sein Geschlecht vom telamonischen Ajax ab, war mit dem Hause der Alkmäoniden und mit Perikles verwandt, und besaß ein seiner Geburt entsprechendes Vermögen. Mit diesen Vorzügen verband er die schönste männliche Gestalt, die man je in Griechenland gesehen hatte, eine üppige Fülle von Gesundheit und Lebenskraft, Anstand und Gewandtheit in allen Bewegungen, und einen hinreißenden Schmeichelton der Stimme, an dem selbst ein leises Lispeln für reizend galt. Die Lebhaftigkeit und Stärke seines Geistes war nicht minder bewundernswürdig. In seinem Charakter stachen früh ein unbändiger Muthwille und eine Sucht, durch außerordentliche Thaten und Einfälle zu glänzen, als herrschende Züge hervor. Frühe Schmeicheley verderbte ihn völlig. Unablässig, wie Perikles, sein Leben dem Vaterlande zu widmen, ließ das ungestüme Feuer seines Tempera-

ments nicht zu, aber in einzelnen Anläufen hat er wahrhaft große Dinge gethan.

Schon aus seinen Kinderjahren hat uns Plutarch manchen kleinen Zug von Geistesgegenwart und Keckheit aufbehalten. Einem stärkern Knaben, der ihm während des Ringens zurief, er beiße ja wie ein Weib, antwortete er: „Sage, wie ein Löwe." Einen Fuhrmann, der ihn auf der Straße im Würfelspiel seinen Wurf nicht vollenden lassen wollte, zwang er dadurch zum Halten, daß er sich queer vor die Pferde warf. Seinen Lehrern bewies er strengen Gehorsam und glühende Wißbegier. Nur die Flöte wollte er nicht lernen. Er sagte, sie entstelle das Gesicht, auch könne man dazu nicht sprechen oder singen, wie bey andern Instrumenten. „Die Kinder der Thebaner, pflegte er zu sagen, die nicht reden können, mögen die Flöte blasen."

Um es in der Beredsamkeit recht weit zu bringen, suchte er den berühmten Sokrates, den unüberwindlichsten aller griechischen Lehrer, auf. Er fand aber in ihm weit mehr, als er gesucht hatte, das höchste Muster eines völlig mit sich selbst übereinstimmenden Charakters, und den einzigen Mann, der interessant und achtungswerth genug war, um ihn auf immer an sich zu fesseln. Als der peloponnesische Krieg ausbrach, wurden sie beide auf der Flotte eingeschrieben, die nach Potidäa bestimmt war. Denn in Grie-

chenland war jeder Bürger, wenn ihn die Reihe traf, Soldat. Hier nahm der Jüngling seinen Lehrer an seinen Tisch, schlief mit ihm in einem Zelt, und focht an seiner Seite. Im ersten Treffen, wo Alcibiades wie ein Löwe stritt, und sich blindlings in die Feinde stürzte, wurde der besonnenere, aber nicht minder tapfere Weise sein Retter. Nach der Schlacht, als nach griechischer Sitte die Tapfersten genannt werden sollten, und die Generale geneigt waren, dem jungen Alcibiades wegen seiner erlauchten Geburt die Ehre der Aristeia zu erweisen, war Sokrates einer der ersten, der es bezeugte, der Jüngling habe diese Auszeichnung vorzüglich verdient. Man schenkte ihm darauf den Siegerkranz und eine Rüstung, und überging den ehrlichen Sokrates, der bescheiden genug war, sein eignes Verdienst zu verschweigen. Nicht lange nachher vergalt der dankbare Schüler seinem Lehrer jene Wohlthat. In einem andern Treffen, bey Delium in Böotien, (424 v. Chr.) das für die Athener übel endigte, gerieth der leztere, der unter dem schwerbewaffneten Fußvolk diente, in ein gefährliches Gedränge, aber Alcibiades, der zu Pferde war, sprengte mit einem Trupp Reiter herbey, und befreite ihn glücklich.

Den Ernst des Sokrates in sich aufzunehmen, verstattete jedoch sein flüchtiges Temperament nicht. Muthwille blieb immer ein Haupt-

zug in seinem Charakter. Einst, erzählt Plutarch, wettete er in einer Gesellschaft von lustigen Brüdern, daß er dem alten Hipponikus (·), einem angesehenen und würdigen Manne, öffentlich eine Ohrfeige geben wolle. Er führte es richtig aus, und lief davon. Die Sache wurde schnell bekannt, ganz Athen sprach mit Unwillen davon, und Alcibiades, um seine Ungezogenheit wieder gut zu machen, ging am andern Morgen nach Hipponikus Hause, bat gutmüthig um Verzeihung, entblößte seinen Rücken, und erbot sich, so viele Geißelhiebe auszuhalten, als Hipponikus dictiren wolle. Der alte Mann verzieh ihm augenblicklich, und gewann den unwiderstehlichen Schmeichler so lieb, daß er ihm bald darauf sogar seine Tochter Hipparete zur Frau gab. Aber für den Flattergeist schickte sich eine stille häusliche Gattin nicht. Seine Ausschweifungen kränkten das arme Weib so sehr, daß sie von ihm ging, und zu ihrem Bruder floh. Alcibiades fragte nicht darnach. Man rieth ihr weiter, auf gerichtliche Scheidung zu klagen, und dazu war es nöthig, daß sie selbst auf öffentlichem Markte bey dem Archon, der dazu bestellt war, eine Klagschrift niederlegte. Eben kam Alcibiades über den Markt gegangen, als seine liebe Frau vor dem Archon stand. Er ging hinzu, besah die Schrift, faßte, ohne ein Wort zu sagen, die Klägerin um den Leib, und trug sie

zum Gelächter aller Zuschauer über den Markt nach Hause.

Durch viele solcher Streiche wurde er zum täglichen Stadtgespräch, und das freute ihn unendlich. Er kaufte sich einen schönen Hund, und bezahlte dafür den ungeheuren Preis von 70 Minen (1400 Thlr.) Das gab wieder ein Gerede. Als einige sagten, der Hund sey fast noch schöner als sein Herr, hieb er ihm den Schwanz ab, und nun ward erst recht geschwaßt. Was du auch machst! sagte ein Freund zu ihm. Alle Leute sprechen von dem Hundeschwanze. Das wollte ich eben haben, rief lachend Alcibiades.

Einmal ging er über den Markt, und fand dort einen großen Zusammenlauf. Er fragte nach der Ursach, man sagte ihm, es sey eben eine Geldvertheilung. Gleich schickte er nach Hause, und ließ auch Geld austheilen, wodurch der Lärm auf dem Markte noch größer wurde. Indem er so dastand, und recht herzlich über den Jubel des armen Pöbels lachte, flog ihm auf einmal eine Wachtel, die er unterweges gekauft hatte, aus dem Mantel davon. Selbst das vermehrte das Geschrey, denn er setzte eine Belohnung auf den Wiederfang. Ein Steuermann brachte sie zurück, und kam dadurch in der Folge zu großen Ehren.

Als er an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen anfing, that er es in äußerer Pracht al-

len Athenern zuvor. Er ging in einem kostbaren, lang nachschleppenden Purpurmantel einher, führte im Kriege einen goldnen Schild, theilte mit unerhörter Freigebigkeit reiche Geschenke unter das Volk aus, und gab aus seinem Vermögen öffentliche Schauspiele, mit einer Pracht, in der es ihm noch niemand gleich gethan hatte. Ein gewisser Taureas, der mit ihm in diesem Punkte wetteifern wollte, verdiente sich ein Paar Ohrfeigen damit, womit Alcibiades, wie wir wissen, sehr freigebig war, und wofür sich doch wegen seiner Riesenstärke Niemand an ihm zu rächen wagte. Er schickte sieben schönbespannte Wagen zu den olympischen Spielen, welches selbst kein König und keine Republik vor ihm noch gethan hatte. Drey davon erhielten den Preis, worauf er sich nicht wenig zu Gute that.

Noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, wollte er schon als öffentlicher Redner in der Volksversammlung auftreten, aber Sokrates hielt ihn durch die ernstlichsten Vorstellungen davon zurück. Erst zehn Jahre später finden wir ihn unter den Staatsmännern. Sein erster politischer Versuch bestand darin, daß er die Städte Argos, Elis und Mantinea durch geschickte Unterhandlungen in den athenischen Bund verflocht, und dadurch die spartanische Herrschaft selbst im Peloponnes mächtig erschütterte. (v. Chr. 420.)

Sparta erscheint um diese Zeit wegen der

Unzuverlässigkeit seiner Unterthanen und wegen seiner Geldarmuth in der That in einem kränklichen Zustande. Die Elier durften es wagen, die Spartaner vor ihr olympisches Gericht zu ziehen, und sie von allem thätigen Antheil an den nächsten Spielen auszuschließen, weil sie das leztemal den heiligen Waffenstillstand nicht pünktlich beobachtet hätten. Ja sie ließen einen reichen Spartaner, Namens Leichas, der einen Wagen unter böotischem Namen ausrüstete, und mit demselben einen Preis gewann, öffentlich von den Gerichtsbütteln auspeitschen, ohne daß seine Mitbürger darauf dachten, diesen Schimpf zu rächen.

Nach vielen kleinen Vorfällen, die nichts entschieden, brachte endlich Alcibiades, der unterdessen zum Obergeneral der athenischen Republik erwählt worden war, und als solcher nach Kriegsruhm dürstete, eine große Unternehmung auf Sicilien in Vorschlag. Hier tyrannisirte das große und reiche Syrakusä, das seit Gelons und seines Bruders Hieron Tode ganz demokratisch geworden war, die übrigen sicilischen Städte gerade eben so, wie Athen seine sogenannten Bundesgenossen. Schon einmal hatten die Athener der Stadt Leontium eine Hülfe geschickt; jezt bat Egesta um einen ähnlichen Beistand. Gegen alles Abmahnen des bedächtigen Nicias ging des Alcibiades Vorschlag durch, und es ward ei:

ne der glänzendsten Flotten ausgerüstet, die man bis dahin in Griechenland gesehen hatte. (415) Die Anführer der Triremen sparten kein Geld, und legten zu der Drachme täglicher Löhnung, die jeder Matrose aus dem öffentliche Schaße erhielt, noch ansehnliche Geschenke aus ihrer Tasche zu. Die Schwerbewaffneten, insgesammt ausgesuchte Leute, wetteiferten unter einander in der Schönheit der Bewaffnung, denn nach griechischer Sitte mußte jeder Soldat selbst für seine Equipage sorgen. Ganz Athen sah der Einschiffung dieser trefflichen Mannschaft im Piräus zu. Nach vollbrachten feierlichen Opfern und Gebeten und nach der Absingung des Päans (Kriegesgesangs) stach die Flotte in See.

In Corcyra gesellten sich die Contingente der Bundesgenossen hinzu. Mit ihnen bestand die ganze Flotte aus 134 Triremen und 30 größern, 100 kleinern Transportschiffen. Schwerbewaffneter Fußsoldaten zählte man 5100 Mann (darunter 500 Argiver und 250 Mantineer), die leichtbewaffneten bestanden in 400 athenischen und 80 kretensischen Bogenschützen, 700 rhodischen Schleuderern, und 120 megarischen Flüchtlingen. Pferde führte man nur 30 mit.

Die Anführer dieser Unternehmung waren Nicias, Alcibiades und Lamachus (-). Wie sie mit den sicilischen Städten vorher noch nichts bestimmtes verabredet hatten, so waren sie auch

unter

unter einander selbst uneinig, und in kurzem erschienen Herolde aus Athen, die den Alcibiades schleunig zurückriefen, um sich wegen gewisser Anklagen zu rechtfertigen, die sich dort gegen ihn erhoben hatten. Seine Feinde hatten nämlich dem Volke eine ängstliche Besorgniß wegen seiner geheimen ehrsüchtigen Plane eingeflößt, und den Verdacht einer nächtlich verübten freventlichen Verstümmelung der Hermen auf den Straßen auf ihn zu bringen gesucht. Wohlbekannt mit dem Geiste des Pöbels folgte er zwar gehorsam dem Heroldsschiffe, entsprang aber mit seinen Freunden an der italiänischen Küste. Jemandem, der ihn fragte, ob er denn seinem eigenen Vaterlande nicht traue, erwiederte er: „O ja, in allen andern Dingen; doch wo es mein Leben gilt, selbst meiner Mutter nicht, denn sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt des weißen in die Urne werfen."

Die Fortschritte des athenischen Heeres in Sicilien waren unterdessen nur sehr langsam. Man fand in Egesta nicht soviel Geld, als man erwartet hatte, und mußte, um dem Staatsschatze nicht beschwerlich zu fallen, auf gewaltsame Mittel denken. Dem zufolge wurden einige offene sikulische Städte überfallen, und die weggeschleppten Einwohner in Katana als Sklaven verkauft. Man lösete aus ihnen 120 Talente (gegen 180,000 Thlr.). Dergleichen Verfahren, beson=

ders gegen Barbaren, schien selbst den griechischen Philosophen nicht anstößig.

53.

Alcibiades in Sparta.

(415—412.)

Alcibiades fand Gelegenheit, nach Argos zu kommen, und von da bahnte er sich bald einen Weg nach Sparta. Hier gelang es seiner unwiderstehlichen Gewandtheit schnell, sich das Zutrauen einer bedeutenden Partey im Rathe zu verschaffen. Durch diese wollte er sich an den Athenern rächen, und in der That gab er dem bisher so trägen und bedächtigen Feinde Anschläge ein, die sein Vaterland an den Rand des Verderbens brachten. Auf seinen Rath schickten die Spartaner einen trefflichen Feldherrn, Namens Gylippus, mit auserlesener Mannschaft nach Sicilien, und einen ihrer Könige, Namens Agis, mit einer andern Schaar nach Decelea (-) in Attika. Dieser Flecken, wenige Stunden von Athen, ward unvermerkt zu einem so festen Kastell gemacht, daß eine spartanische Besatzung fast 9 Jahre ununterbrochen darin hausen, Athen be-

obachten, und manche Störung verursachen konnte.

Die Erscheinung eines spartanischen Hülfsheers in Sicilien war besonders dem Nicias ein Schrecken. Er hatte während einer fast jahrelangen Belagerung von Syrakus einen so hohen Wall längs der Stadtmauer zu Stande gebracht, daß die Bürger selbst, zumal da innerer Parteienzwist sie ängstigte, bereits auf die Uebergabe dachten. Da auf einmal flößte ihnen die unerwartete Hülfe neuen Muth ein, um so mehr, da Gylippus ein Mann war, der durch sein kluges Betragen gleich bey seiner ersten Erscheinung das allgemeine Vertrauen gewann. Nicias sah sich jetzt, da alle Syrakuser sich einmüthig gegen ihn erklärten, viel zu schwach, und anstatt Syrakus erobern zu wollen, mußte er vielmehr darauf denken, wie er sich hinter seinen Wällen selbst vertheidigen könnte. In dieser Noth bat er die Athener um schleunige Unterstützung, und sandte bey dieser Gelegenheit den ersten schriftlichen Bericht, dessen die alte Kriegsgeschichte erwähnt, nach Hause. Hierauf ward der schon erwähnte treffliche General Demosthenes mit einer zweiten Flotte abgesendet, die der ersten an Zahl und Tüchtigkeit der Mannschaft wenig nachstand. Allein das Uebel war hier schon so unheilbar geworden, daß auch diese Hülfe nichts gegen die Uebermacht und gegen die örtlichen Vor-

theile des Feindes vermochte. Ueberall wurden die Athener, einzeln und im Ganzen, zur See und auf dem Lande, geschlagen, und auch die Tapfersten verzweifelten an ihrer Rettung. Die Lebensmittel gingen ihnen aus, allenthalben bezeigten die Einwohner sich feindselig, Krankheiten rissen ein, fast alle Sklaven entliefen, und die Soldaten mußten außer der schweren Rüstung noch ihr Gepäck allein tragen. Ueber die Hälfte der Schiffe war schon genommen; die übrigen wollte man nördlich hinauf ziehen, und zu Lande nachmarschiren. Es ward demnach in einer Nacht aufgebrochen, allein Gylippus hatte auch für diesen Fall schon seine Maaßregeln getroffen. In der Dunkelheit trennte sich Demosthenes mit seinem Corps von dem des Nicias, und gerieth auf einen ihm unbekannten Weg, auf dem er mit 6000 Mann ohne Rettung dem Feinde in die Hände fiel. Nicias hielt sich noch einige Tage, versuchte dann sich durchzuschlagen, mußte sich aber endlich gleichfalls dem Gylippus ergeben. So kam von den beiden größten Flotten, die Athen jemals ausgesandt hatte, nicht ein Mann, noch weniger ein Schiff zurück. Und da die Sieger ein wilder Demokratenhaufe waren, so war das Schicksal der Besiegten fürchterlich. Umsonst erhob Gylippus die Stimme der Menschlichkeit: durch einen Volksschluß auf dem Markte zu Syrakus wurden die beiden An-

führer, Nicias und Demosthenes, zum Tode verurtheilt, die übrigen Gefangenen aber aus Mangel an so geräumigen Gefängnissen in einen großen Steinbruch eingesperrt, wo sie zwey Monate unter freiem Himmel im bejammernswürdigsten Zustande schmachteten, bis sie endlich sämmtlich als Sklaven verkauft wurden.

Die Nachricht von diesem unerhörten Schlage kam nur in der Gestalt eines verworrenen Gerüchts nach Athen. Niemand wollte es glauben, bis endlich einige spät und mit Mühe Entronnene die schreckliche Bestätigung brachten. Furcht und Verzweiflung ergriffen jetzt das ganze Volk. Woher wollte man ein zweites Heer wie dieses nehmen? Womit wollte man noch die Herrschaft über die Inseln und Küsten behaupten? Unglücklicher Weise bewegte Alcibiades die Spartaner gar noch zum Schiffbau, und machte selber die Insel Chios, die 60 Kriegsschiffe besaß, und das reiche Milet vom athenischen Bunde abwendig. Die mächtige Insel Lesbos, und Euböa, die Kornkammer von Attika, wollten freiwillig in den peloponnesischen Bund aufgenommen seyn. Pharnabazus und Tissaphernes, zwey persische Satrapen, jener von Bithynien, dieser von Karien, waren gleichfalls geschäftig, die griechischen Städte an der ionischen Küste, größtentheils den Athenern zinsbar, wieder unter die persische Herrschaft zu bringen,

und schlossen sich zu dem Ende an die Peloponnesier an. Ja die Spartaner vergaßen der Ehre ihres Vaterlandes so sehr, daß sie persischen Sold nahmen, und einen Tractat mit Tissaphernes schlossen, kraft dessen sie dem Perserkönig ein Recht auf den ganzen griechischen Boden zugestanden, so weit er ihn vormals inne gehabt. Ein Glück für Griechenland, daß jetzt das persische Reich in seinem Innern bereits in zu tiefem Verfalle war, um solche Gelegenheiten benutzen zu können.

Auch Sparta ließ den Augenblick vorübergehen, wo das ganz wehrlose und bestürzte Athen ihm offen gestanden hätte. Es blieb seinem kalten, ruhigen System treu, und hatte jetzt gerade keinen Brasidas, den nach kühnen Thaten dürstete. Ja der einzige unternehmende Kopf, dessen Rathschläge bisher allein das Unglück der Feinde bewirkt hatten, Alcibiades, ward jetzt (412) bey einem Parteienwechsel als ein gefährlicher Gast befeindet, und entrann nur durch eine schnelle Flucht dem Meuchelmorde.

54.

Alcibiades kehrt nach Athen zurück.

(408 v. Chr.)

Er wollte es jetzt einmal mit den Persern versuchen, und ging nach Sardes zum Tissaphernes. Auch dieser widerstand dem Zauber seiner gefälligen Sitten und seiner Beredsamkeit und Klugheit nicht lange. Alcibiades rieth ihm, keine der beiden griechischen Partreien allzu sehr zu unterstützen, damit sie sich lieber durch einen längern Krieg einander selbst aufrieben. Dieser Rath brachte eine Verzögerung in den Geschäften der Peloponneser hervor, welche den Athenern Zeit ließ, sich von ihrem tiefen Falle zu erholen.

Auch jetzt hatte dieser kleine, an großen Geistern unerschöpfliche Staat noch Männer genug, die im Strudel der unseligsten Verwirrung das Rechte zu ergreifen und festzuhalten wußten. Merkwürdig ist unter diesen Antiphon, der größte Staatsmann seiner Zeit, aber ein so entschiedener Feind des Demokratenunfugs, daß ihn ekelte, selbst die Rednerbühne zu besteigen, und zu ruheliebend, um sich für redliche Bemühungen nur Neid und Feindschaft zu erwecken. Er wirkte daher lieber mittelbar durch talentvolle Männer vom zweiten Range, und so stellte er

auch jetzt einen gewissen Pisander als sein Organ in der Volksversammlung auf. Der Beistimmung der Besten schon im Voraus gewiß, hielt dieser jetzt einen Vortrag an das Volk, mit dem er sich nur zur Zeit des Unglücks hervorwagen durfte. Es galt nämlich nichts geringeres, als eine gänzliche Veränderung der Konstitution, und die Einführung der Oligarchie. Die exekutive Gewalt sollte einem Senate von 400 Bürgern übertragen werden, an dessen Spitze fünf Präsidenten ständen. Fünftausend auserlesene Bürger sollten nur für den Nothfall die letzte Instanz ausmachen.

Durch einen äußerst geschickten Vortrag gelang es, das Volk für diese Revolution zu gewinnen. Besonders wirkte die Vorstellung, daß die Spartaner sich unter dieser Bedingung am ersten in Friedensunterhandlungen einlassen würden. Man schritt hierauf sogleich zur Wahl der neuen Senatoren, ohne sich um den bestehenden Rath der Fünfhundert zu bekümmern. Diesen zur Abtretung seiner Würden zu bewegen, bediente man sich der Ueberraschung. Eine Anzahl zuverlässiger Bürger besetzte unvermuthet die wichtigsten Plätze der Stadt. Hierauf begaben sich die neuen Senatoren, heimlich mit Dolchen bewaffnet, und von 120 Jünglingen begleitet, in das Prytaneum (den Regierungspallast), zahlten den Fünfhunderten ihre rückständige Besol-

dung aus, und ersuchten sie, sich ruhig wegzubegeben. Dies geschah, und alles ging glücklich vorüber. Die Vierhundert wählten hierauf Präsidenten aus ihrer Mitte, und begannen ihre neuen Geschäfte mit den üblichen Gebeten und Opfern. Einzelne Widerspenstige, von denen eine Aufwiegelung zu fürchten war, wurden durch heimlich ausgesandte Meuchelmörder aus dem Wege geräumt.

Allein eine Schwierigkeit hatten die Oligarchen übersehen, das Hauptheer der Athener, das damals in Samos lag, und aus dem Kern der Demokraten bestand. Diese wurden über die Nachricht von der neuen Konstitution so aufgebracht, daß sie sich einmüthig durch einen Eid verbanden, die alte Verfassung zu schützen, und die Vierhundert als Feinde zu betrachten. Sie setzten sogar eigenmächtig ihre beiden nicht so begeisterten Generale, Leon und Diomedon (-), ab, ernannten an deren Stelle zwey enthusiastische Volksfreunde, Thrasybulus (-) und Thrasyllus, und erklärten sich für die eigentliche Republik, ja sie dachten sogar schon darauf, den Sitz der bisherigen athenischen Regierung nach Samos zu verlegen.

Nach diesen Ereignissen würde der Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen seyn, hätte nicht Thrasybulus mit seinen übrigen großen Eigenschaften eine seltene Mäßigung und Bescheiden-

heit vereinigt. Dieser wackere Mann stellte dem Heere vor, daß man nichts besseres thun könne, als den Alcibiades zurückzurufen, und ihm das unumschränkte Kommando der Flotte zu übertragen. Ja er setzte selbst nach Asien über, und kam mit ihm zurück. Alle freuten sich nun, zu einer Rachscene nach Athen geführt zu werden, allein Alcibiades hielt sie zurück, und stellte ihnen vor, wie nöthig es sey, die feindliche Flotte zu hüten, die noch immer unthätig im Hafen von Milet vor Anker lag. Er selbst reisete wieder zum Tissaphernes zurück, theils um sich ihm in seinen neuen Glanze als athenischer Obergeneral zu zeigen, theils um von ihm etwas zum Besten seiner Landsleute zu bewirken.

Unterdessen nahmen, auch ohne ihn, die Sachen der Athener von jetzt an wieder eine sehr günstige Wendung. Kaum verließ die peloponnesische Flotte unter dem spartanischen Befehlshaber Mindarus (v) ihren so lange gehüteten Schlupfwinkel bey Milet, um nach dem Hellespont hinaufzusteuern, als Thrasybulus ihr von Samos aus nachsetzte, sie bey Abydus einholte, mit seinen 68 Triremen ihre 86 schlug, und 21 derselben eroberte. (Jul. 411.) Alcibiades hatte indessen bey dem Tissaphernes wenig ausgerichtet, brachte aber ein Geschwader von 18 Schiffen zusammen, mit denen er erst an der karischen Küste Kontributionen eintrieb, und dann

zu der Flotte im Hellespont stieß. Diese traf er gerade im hitzigsten Gefecht mit der peloponnesischen, abermals bey Abydus. (Sept. 411.) Das Treffen hatte schon den ganzen Tag gedauert; jetzt am Abend entschied sein Hinzukommen den Sieg für die Athener. Dreißig feindliche Schiffe fielen in ihre Hände. Triumphirend pflanzten sie nach griechischer Sitte ihr Siegeszeichen (tropaeum) auf.

Jetzt, hoffte Alcibiades, würde Tissaphernes einem Bündnisse mit den Athenern, die das Glück so sichtbar begünstige, geneigter seyn. Er begab sich abermals mit großem Pomp und glänzenden Geschenken zu ihm, aber wie hatte er sich getäuscht! Der treulose Satrap ließ ihn verhaften, und sendete ihn gefangen nach Sardes.

Eine allgemeine Muthlosigkeit befiel das Heer bey dieser Nachricht. Allein noch wollte das Glück die Athener nicht verlassen. Wenige Monate nachher (März 410) kamen 6 Schiffe von Klazomenä (*) nach dem Hellespont, und der Anführer dieser Schiffe war — der aus der Haft entsprungene Alcibiades. Jetzt überzeugt, daß er durch den Satrapen nichts erlangen werde, beschloß er, sich durch sich selbst den auf ihn hoffenden Athenern werth zu machen. Er hörte von der Vereinigung der Peloponnesier mit einem Landheere des Satrapen Pharnabazus bey Cyzikus an der Propontis, dem jetzigen Mare

di Marmora. Jetzt glaubte er einen entscheidenden Schlag thun zu müssen. Er brach in der größten Ordnung mit der ganzen Flotte nach der Insel Proconnesus auf, überfiel das vereinigte feindliche Heer bey Cyzikus, schlug es völlig, und eroberte die ganze peloponnesische Flotte, die syrakusischen Schiffe ausgenommen, welche von ihren eigenen Leuten verbrannt wurden. Der Bericht von dieser Niederlage, welchen die Geschlagenen selbst nach Sparta sandten, lautete im ächt lakonischen Styl also: „Unser Glück ist hin. Mindarus getödtet. Die Leute hungern. Wir wissen nicht was wir thun sollen."

Nach diesem glänzenden Siege trieb Alcibiades von den Küstenstädten schwere Kriegssteuern ein. Cyzikus, Perinth, Selymbria, Chrysopolis, Byzantium, mußten ansehnliche Summen bezahlen, und den Athenern huldigen. Alle vorher abtrünnig gewordenen Städte wurden wieder der athenischen Herrschaft unterworfen. So hatte derselbe Mann, der noch vor wenig Jahren Athens gefährlichster Feind gewesen war, jetzt den vollen Glanz des athenischen Namens wieder hergestellt.

Und so als Sieger, mit reicher Beute beladen, wollte er sich seiner Vaterstadt nach einer sechsjährigen Abwesenheit wieder zeigen. Seine Aufnahme war durch eine neue Revolution vorbereitet, in welcher der General Theramenes (*)

die Demokratie und den Rath der Fünfhundert wiederhergestellt hatte. Dennoch schickte er vorsichtig erst die Flotte voraus, und kam nicht eher, als bis er der günstigen Stimmung des Volks gewiß war. Endlich (408, 25. Sept) erschien sein Admiralschiff, prangend mit purpurnen Segeln, und von einem prächtigen Geschwader umringt. Der Piräus war ein einziges unabsehliches Feld von Menschenköpfen, und tausendstimmig erschallte sein Lob durch die Lüfte, als er, noch ganz in seiner ehemaligen Schönheit, ans Land trat. Man warf ihm Kränze zu; Väter hoben ihre Kinder in die Höhe; aller Augen waren nur auf ihn gerichtet. Welch ein Genuß für ein ehrgeiziges Herz!

Sein erstes Geschäft war, sich im Rath der Fünfhundert: sein zweites, sich vor der Volksversammlung wegen seines vorigen Betragens zu rechtfertigen. Alle wurden durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit gerührt. Man schimpfte auf seine ehemaligen Ankläger, und eilte jedes Andenken an die ihm erwiesene Schmach zu tilgen. Er ward mit einer goldenen Krone beschenkt, und zum Oberbefehlshaber aller athenischen Truppen zu Lande und zur See ernannt. Die eingezogenen Güter wurden ihm zurückgegeben, die Schandsäulen ins Meer gestürzt, die ausgesprochenen Flüche zurückgenommen. Schon

sagte bey dieser Gelegenheit der Oberpriester Theodorus: „Ist er unschuldig gewesen, so habe ich ihm mit meinem Fluche nicht geflucht.“

55.

Die eleusinischen Geheimnisse.

Alcibiades versäumte nun keine Gelegenheit, sich in der Gunst und Bewunderung des Volks immer fester zu setzen. Das neuntägige Fest der eleusinischen Geheimnisse, welches die Athener alle vier Jahre mit eben so vieler Pracht als Andacht feierten, trat eben ein. Man beging diese festlichen Tage mit Opfern, Gesängen, öffentlichen Aufzügen, bald mit verdeckten Körben, bald mit Fackeln, und beschloß sie mit Spielen und Leibesübungen, wobey die Sieger mit Gerste beschenkt wurden. Denn der wohlthätigen Göttin zu Ehren, die nach alter Sage zuerst den Attikern den Ackerbau gelehrt hatte, der Demeter, ward dies Fest gefeiert. Zu ihrem Gottesdienste gehörten Geheimnisse, in die sich Männer und Weiber einweihen ließen, und für die man große Ehrfurcht hegte. Gewiß kamen darin auch moralische Lehren vor, doch wis-

sen wir wenig davon, und können nur vermuthen, daß das Geheimnißvolle wahrscheinlich bloß in Formeln und Ceremonien bestanden habe.

Immer hatte man sich sonst auf den sechsten Tag des Festes am meisten gefreut, denn an diesem hielt man unter Musik und heiligen Gesängen eine lange Procession auf dem sogenannten heiligen Wege von Athen nach Eleusis, einem Flecken, in welchem die Göttin einen alten Tempel hatte. Die Bildsäule des Weingottes ward dabey mit großem Gepränge vorangetragen. Immer, wie gesagt, hatte man sich auf diesen Zug am meisten gefreut, aber seitdem die Spartaner Decelea inne hatten, wagte man sich nicht mehr aus der Stadt, und unterließ die Procession. Jetzt nun verordnete Alcibiades dieselbe mit größtem Pompe wieder. Er selbst deckte zu Pferde mit einer zahlreichen Mannschaft Bewaffneter den Zug, und kein Feind ließ sich sehen.

56.

Alcibiades abermals verwiesen.

(v. Chr. 407.)

Dennoch erfreute sich der neue Obergeneral seines wiedererworbenen Ansehens nicht lange.

Man hatte ihn ganz vorzüglich in der Hoffnung zurückberufen, um durch ihn die Feinde aus der Gunst der persischen Satrapen zu verdrängen, allein diese Hoffnung ward sehr getäuscht, besonders seitdem sich eine Veränderung in Persien selbst zutrug (407). Der damalige König Darius II. (Nothus) hatte nämlich den Plan, sein großes Reich unter seine beiden Söhne zu theilen, und machte den jüngern, Cyrus, noch bey seinen Lebzeiten zum Oberstatthalter von Kleinasien. Dieser mischte sich aufs lebhafteste in die griechischen Angelegenheiten, und äußerte eine so entschiedene Vorliebe für die Spartaner, daß er mit ihnen ein engeres Bündniß schloß, und sie aufs kräftigste unterstützte. Mit seinem Gelde stellten sie schnell eine Flotte wieder auf, deren muthige Mannschaft, von persischem Solde bezahlt, im Hafen von Ephesus (~) nur auf eine Gelegenheit wartete, die Scharte von Cyzikus wieder auszuwetzen.

Alcibiades verließ gleichfalls im Frühling mit der seinigen die Stadt, und steuerte zuerst auf Andros, dann auf das Vorgebirge Notium hin, wo er den nahen Feind beobachten wollte. Hierauf reisete er mit wenigen Schiffen nach dem Hellespont hinauf, um mit dem dort befindlichen Thrasybulus etwas zu verabreden. Die Hauptflotte ließ er im Hafen von Notium unter dem

Be=

Befehl eines gewissen Antiochus (*) zurück, dem er jedes Unternehmen gegen den Feind in seiner Abwesenheit verbot. Aber diesen leichtsinnigen Mann reizte der Kitzel, Sieger zu heißen, zu sehr, als daß er dem Befehl hätte treu bleiben sollen. Er griff unbedachtsamer Weise die Spartaner an, ward geschlagen, und verlor 15 Schiffe. Zum Glück für ihn fand er selbst im Gefecht den Tod.

Dieser Schlag zerstörte das letzte Ansehen des Alcibiades. Nun wurde es seinen Gegnern in Athen gar nicht schwer, ihn als einen leichtsinnigen, treulosen Führer dem Volke verhaßt zu machen, und die Folge davon war, daß er sammt dem Thrasybulus kraft eines Volksdekrets aus dem öffentlichen Dienste entlassen ward. An ihrer Statt ernannte das Volk 10 Generale, das sicherste Mittel, ein Heer zu Grunde zu richten. Alcibiades begab sich voller Verdruß nach dem Chersonnes, wo er Güter und einige Kastelle besaß; Thrasybulus blieb auf der Flotte und begnügte sich mit dem Range eines untergeordneten Officiers.

57.

Die Schlacht am Aegospotamus.

(v. Chr. 405.)

Von jetzt an ging die athenische Macht mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegen. Zuerst wurden die neuen Befehlshaber von dem spartanischen Admiral Kallikratidas (*) im Hafen von Mitylene geschlagen, und verloren 30 Schiffe. Den Verlust zu ersetzen bot die fast erschöpfte Republik ihre letzten Kräfte auf, rüstete 114 neue Schiffe aus, schiffte alle waffenfähige Bürger und noch eine große Anzahl von Sklaven darauf ein, und sandte sie der lesbischen Flotte zu Hülfe (406). Jetzt zwar ward Kallikratidas empfindlich wieder geschlagen (bey den arginusischen Inseln), allein der erlittene Verlust ward den Peloponnesiern durch Cyrus schnelle Hülfe leicht ersetzt, noch mehr durch den gewandten Feldherrn Lysander, der dem getödteten Kallikratidas im Kommando folgte.

Die athenische Flotte, 180 Triremen stark, hatte sich nach dem arginusischen Siege nach der Insel Samos begeben; die peloponnesische lag im Hafen von Ephesus. Der demokratische Factionsgeist, der um diese Zeit in Athen ärger als jemals wüthete, hatte bewirkt, daß von den 10 Generalen der Republik schon achte hingerichtet

waren. Jetzt hatte man 6 neue erwählt, unter denen auch bereits Eifersucht und Mißtrauen herrschte. Unterdessen hörte man, daß Lysander von Ephesus nach dem Hellespont aufgebrochen sey. Sogleich ward ihm nachgesegelt, und bey Lampsakus (-) holte man ihn ein *). Ihm gegenüber, am andern Ufer des Hellesponts, unterhalb Sestos, am Ziegenflusse (Aegos Potamus (-), legte sich die große athenische Flotte vor Anker. Der Platz war schlecht gewählt; Alcibiades, der sich in dieser Gegend aufhielt, kam zu den Generalen, und rieth ihnen, nach Sestos hinauf zu ziehen, allein einige derselben erwiederten ihm verächtlich, es hätten hier Andere, als er, zu befehlen.

Die Mannszucht im athenischen Heere scheint damals aus Mangel an Einheit und Nachdruck in dem Kommando sehr ausgeartet gewesen zu seyn. Alle Morgen machte zwar die gesammte Flotte einige Evolutionen, aber gegen Mittag ver-

*) Xenophon (-), der gleichzeitige Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, erzählt bey dieser Gelegenheit, um einen Begriff von der Schnelligkeit der Fahrt zu geben, die Athener hatten am letzten Tage in Elaus zu Mittage, und bey Aegospotamus zu Abend gegessen. So wenig Raum war also auf den griechischen Kriegsschiffen, daß eine Flotte jedesmal anlegen und das Schiffsvolk ans Land steigen mußte, wenn es gespeiset werden sollte.

lief sich das Volk auf dem Lande, und ließ die Schiffe fast leer. Diese Sorglosigkeit benutzte Lysander. Er überfiel die athenische Flotte an einem Nachmittage, und fand nur die 8 Schiffe besetzt, welche der General Konon unmittelbar unter seiner Aufsicht hatte. Diese allein entwischten, zusammt dem Paralus (*) oder Botenschiffe; alle übrige, 170 an der Zahl, wurden erobert, und der Theil des Heeres, der nicht entfloh oder fiel, ward gefangen genommen, 3000 Menschen. Mit diesem Schlage war die ganze athenische Macht vernichtet, und das Schicksal der einst so übermüthigen Stadt lag ganz in den Händen der Sieger.

Kein Mensch in Athen, sagt Xenophon, schlief die Nacht, vor welcher der Paralus mit der Schreckensbotschaft angekommen war. Jeder erinnerte sich der Grausamkeiten, die man einst im Glück an andern Besiegten verübt, und fürchtete gerechte Wiedervergeltung. Was man von dem Schicksal der beim Ziegenflusse Gefangenen hörte, minderte nicht diese Furcht. Lysander hatte sie alle entwaffnet vor sich führen lassen, und Kriegsgericht über sie gehalten. Auf die Beschuldigung, daß der athenische General Philokles kürzlich die Mannschaft zweier eroberten Schiffe von einem Felsen habe hinabstürzen lassen, ward dieser Unmensch zuerst niedergehauen. Hierauf ward ausgesagt, die Athener hätten in ihrem letzten

Kriegesrath beschlossen, allen noch zu machenden Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, um sie untüchtig zu machen, und dies war den Siegern genug, um alle Dreitausend, sammt ihren Feldherren, auf der Stelle niederzuhauen. Konon, sein Vaterland und den Feind gleich sehr fürchtend, suchte mit seinen acht Schiffen bey dem Tyrannen Euagoras auf Cyprus Schutz.

58.

Ende des Krieges.

(404. v. Chr.)

Lysander zog jetzt mit seiner siegreichen Flotte das ägeische Meer langsam herab, und unterwarf alle bisher atheniscshe Städte und Inseln ohne Mühe dem spartanischen Bunde. Dann ergriff er im Einverständnisse mit der Regierung zu Sparta die kräftigsten Maaßregeln, um den nun schon 26jährigen Krieg schnell und sicher zu beendigen. Alles flüchtige Gesindel, das er auf seinem Wege antraf, trieb er vor sich her, nach Athen, um dort die Hungersnoth schneller zu fördern. Dann blockirte er selbst mit 150 Triremen den Piräus, indeß die Besatzung aus Decelea und ein frisches Heer aus Sparta die Stadt

von der Landseite her einschlossen. Troß und Verzweiflung erhielten das Volk lange standhaft. Selbst nachdem der Hunger schon viele Arme getödtet hatte, wollte man noch von keiner Uebergabe hören. Endlich — trug man ein Freundschaftsbündniß an. Die ersten Gesandten wurden von den Spartanern verächtlich zurückgeschickt. Die Furcht wuchs; der Hunger wüthete immer gräßlicher. Dennoch wartete man lange, ehe man sich zu einem zweiten Antrage entschloß, denn man hatte ein Gerücht vernommen, das ganze athenische Volk, Vornehme und Geringe, sollten in die Sklaverey verkauft werden. Endlich bevollmächtigte man den Theramenes, mit Lysandern zu unterhandeln. Theramenes kehrte, im vierten Monate, umsonst zurück. Man müsse sich, hieß es, an die Ephoren wenden. Es ward demnach eine Gesandtschaft von 10 Personen, Theramenes an der Spitze, mit unbeschränkter Vollmacht nach Sparta gesandt. Hier hatten sich die Deputirten aller Mitglieder des peloponnesischen Bundes versammelt, um Athens Schicksal zu entscheiden. Die Korinther und Thebaner drangen auf gänzliche Vertilgung der Stadt und ihrer Bürger von dem Erdboden. Viele andere stimmten bey. Nur einige hatten eine richtige Ahnung von der Nothwendigkeit eines politischen Gleichgewichts in Griechenland, und da man von jeher politischen Maaßregeln gern ein moralisches

Ehrengewand gegeben hat, so thaten die Spartaner den Ausspruch, es gezieme edlen Griechen nicht, ein Volk aus ihrer eigenen Mitte in die Sklaverey zu versetzen, das dem Vaterlande in gemeinschaftlichen Nöthen so wichtige Dienste geleistet habe. Dagegen schlug man folgende Bedingungen vor: „Alle Kriegsschiffe, bis auf zwölfe, sollten ausgeliefert, die langen Mauern und die Festungswerke des Piräus geschleift, alle Verbannte und Flüchtlinge zurückgerufen werden, und die Athener sollten von ihrer Kriegsmacht keinen andern Gebrauch machen, als den die Spartaner ihnen jedesmal vorschreiben würden."

Da zwischen diesen Bedingungen und dem Hungertode keine Wahl übrig blieb, so nahm man sie an. Jubilirend zogen die Feinde in die geöffneten Thore Athens ein, und rissen mit leidenschaftlicher Emsigkeit, unter dem Schall kriegerischer Instrumente, die für eine Ewigkeit gebauten Mauern, Themistokles und Perikles Werke, nieder. Dann schritt man zur Errichtung einer neuen Konstituton, und zwar einer oligarchischen. Das Vorrecht des Volks, sich zu versammeln, ward abgeschafft, und die höchste Gewalt einem Kollegium von 30 Männern übertragen, unter denen auch Theramenes eine Stelle erhielt. Eine Menge Anklagen, Hinrichtungen, Meuchelmorde und Plünderungen, die gewöhnlichen Begleiter republikanischer Staatsumwälzun-

gen, hielten das Volk in gehörigem Schrecken. Als endlich alles zum Schweigen gebracht schien, entließ Lysander seine Bundesgenossen; jeder kehrte in seine Heimath zurück, und der Krieg hatte ein Ende.

59.

Alcibiades letzte Schicksale.

Dem freiheitgewohnten Volke zu Athen schien die Herrschaft der Dreißig eine drückende Tyranney, und sehnsuchtsvoll harrten sie eines Erlösers. Noch lebte einer, der wohl hätte helfen können, und der jetzt feuriger als je zurückgewünscht ward, Alcibiades. Aber eben das, was diesen Helden den Athenern werth machte, machte ihn den Spartanern furchtbar. Ihre Nachstellungen scheuchten ihn zum zweiten Male nach Asien, wo ihm diesmal der Satrap Pharnabazus Schutz gewährte. Aber eben dieser Pharnabazus suchte bald darauf die Freundschaft der Spartaner, und konnte dem Lysander, der auf die Auslieferung des Flüchtlings drang, nicht widerstehen. Bewaffnete wurden nach dem phrygischen Flecken hingesendet, in welchem der einst so glänzende Obergeneral mit einer gewissen Timandra ein kleines, abgelegenes Haus bewohnte.

Die Furcht vor der Stärke des Mannes schreckte die Meuchelmörder ab, ihm gerade auf den Leib zu gehen. Sie legen nächtlich Feuer an seine Wohnung, und als er entschlossen, Schwerdt und Mantel in den Händen, durch die Flammen hinaus ins Freie springt, erlegen sie ihn mit Pfeilschüssen aus ihrem dunkeln Hinterhalt. Am Morgen fand ihn seine Freundin todt auf feuchtem Boden liegend. Sie bestattete ihn so gut, als ihre Umstände es erlaubten.

So endete einer der kraftvollsten Geister, die je gelebt haben; außerordentlich im Guten wie im Bösen, und von solchem Herrschersinn, daß man mit Recht zu sagen pflegte: zwey Alcibiaden neben einander würde Griechenland nicht haben ertragen können.

60.

Thrasybulus.

(v. Chr. 403.)

Seit der Einsetzung der Dreißig befand sich Athen in der ängstlichsten Spannung. Der demokratische Geist war in den Besiegten bey weitem nicht gedämpft; dies wußten die Machthaber, und so blieb ihnen nichts übrig, als ein

furchtbarer Terrorismus, wenn sie ihren Platz behaupten wollten. Alle Tage wurden Verdächtige angeklagt und hingerichtet. Um außer der noch gebliebenen spartanischen Besatzung auch eine gehörige Anzahl treuer Helfershelfer aus den Bürgern zur Hand zu haben, mußten sie einige Tausende derselben für ihre Henkerdienste reichlich besolden. Dazu ward theils das Vermögen der Hingerichteten verwendet, theils ward in einer Sitzung der Vorschlag gethan, ein jeder der Dreißig solle sich einen von den reichen Fremden, die sich kürzlich in Athen niedergelassen, ausersehen, ihn hinrichten, und seine Güter einziehen. Der Einzige, der sich diesen Gräueln zu widersetzen wagte, war der schon erwähnte Theramenes. Aber eben darum mußte auch er fallen. Kritias, der Robespierre jener Versammlung, klagte ihn der Verrätherey an, und wie männlich er sich auch vertheidigte, konnte er doch der Uebermacht nicht widerstehen. Kritias rief alle seine bewaffneten Kreaturen herein, umstellte mit ihnen die Schranken der Rathsversammlung, und sagte: „Ich bin der Meinung, ihr Herren, ein Vorsteher, der seiner Pflicht genügen will, sey schuldig, es nicht zu gestatten, daß wohlgesinnte Leute hintergangen werden. Das will ich denn beobachten. Diese Männer hier wollen nicht zugeben, daß ein Mann freigelassen werde, der offenbar die Oligarchie über den Haufen zu wer-

sen sucht. Es ist in den neuen Gesetzen verordnet, daß die dreißig Männer Macht haben sollen, jeden am Leben zu strafen, der nicht im Verzeichnisse der 3000 treuen Bürger stehe. Ich lösche daher diesen Theramenes aus dem Verzeichnisse aus, welches niemandem von euch zuwider seyn wird. Wir verurtheilen ihn also zum Tode!"

Bey diesen Worten sprang Theramenes auf, umfaßte einen Altar, und rief: „Ihr Herren, ich beschwöre euch, die Gesetze nicht so heillos niederzutreten. Das weiß ich zwar wohl, daß mir dieser Altar nichts helfen wird. Aber ich will doch zeigen, daß diese Leute nicht nur gegen Menschen ungerecht, sondern auch die frechsten Verächter der Götter sind. Ueber euch aber, ihr ehrlichen und rechtschaffenen Leute, wundere ich mich, daß ihr an eure eigne Sicherheit so wenig denkt, da ihr doch wohl erkennen solltet, daß euer Name so leicht als meiner auszulöschen sey."

Umsonst! der Anblick der Bewaffneten hielt jeden Mund verschlossen. Kritias rief den Häschern: „Wir übergeben euch den Theramenes, welcher nach dem Gesetze verurtheilt ist. Nehmt ihn hin, führt ihn an den gehörigen Ort, und thut was gewöhnlich ist." Hierauf rissen ihn jene vom Altare weg, und führten ihn über den Markt, wo er mit lauter Stimme dem Volke

zurief, was er leiden müsse. Er trank den Giftbecher, und höhnte noch sterbend seine Mörder.

Auf diese Weise kostete die Schreckensregierung der Dreißig in 8 Monaten mehr athenischen Bürgern das Leben, als ein neuer Krieg in zehn Jahren hingerafft haben würde. Viele entrannen ihrem schon bestimmten Tode durch die Flucht. Unter diesen befand sich auch Thrasybulus, den wir schon als einen heldenmüthigen Volksführer kennen. Er warf sich mit etwa 70 Flüchtlingen in das nahe Dorf Phyla, und sammelte in kurzem über 1000 um sich her. Mit diesen zog er nach dem Piräus. Bey der Nachricht davon erhob sich auch in der Stadt der Aufruhr. Die Dreißig flüchteten nach Eleusis, und riefen Sparta um Hülfe an. Lysander erschien darauf abermals im Piräus mit Heer und Flotte, aber es kam auch Pausanias, einer der spartanischen Könige, und Lysanders Feind, mit einem Heere, und nach verschiedenen kleinen Gefechten, in deren einem Kritias ums Leben kam, eröffnete man friedliche Unterhandlungen. Sparta war damals selbst in zwey Parteien getheilt; dies milderte das Schicksal der Athener. Die Güte des Pausanias behielt über die Strenge Lysanders die Oberhand. Man ließ den Thrasybulus in die Stadt einziehen, und die alte solonische Verfassung nach den Wünschen der Meisten und Besten herstellen. Beide Parteien schwuren einan-

der ewige Vergessenheit, und die Ruhe ward auf eine Zeitlang wieder hergestellt.

61.

Griechische Kunst in diesem Zeitraum.

Die bisher erzählten Thaten der Griechen haben gewiß wohl wenige Leser für den Charakter dieses berühmten Volks gewonnen, und Unerfahrne könnten leicht zu dem Glauben an eine ausgezeichnete moralische Bösartigkeit desselben verleitet worden seyn. Allein man überlege nur, daß das öffentliche politische Leben der Bürger jener in stetem Kampfe um Freiheit und Daseyn begriffenen Republiken den Menschen immer nur im Fieber seiner gereizten Leidenschaftlichkeit zeigt, und daß außerhalb des gesetzlichen Schutzes Moralität unmöglich wird. Die richtende Vernunft, die heilige Liebe, das Streben nach dem Göttlichen — diese edleren Bestandtheile der Menschennatur treten erst hervor im Stande der Ruhe, in der Abgeschiedenheit von allem politischen Treiben und von allen eifersüchtigen, feindseligen Reibungen. In diesem Zustande haben denn auch einzelne Griechen, und in größerer Anzahl als irgend ein anderes Volk, idealische Schöpfungen hervorgebracht, die fähig sind, uns

mit den Gräueln der bürgerlichen Geschichte ihres Vaterlandes zu versöhnen. Wie schon der alte Homer die Gaben der Musen, als das edelste Geschenk dem Menschen, den Griechen angepriesen, und in seinem Odysseus das Ideal eines Mannes, klug in Worten, stark von That, aufgestellt hatte, so ist in diesem stets nach Auszeichnung dürstenden Volke der Sinn für das Schöne und Ruhmwürdige nie erloschen. Mit einer Leidenschaftlichkeit, von der wir Bürger großer Königreiche, deren Einwohner einander so fremd sind, gar keine Begriffe haben, drängte sich in Athen jedes Talent hervor, um die Aufmerksamkeit der Mitbürger auf sich zu ziehen, und sich Ehre und Güter zugleich zu erwerben. Vermöge einer Beschränktheit, die uns verächtlich scheinen muß, galt dem Athener seine Vaterstadt für die Welt, und außer den 14,000 freien Bürgern, die sie enthielt *), fand er niemand weiter seiner Achtung würdig, ja selbst die Römer hießen ihm noch Barbaren, nachdem sie Griechenland schon überwunden hatten. In diesem ersten Volk der Erde nun zu den Ersten gezählt, und von den Ersten geliebt zu werden: welch ein Gedanke für ein ruhmbegieriges Herz! Und da ferner nicht wie bey uns in verschlossenen Zimmern das Wich-

*) Soviel fanden sich wenigstens zu Perikles Zeiten. S. Plut. im Per.

tigste verhandelt und das Bewundernswürdigste gezeigt ward, sondern alles Nützliche und Schöne frey wie das Sonnenlicht war; da endlich Persönlichkeit alles galt, und das sinnliche Volk sich nur durch äußere Formen gewinnen ließ, so mußte jeder, der für etwas gehalten seyn wollte, nicht bloß nach solchen Eigenschaften und Kenntnissen trachten, die ihn den Bessern achtungswerth machten, sondern auch nach solchen, die die Menge bestächen.

Unter allen Mitteln zu dem letztern Ziele war unstreitig das erste die Kunst der schönen Rede. Nach ihr beurtheilte der Pöbel mit Recht die Geistesgewandtheit und die Wissenschaft seiner Häupter. Und da man zu Perikles Zeiten noch so wenig schrieb, so ward ja alles Wissen fast allein durch und für die mündliche Mittheilung erworben. Es gab der Wissenschaften damals noch bey weitem weniger als heut zu Tage, und das Feld der meisten war gegen jetzt noch außerordentlich klein, aber dafür verlangte man auch von dem gebildeten Manne, daß er in allen zu Hause sey. Es schien noch nicht pedantisch, Gegenstände des edleren Wissens in gesellschaftlichen Unterhaltungen zu bearbeiten, da alle wissenschaftliche Bestrebungen noch unmittelbar auf die Verbesserung der Gesellschaft abzweckten. Man konnte mit den Werken der Kunst nicht unbekannt seyn, denn man sah die größten derselben

täglich vor Augen, und kannte ihre Verfasser persönlich. Nur ein Kranker konnte die neuesten Meisterstücke der Dichter nicht kennen, denn das ganze Volk versammelte sich an den festlichen Tagen ihrer Aufführung auf dem Theater, oder die Dichter selbst lasen sie im Odeum vor. Die Häuser eines Perikles, einer Aspasia &c. waren die Sammelplätze der besten Köpfe aller Art; zu ihnen stand nur dem Talent der Eintritt offen, aber weil einseitige Bildung nicht gestattet ward, ward auch ein Talent dem andern nicht vorgezogen. Der Maler Polygnot durfte Cimons Schwester lieben; der Bildhauer Phidias war mit Perikles vertraut; der reiche Alcibiades ehrte den einfachen Sokrates; die Dichter Aeschylus und Sophokles und die Geschichtschreiber Thucydides und Xenophon dienten dem Staate als Generale, und der Philosoph Plato erfuhr zu Olympia dieselbe Auszeichnung, die man einst dem Feldherrn und Staatsmann Themistokles dort erwiesen hatte. Alle die verschiedenen großen Geister kamen darin überein, daß sie sich, jeder durch seine Kunst, den Andern nützlich und angenehm machten, und indem nun jeder einzelne von allen lernte, sammelte er sich aus dem bloßen Umgang eine Encyklopädie alles Wissens. Aus der Rede eines Mannes ward die Menge und die Ordnung seiner Begriffe erkannt, und so konnte Sokrates, als man ihn fragte, ob er den macedonischen

König

König Archelaos (-) für glücklich halte, allerdings antworten: „Ich habe ihn nicht gesprochen.“

Vor allen Dingen wurden daher in Athen die schönen Redekünste das Studium Aller, die sich dem Volke empfehlen wollten. Man dachte über die Grundsätze dieser wunderbaren Kunst nach, und brachte sie allmälig in ein System. So entstanden bald ausgezeichnete Lehrer der Beredsamkeit. Aber indem man auch den Stoff alles Denkbaren und Sprechbaren untersuchte, kam man nothwendig auf jene ewigen Geheimnisse der Welt und des Bewußtseyns, die noch bis auf den heutigen Tag die Forschbegier der größten Köpfe reizen, und die man unter den allgemeinen Namen der Philosophie begreift. Die Lehrer der Redekunst mußten daher auch zugleich Philosophen seyn. Als solche sind Anaxagoras, Perikles Lehrer, Archelaus, Sokrates und Plato in Athen, Demokritus (⏑) von Abdera (-), Empedokles (⏑) von Agrigent, und Archytas (-), ein Schüler des Pythagoras und großer Mathematiker, gleichfalls in Sicilien, vorzüglich berühmt.

Die genannten Männer ergaben sich diesen würdigsten aller Beschäftigungen aus reiner Liebe zur Wahrheit; andere, eitlerer Natur, mehr um Prunks und Gewinnstes willen. So durchzogen einige, unter dem Namen Sophisten, d. h. Weisheitslehrer, die vorzüglichsten Städte Grie-

chenlands, und ließen sich mit Reden aus dem Stegereif über jeden ihnen aufgegebenen Text öffentlich hören, versammelten auch Schüler um sich her, denen sie dieselbe Kunst, in denen sie eine so außerordentliche Virtuosität erlangt, für einen, meist sehr ansehnlichen Preis mitzutheilen versprachen. Mit ihrem in der That bewunderns-würdig ausgebildeten Talent überraschten sie die Hörer eben so, wie ein geschickter Seiltänzer seine Zuschauer; sie hatten auf jede Frage eine Antwort, für jeden Einwurf eine Ausflucht, für jede Behauptung wenigstens einen Scheingrund, und im äußersten Fall umstrickten und verwirrten sie den Gegner durch eine Reihe der raschesten und feinsten Trugschlüsse. Nur die feurige Lebendigkeit des griechischen und italiänischen Geistes machte einen so hohen Grad von Ausbildung der Denkkraft möglich, von dem das nordische Phlegma sich kaum einen Begriff machen kann. Als die achtungswertheren unter diesen Sophisten nennt uns Plato den Gorgias von Leontium, Thrasymachus aus Chalcedon, Protagoras von Abdera, Antiphon von Rhamnus, Prodikus von Keos, Hippias von Elis rc. (alle -).

Auch dichterische Köpfe blühten noch in Menge in dem gesangreichen Griechenland auf, und der Cyther, der gewöhnlichen Gesellin jedes frohen Mahles, fehlte es nie an neuen, artigen Liedern. Der gefeiertste in dieser Gattung kleiner mun-

terer Tändeleien ist Anakreon (-) aus Teos in Jonien *), der aber in Samos lebte. In der höhern lyrischen Gattung waren Korinna und Pindarus (-), zwey Böotier, jene aus Tanagra, dieser aus Theben, zur Zeit der Perserkriege ausgezeichnet. Korinna's Schönheit machte, daß sie in den Wettgesängen bey den olympischen und pythischen Spielen öfter über ihren Freund den Preis erhielt, doch erkannte sie selbst dessen Ueberlegenheit an. Pindar ist uns auch darum noch werther, weil wir noch Ueberbleibsel von seinen Preisgesängen haben, die er auf die Sieger in den öffentlichen Spielen verfertigt hat. Seine Sprache ist darin so heldenkühn, wie der Geist der Griechen seiner Zeit; ein ungeheurer Schwung belebt seine Hymnen, die voll der stärksten und erhabensten Gedanken sind. Von solchem Sänger öffentlich besungen zu werden hielten ganze Staaten für einen Ruhm, daher überhäuften ihn die Athener und fast alle Städte Griechenlands mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Einst als er in Delphi zu den pythischen Spielen erschien, setzte ihn das versammelte Volk auf einen erhabenen Sitz, umflocht sein Haar mit Lorbeerzweigen, und nöthigte ihn zu singen. Er nahm seine Lyra, und ließ entzückende Töne hören, die von allen Seiten ein lautes Beifallsgeschrey erweckten, und die schönste Zierde des Festes waren.

*) Er lebte 100 Jahre vor Sokrates.

Sobald das große Opfer geendigt war, lud ihn der Priester Apollons feierlich zum heiligen Mahle ein, und versicherte, das Orakel selbst habe befohlen, ihm einen Theil von den im Tempel dargebrachten Erstlingen aufzuheben — eine Ehre, die vor ihm noch keinem Laien widerfahren war.

Die Tanzkunst, schon zu Homers Zeiten so ausgebildet, erreichte jetzt immer höhere Grade von Vollendung, denn die Griechen liebten den Tanz leidenschaftlich, doch nicht das geistlose Tanzen nach unserer Art. Ihre Tänze waren alle mimisch, und viele stellten bestimmte Handlungen aus der Götter- oder Heldengeschichte dar. So traten an dem großen Feste der Panathenäen in Athen bewaffnete Jünglinge tanzend auf, wurden handgemein mit einander, und ahmten nach dem Takte der Flöten den Kampf Athenens mit den Titanen nach. Ausgelassene jauchzende Tänze verherrlichten dagegen die Feier des Bacchusfestes, doch überall herrschte seelenvoller Ausdruck in den schönen Bewegungen und Verschlingungen; kein elendes Trippeln mit den Füßen allein, wie bey uns, während dessen das Gesicht eine saure Arbeit auszudrucken scheint, noch ein zweckloses, unnatürliches Erhitzen, machte den Tanz aus. Jeder Muskel tanzte harmonisch mit, jeder Ton der Musik wirkte auf Hände und Physiegnomie eine andere Bewegung. Die schöne, weiche und leichte Bekleidung mit faltenrei-

chen Gewändern machte alle Bewegungen leichter und alle Stellungen malerischer, und der religiöse Zweck gab dem Tanze eine Würde, durch welche sich die größten Staatsmänner noch mehr zu ehren glaubten. Ja die Athener wählten einmal einen gewissen Phrynichus (v) unter andern auch deswegen zum Feldherrn, weil er auf dem Theater des Bacchus in der Rolle eines Helden am schönsten getanzt hatte.

Im ersten Theile dieses Buchs ist Thespis als der Erste genannt worden, der auf einem brettern Gerüste (seinem Wagen) ein Stück aus der Heldengeschichte dramatisch vorgestellt habe. Er hatte die Idee von den Chortänzern am Bacchusfeste hergenommen, die bald alle zusammen, bald durch einen einzelnen Zwischensänger und Solotänzer zu Ehren des Bacchus etwas aufführten. Der begeisterte Sänger, der hier (am Feste der Weinlese) seine Rolle am besten gespielt hatte, erhielt einen Bock zum Geschenk, den er dem Weingotte opferte. Von diesem Bocke (griechisch Tragos) erhielt nachher das Trauerspiel den Namen Tragödie, d. h. Bocksgesang.

Zur Zeit der Pisistratiden ward nun dem Bacchus ein ordentliches Theater erbaut, und die Anordnung solcher religiösen Schauspiele mit Gesang und Tanz ward einem Dichter übertragen, der, nach unserer Art zu reden, Dichter, Balletmeister, Kapellmeister und Regisseur zugleich seyn

mußte. Er bestimmte nun gehörig, welches Stück aus der Götter- oder Heldengeschichte aufgeführt werden sollte, arbeitete dasselbe gleichsam in der Partitur aus, ließ die Sänger und Tänzer, welche mitspielen sollten, zu sich kommen, und lehrte einem jeden seine Rolle sammt allen damit verbundenen Deklamationen, Geberden, Stellungen und Bewegungen. Er ordnete auch die Chortänze, die musikalische Begleitung, die Kleidungen, Masken und Dekorationen an, und hatte also weit mehr zu thun, als unsere heutigen Theaterdichter. Gewöhnlich übernahm er auch selbst eine Rolle, besonders rühmt man von den tragischen Dichtern Phrynichus und Aeschylus, daß sie vortrefflich getanzt haben sollen. Von dem Letztern (geb. 525, † 456), welcher gegen hundert Stücke verfertigt hat, haben wir noch sieben übrig, die zur Zeit der Perserkriege gedichtet sind, und damals Lieblingsstücke der Athener waren. Eins heißt: die Sieben gegen Theben; ein anderes: Prometheus; ein drittes: Agamemnon u. s. w. Der Stoff eines jeden war ein kraftvoller Held aus der Fabelwelt, dessen eigner Charakter mit dem allgewaltigen Schicksale im Kampfe lag, und zuletzt demselben unterliegen mußte. Eine höchst poetische, erhabene Sprache herrscht in diesen wilden Dichtungen; ein Chor, der das Theater nie verläßt, nimmt an den Thaten und Worten der Zwischenspieler Theil, und läßt seine

Gesänge und Tänze mit jenen einzelnen abwechseln. Diese Tänze müssen sehr künstlich gewesen seyn, wie man noch an den künstlich abgemessenen Gliedern der Verse sehen kann, denn alle alte Tragödien trugen das poetische Gewand. Nach Cimons Rückkehr aus dem Chersones ward Aeschylus, wie schon erzählt ist, von dem jungen Dichter Sophokles besiegt, und verließ aus Unmuth darüber sein Vaterland auf immer.

Sophokles versorgte das atheniſche Theater in einem Zeitraume von beinahe sechzig Jahren mit trefflichen Stücken, deren er weit über hundert schrieb *). Wir haben noch sieben davon übrig, in denen die hohe tragische Kunst von Kennern bewundert wird. In ihnen ist alles schon weit mehr ausgebildet, als in den Stücken des Aeschylus, auch ist der Chor zurückgezogener, und die Handlung der Zwischenspieler macht die Hauptsache aus. Sophokles starb in einem Alter von drey und neunzig Jahren (v. Chr. 406), die er, wie sein Vorgänger, nicht der Kunst allein, sondern auch der Vertheidigung des Vatertrlandes gewidmet hatte, denn er war Feldherr und Staatsmann zugleich gewesen, und hatte bey der Expedition gegen Samos unter Perikles

*) Nach Suidas 123, nach einem ungen. Biogr. 130. Der leztere sagt auch, er habe nach den Aussprüchen der dazu bestellten Richter 20mal den ersten Preis, sehr oft den zweiten, niemals aber den dritten erhalten.

kommandirt. Von den Vielen, die mit ihm zugleich die athenische Bühne mit neuen Tragödien versorgten, ist uns keiner übrig geblieben, als Euripides (-), ein Schüler des Sokrates. Geboren war er zu Salamis, gerade am Tage der Schlacht des Themistokles, von geflüchteten athenischen Eltern; sein Todesjahr ist das des Sophokles. Von seinen vielen Stücken haben sich noch neunzehn gerettet, z. B. Alceste, Orestes, Medea rc. Nach ihm kam die Tragödie aus der Mode.

In Sicilien hatte sich unterdessen die Komödie ausgebildet, die in Athen erst zu Perikles Zeiten rechten Beifall fand, als ein neckischtiger Witzling, Namens Aristophanes (-), lebende Personen, selbst vom höchsten Stande, mit ihren Namen, Kleidern, Charakteren, öffentlichen und Privatgeschichten aufs Theater brachte, und dem Gelächter des Pöbels Preis gab. Dergleichen war in Athen bis auf die Zeiten der dreißig Tyrannen erlaubt. Wir haben übrigens auch von den funfzig Stücken, welche Aristophanes geschrieben hat, noch elf übrig, die eben so reich an Witz und Laune, als an Zoten und Unflätereien sind.

Das Theater war in Athen etwas viel Wichtigeres, als bey uns. Nicht alle Tage, wie hier, wurden Schauspiele aufgeführt, sondern sie dienten bloß zur Verherrlichung der Dionysien, der

Panathenäen, und der lenäischen und chytrischen Feste. Dann dauerten sie mehrere Tage hintereinander, und fingen schon Vormittags an. Vier Stücke wurden täglich auf einmal gegeben, und am Schlusse des letzten sprachen die Richter ihr Urtheil. Hernach war dann aber auch das Theater auf ein Vierteljahr wieder verschlossen. Die Kosten jedes Festes wurden entweder aus der Staatskasse bestritten, oder ein reicher Bürger bat sich die Ehre aus, und dieser besorgte dann alles nach des Dichters Vorschrift. Zur Zeit des Perikles wurde einmal ein Trauerspiel des Sophokles mit solcher Pracht aufgeführt, daß sich die Kosten dieser einen Vorstellung so hoch als ein Feldzug gegen die Perser beliefen. Außer Athen hatte fast jede Stadt ein Theater, nur freilich Sparta nicht, welches alle Künste verbannte. Aber selbst im Piräus hatte man eins erbaut, und in Sicilien findet man noch heut zu Tage große marmorne Ruinen von prachtvollen griechischen Theatern.

62.

S o k r a t e s.

(Geb. 469, † 400.)

Unter den obengenannten Denkern dieses Zeitraums wird man hier gewiß die beiden nicht ungern ausgehoben sehen, deren herrliche Ideen noch jetzt zu dem Edelsten und Rührendsten gerechnet werden, was die praktische Vernunft je hervorgebracht hat, Sokrates und seinen Schüler Platon.

Sokrates war der Sohn eines atheniſchen Bildhauers, Namens Sophroniskus; seine Mutter Phänarete war eine Hebamme. Als Knabe erhielt er bey den schwachen Vermögensumständen seines Vaters nur eine mittelmäßige Bildung; als Jüngling soll er sich in der väterlichen Kunst versucht haben, wie man denn noch lange nach seinem Tode drey bekleidete Grazien von Marmor als seine Arbeit hochgehalten hat. Aber ein entschiedener Hang seines Gemüths zog ihn, man weiß nicht wie früh, zum contemplativen Leben hin. Er fand Gelegenheit, den Philosophen Archelaos und mehrere Sophisten zu hören. Ihre Untersuchungen erregten in ihm eine brennende Wißbegier. Die Natur der Dinge zu erforschen ward er Mathematiker, Naturhistoriker, Astronom; aber vergebens suchte er für alle diese Wis-

senschaften einen letzten, festen Punct. Und ein solcher schien doch seinem Gefühle zur Ruhe des Lebens unumgänglich nöthig. Wie tief er sich in einen seines Nachdenkens würdigen Gegenstand versenken konnte, sieht man aus der Angabe des Platon, daß er zuweilen einen ganzen Tag lang vor sich hinstarren, und aller körperlichen Bedürfnisse, ja seiner ganzen Umgebung über dem Denken vergessen konnte. Das Ende seines Grübelns war zuletzt die Ueberzeugung, daß sich das Innere der Natur und die letzte Quelle der Erkenntniß durchaus nicht ergründen lasse, und daß jeder Schritt auf diesem endlosen Pfade, der nicht einen Nutzen für das Leben habe, unnützer Zeitverderb sey. Dagegen glaubte er in den drey Worten: Erkenne dich selbst! die dem Tempel in Delphi zur Inschrift dienten, das Fundament aller wahrhaft nützlichen und nöthigen Weisheit gefunden zu haben. Auf diese beschloß er sein ferneres Studium zu beschränken, und von der Zeit an war seine ganze Seele Ruhe und Klarheit. Der Zweck des Lebens und die besten Mittel, ihn zu erreichen: mit andern Worten, die praktische Moral ward jetzt der Gegenstand seiner Untersuchungen. Indem er dem Triebe nach Glückseligkeit nachging, fand er die letztere in der vollkommnen Harmonie aller Neigungen mit der Vernunft, und Nützliches und Rechtes schien ihm so durchaus eins zu seyn, daß er diejenigen als die

ersten Urheber des Bösen zu verwünschen pflegte, die zuerst beide Begriffe unterschieden hätten.

Ueber das Wesen der Gottheit und der menschlichen Seele erlaubte er sich gar keine Speculation. Die Ewigkeit der letztern, selbst rückwärts gerechnet, war ihm ganz ausgemacht. Die Tugend bestand nach seiner Meinung in der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Die erste führe, sagte er, zur Gottähnlichkeit, denn die Gottheit bedürfe nichts, und ihr am nächsten stehe der Mensch, der des Meisten entbehren könne. Diese Idee an sich selbst auszuführen war er mit größter Festigkeit bemüht. Er stellte sich in Nahrung, Kleidung und Wohnung den Aermsten gleich, und band nicht einmal Sohlen unter die nackten Füße. Er war der enthaltsamste, nüchternste Mann. Die höchste Konsequenz im Reden und Handeln war sein stetes Augenmerk; er wollte gleichsam in seinem Leben ein Kunstwerk voller Haltung und ohne Flecken aufstellen, und er hat den Ruhm, daß ihm dies wirklich gelungen sey.

Dem Dienst des Vaterlandes entzog er sich nicht, wie oben erzählt ist. Auch als Richter seiner Tribus ließ er sich auf einige Zeit anstellen, und widersetzte sich in diesem Posten standhaft einem ungerechten Blutbefehl der Dreißiger. Im Ganzen aber hielt er sich von öffentlichen Geschäften entfernt, und besuchte auch die Volks=

versammlungen nicht. Seine einzige Beschäftigung war vielmehr die Bildung junger Leute, doch nicht durch planmäßigen Unterricht, sondern durch freie Gespräche und freundschaftlichen Umgang. Dieser große Lehrer hat nie eine Schule gehabt, nie ein System gebildet, und nie eine Zeile für die Nachwelt geschrieben.

Alle seine Schüler stimmen darin überein, daß er ungeachtet seines Satyrkopfes und seiner schlechten Kleidung etwas höchst Imposantes in seinem Aeußeren, und eine unwiderstehliche innere Kraft gehabt habe, junge Leute an sich zu fesseln. Seine Worte trafen das Herz, sein Scharfsinn überraschte, und sein schalkhafter Witz und eine feine Ironie, in der er Meister war, ergötzte, ermunterte oder beschämte gleich sanft. An Gewandtheit im Disputiren gab er keinem Sophisten nach. Er besaß aber dabey auch ein tiefes, fast schwärmerisches Gefühl, und war in seinen Gesprächen über Tugend und Gott eines Enthusiasmus fähig, der kälteren Zuhörern oft ein Lächeln entlockte. Dabey theilte er mit allen Griechen die leidenschaftliche Neigung zu schönen Jünglingen, von der er sich jedoch überredete, sie sey das reine Wohlfallen an einer hoffnungsvoll aufblühenden schönen Seele, die allemal auch in einem schönen Körper wohne, und deren Pflege und Bildung die edelste Pflicht des Weisen sey. Vermöge dieser Neigung suchte er sich selbst die

Jünglinge aus, mit denen er umgehen wollte, und nahm auch für seinen Unterricht kein Geld, damit er nicht nöthig hätte, jeden, der sich meldete, anzunehmen. Ungebetene wußte er mit seinen Fragen und seiner ins Mark dringenden Ironie trefflich wegzuschrecken. Man sah ihn daher mit Jünglingen vom höchsten und vom niedrigsten Stande umringt. Aeschines (˘), nachher als Redner berühmt, wünschte sehr, sein Schüler zu werden, ward aber durch den Anblick so vieler reichen Jünglinge um ihn verschüchtert. „Ey," sagte Sokrates, der seine Wünsche entdeckte, „schätzest du dich so gering? und rechnest du das Geschenk für nichts, welches du mir mit dir selbst machst?"

Die Bekanntschaft des Xenophon (˘) soll er in einem engen Durchgange gemacht haben. Er hielt, heißt es, betroffen von der seltenen Schönheit des noch sehr zarten Jünglings, seinen Stock vor, und fragte ihn, wo man Mehl kaufe. Auf dem Markte, war die Antwort. „Aber Oel?" Eben da. „Aber wo geht man hin, fuhr er fort, um weise und tugendhaft zu werden?" Der junge Mensch stutzte. „Folge mir, ich will dirs sagen." Seitdem wurden sie beide unzertrennliche Freunde.

Platon läßt den jungen Alcibiades von ihm sagen, er sey der einzige Mann auf der Welt, der ihn zur Verwirrung und Scham über sein

Betragen zu bringen vermöge, und wenn er nicht an seiner Seite grau werden wolle, so müsse er sich mit Gewalt von ihm losreißen, und sein Ohr vor seiner Sirenenstimme verstopfen. Er sey den Statuengehäusen gewisser Künstler gleich, die ein Silensbild vorstellen, aber geöffnet ganz andere Götter zeigen; oder auch dem Marsyas (-), der schweigend Lachen, singend Bewunderung errege. Antisthenes (-), ein andrer seiner Schüler, kam täglich vom Piräus, wo er wohnte, fast eine deutsche Meile, nach der Stadt gegangen, um ihn zu hören. Euklides (-) aus Megara (-) scheute die 4 Meilen von seiner Vaterstadt nach Athen nicht, um nur zuweilen einen Tag den Umgang des Sokrates zu genießen; ja als die Athener während des Krieges einmal aus Erbitterung gegen die Megaräer die Todesstrafe darauf gesetzt hatten, wenn einer derselben nach Athen kommen würde, wagte es dieser Euklides oft, sich Abends in Weiberkleidern durch das Thor hineinzustehlen, um nur den folgenden Tag in Sokrates Gesellschaft zu seyn.

Es hatte dieser bewundernswürdige Mann ein Talent, die Blöße des Gegners zu entdecken und schnell zu treffen, die ihn einem Fechter ähnlich machte, der in ganz ruhiger Auslage nur mit kurzem Händezucken verwundet, während sein Gegner sich mit gewaltigen Streichen vergeblich erschöpft. Einem Sophisten, Namens

Antiphon (ᵕ), der ihm spöttisch sagte, seine Weisheit müsse ihm wohl selbst nicht viel werth scheinen, da er sie umsonst weggebe, was man doch kaum mit einem alten Rocke thue, antwortete er: „O Antiphon, wir glauben, daß es gleich schändlich sey, mit seinem Geiste wie mit seinem Körper Geldwucher zu treiben. Wer ein junges Genie zu seinem Freunde macht, und ihm lehrt, was er nur irgend gutes weiß und hat, der thut, was einem braven Bürger ziemt. Sieh, Antiphon, so wie mancher sein Vergnügen an Pferden oder Hunden oder Vögeln hat, so finde ich meine Freude an lieben und braven Freunden, und wenn mir etwas gutes einfällt, so theile ich es ihnen mit, und ich suche alles auf, was ihnen zur Tugend förderlich seyn möchte. Da lesen wir zusammen die Schätze der alten Weisen, die sie uns in Schriften hinterlassen haben, und besprechen uns darüber, und halten es für einen großen Gewinn, uns einander recht behülflich zum Guten zu werden.

Als Alcibiades, noch ein Jüngling, eine Schüchternheit verrieth, künftig vor dem Volke als Redner aufzutreten, fragte ihn Sokrates: „Würdest du dich wohl fürchten, einem Schuster eine Vorstellung zu thun?“ — O nein. — „Oder könnte dich ein Kupferschmied verlegen machen?“ — Nicht im geringsten. — „Aber vor einem Kaufmanne würdest du erschrecken?“ —

Warum

Warum nicht gar! — „Nun sieh, fuhr er fort, aus solcherley Leuten besteht das ganze athenische Volk. Du verachtest jeden einzeln, warum wolltest du sie versammelt fürchten?“

Antisthenes suchte ihn in der Gleichgültigkeit gegen äußere Güter noch zu übertreffen, und stolzirte sogar in einem zerrissenen Mantel einher. Aber der weisere Lehrer rief ihm zu: „Antisthenes, ich sehe deine Eitelkeit durch die Löcher deines Mantels schimmern.“

Eine Anzahl einzelner Unterhaltungen des Sokrates hat uns sein Schüler Xenophon in einer einfachen Sprache aufbehalten. Auch Platon spricht viel von ihm, und sagt das meiste in seinem Namen, aber zu sehr verschönert und mit dem seinigen vermischt, als daß man aus ihm den wirklichen Sokrates kennen lernen könnte.

Einer seiner Schüler, Namens Chärephon, fragte einmal bey einer Durchreise durch Delphi den Gott, ob wohl jemand in der Welt weiser als Sokrates sey. Seltsam genug ließ sich die Pythia auf diese Frage ein, und das Orakel soll gelautet haben:

Weise ist Sophokles, weiser Euripides,
Aber aller Menschen weisester Sokrates.

Dies Orakel hatte eine seltsame Wirkung auf den Gepriesenen. Nicht als ob es ihn stolz

gemacht hätte — der Charakter des Sokrates ist zu erhaben, als daß man ohne Entweihung in so gemeinen Ausdrücken von ihm sprechen dürfte. Aber er benutzte die Autorität dieser Götterstimme, um desto freier ein Amt zu verwalten, zu dem er sich vermöge der ihm inwohnenden Eingeistung von Gott selbst berufen und den Athenern als ein wohlthätiges Geschenk verliehen glaubte. Er maßte sichs nämlich als ein vom Apollon selbst bestätigtes Recht an, seine Mitbürger ohne Unterschied des Standes auf ihre Thorheiten und Fehler aufmerksam zu machen, und sie zur Erkenntniß ihrer Schwäche zu bringen. In wiefern eine solche Anmaßung selbst thöricht oder weise gewesen, ist eine Frage, die uns nicht zukommt. Ein Charakter wie Sokrates, oder der ihm sehr ähnliche Christus, ist eine Erscheinung übermenschlicher Art, und den Regeln gemeiner moralischer oder politischer Beurtheilung nicht unterworfen. Was ein solcher thut, ist Gottes That, doch wer ihm nachahmen wollte, würde lächerlich werden. Sokrates selber ward dies nie *), so wenig als Jesus. Verhaßt und beschwerlich machte er sich freilich vielen durch sein Sittenrichteramt, allein die allgemeine Ach-

*) Drey und zwanzig Jahre vor seinem Tode brachte ihn zwar der Komödiendichter Aristophanes einmal als Karikatur auf die Bühne, allein das Stück ward ausgezischt.

tung für ihn war doch so groß, daß er bis in sein 70stes Jahr von aller Verfolgung frey blieb, und er hätte vielleicht sein Leben in Ruhe beschlossen, hätte nicht das Andenken an die Schreckensregierung der Dreißiger seinen Feinden noch eine Waffe in die Hand gegeben. Kritias, jener grausamste und verhaßteste in diesem Wohlfahrtsausschusse, war unglücklicher Weise eine Zeitlang Sokrates Schüler gewesen. Dieser Umstand und einige Ausschweifungen des Alcibiades liehen seinen Feinden einen höchst scheinbaren Anklagegrund. Es traten die Dichter, die Staatsmänner und die Redner zusammen, deren Zorn Sokrates am meisten auf sich geladen, und jede Klasse stellte einen Sprecher aus ihrer Mitte auf, die Dichter den Melitus (-), die Staatsmänner den Anytus (-), die Redner den Lykon. Die Anklage lautete: Sokrates leugne die Götter, verderbe die Jugend, und verdiene deshalb nach den Gesetzen den Tod.

Die Gerichtsverfassung der Griechen war von der unsrigen unendlich verschieden. Bloß die Anklage ward schriftlich eingereicht, die Beweise wurden durch mündliche Reden und Zeugen gegeben, dann vertheidigte sich der Beklagte gleichfalls mündlich, und hierauf sprachen die Richter durch eingelegte Stimmen das Urtheil. In solchen Fällen, wo vielen die vom Kläger verlangte Strafe zu hart dünkte, war es dem Verurtheil-

ten erlaubt, sich gegenzuschätzen, und dadurch ward oft die Strafe gemildert. Der ganze Prozeß endlich, selbst in Kriminalfällen, mußte in einem Tage geendigt seyn.

Sokrates ward wahrscheinlich vor der sogenannten Heliäa belangt. Die Zahl seiner Richter war 559. Unter den zahlreichen Zuhörern waren vornehmlich die Schüler des Angeklagten. Melitus führte die Hauptklage, die beiden andern unterstützten. Jedermann war auf Sokrates Vertheidigung gespannt, dieses furchtbaren Redners, der Lachen und Weinen, Scham und Bewunderung der Zuhörer, wie Zeus ein Menschenschicksal, in seiner Hand hatte. Er begann, und alles staunte, so wie wir noch staunen, denn glücklicher Weise hat sich seine Rede, die sein Schüler Plato gleich nachher aus der Erinnerung aufgezeichnet, bis auf unsere Zeiten erhalten. Aus ihr lernt man den außerordentlichen Mann in seiner ganzen Größe kennen, und da die Werke Platons wohl in den Händen weniger Leser dieses Buches vermuthet werden dürfen, so wird es nicht unschicklich seyn, einige Stellen dieser Rede hierher zu setzen.

Nachdem er seine Verwunderung über die Beschuldigungen seiner Ankläger bezeigt hat, verspricht er den Richtern offenherzig zu sagen, woher der Haß seiner Feinde entstanden sey. Aus dem Orakel nämlich. „Denn, fährt er fort,

nachdem ich dieses gehört, dachte ich bey mir also: Was meint doch wohl der Gott? Denn das bin ich mir doch bewußt, daß ich weder viel noch wenig weise bin. Wie kann er mich also gar den Weisesten nennen? Und lange Zeit konnte ichs nicht begreifen; endlich wendete ich mich zu folgender Untersuchung der Sache: Ich ging zu einem von den für weise gehaltenen, um dort, wenn irgendwo, das Orakel zu überführen, daß es falsch ausgesagt. Ich mag den Mann nicht nennen, aber es war einer von den Staatsmännern, und der Vielen sehr weise vorkam, am meisten aber sich selbst. Und wirklich, da ich ihn prüfte, fand sichs, daß er es gar nicht war. Indem ich also fortging, gedachte ich bey mir selbst: weiser als dieser Mann bin ich nun freilich, denn es mag wohl eben keiner von uns beiden etwas sonderliches wissen, aber dieser meint doch etwas zu wissen, ungeachtet er nichts weiß. Um dies wenige also scheine ich doch weiser zu seyn, daß ich mein Nichtwissen erkenne. Bey einem Andern, der für noch weiser gehalten ward, begegnete mir dasselbe. Nach diesem blieb ich in der Reihe, freilich mit Bedauren und Furcht bemerkend, daß ich mich verhaßt machte; doch aber dünkte es mich nothwendig, des Gottes Sache über alles andere zu setzen, und immer der Meinung des Orakels nachdenkend zu Allen zu gehen, welche etwas zu wissen schienen. Und beim Hun=

de, ihr Athener, denn ich muß die Wahrheit zu euch reden, wahrlich, es erging mir so: die berühmtesten dünkten mich beinahe die armseligsten zu seyn, wenn ich es dem Gott zufolge untersuchte. Ich muß euch wohl mein ganzes Abentheuer berichten, mit was für Arbeiten gleichsam ich mich gequält habe, damit dennoch am Ende das Orakel mir ungetadelt bliebe. Nach den Staatsmännern nämlich ging ich zu den Dichtern, den tragischen sowohl als den dithyrambischen und den übrigen, um dort mich selbst auf der That zu ergreifen als unwissender denn sie. Indem ich also von ihren Gedichten diejenigen vornahm, welche mir die ausgearbeitetsten schienen, fragte ich sie aus, was sie wohl damit meinten, damit ich auch zugleich etwas lernte von ihnen. Schämen muß ich mich nun freilich, ihr Männer, euch die Wahrheit zu sagen: dennoch soll sie gesagt werden. Um es nämlich gerade heraus zu bekennen, fast sprachen alle Anwesende besser als sie selbst über das, was sie gedichtet hatten. Ich erfuhr also auch von den Dichtern in kurzem dieses, daß sie nicht durch Weisheit dichteten, sondern durch eine Naturgabe oder Eingeistung, eben wie die Wahrsager und Orakelsänger. Und zugleich merkte ich, daß sie glaubten vermöge ihrer Dichtkunst auch in allem übrigen sehr weise Männer zu seyn, worin sie es nicht waren. Fort ging ich also auch von ih-

nen mit dem Glauben, sie um das nämliche zu übertreffen wie die Staatsmänner rc."

Mit derselben Naivetät erzählt er nun weiter, wie er auch die Handwerker mit seinen Fragen geängstigt habe, wie seine Schüler ihm darin nachgeahmt, ja wie er noch täglich dies Gewerbe treibe, und wie ihm dies zu seiner bittersten Betrübniß einen ganz außerordentlichen Haß zugezogen. Er sey aber weit entfernt zu behaupten, daß er das wisse, was alle diese Leute auch nicht gewußt hätten. Hierauf wendet er seine Fragemethode auf den gegenwärtigen Melitus an, und da ist es ein fast ängstliches Vergnügen, zu sehen, wie er den armen Mann aus einer Verlegenheit in die andere wirft, und ihn fast mit Fragen tödtet. Man höre:

„Dieser Mensch sagt, ich frevele durch Verderb der Jugend. Ich aber sage, Melitus frevelt, indem er mit ernsthaften Dingen Scherz treibt, und leichtsinnig Menschen aufs Leben anklagt, und sich eifrig und besorgt anstellt für Gegenstände, um die er sich nie im Geringsten bekümmert hat. Daß sich dies aber so verhalte, will ich versuchen auch euch zu zeigen. Her also zu mir, Melitus, und sprich! Nicht wahr, dir geht es über alles, daß die Jugend aufs beste gedeihe?"

„Freilich!"

„So komm also, und sage diesen, wer sie

denn besser macht? Denn offenbar weißt du es doch, da dir die Sache so am Herzen liegt. Den Verderber hast du wohl aufgefunden, mich, wie du behauptest, und vor diese hergeführt und verklagt: so komm denn und nenne ihnen auch den Besserer, und zeige an, wer es ist. — Siehst du, Melitus, wie du schweigst, und nichts zu sagen weißt? Dünkt dich nun das nicht schändlich zu seyn, und Beweis genug für das was ich sage, daß du dich hierum nie bekümmert hast? So sage doch, du Guter, wer macht sie besser?"

„Die Gesetze."

„Aber danach frage ich nicht, Bester, sondern welcher Mensch, der freilich die Gesetze zuvor auch kennt."

„Diese hier, die Richter."

„Was sagst du, Melitus? Diese hier sind im Stande, die Jugend zu bilden und besser zu machen?"

„Ganz gewiß."

„Etwa alle, oder nur einige von ihnen, andere aber nicht?"

(Nun war er gefangen. Er mußte freilich wohl antworten:) „Alle."

„Herrlich, bey der Hera gesprochen! und ein großer Reichthum von solchen, die uns im Guten fördern! Wie aber, machen auch diese Zuhörer sie besser oder nicht?"

„Auch diese."

„Und wie die Rathmänner?"

„Auch die Rathmänner."

„Aber verderben nicht etwa die Gemeindemänner die Jugend? Oder machen auch diese alle sie besser?"

„Auch diese."

„Alle Athener also machen sie, wie es scheint, gut und edel, mich ausgenommen; ich allein verderbe sie. Meinst du es so?"

„Allerdings, so meine ichs."

„In eine große Unseligkeit verdammst du mich also! Antworte mir aber, dünkt es dich mit den Pferden auch so zu stehen, daß alle Menschen sie bessern, und nur einer sie verderbt? Oder ist nicht ganz im Gegentheil nur einer geschickt, sie zu bessern, oder wenige, die Bereuter, die meisten aber, die mit Pferden umgehen und sie gebrauchen, verderben sie? Verhält es sich nicht so? Ganz offenbar, du und Anytus mögen es nun zugeben oder nicht. Gar glückselig also stände es um die Jugend, wenn einer allein sie verderbte, die andern aber alle sie zum Guten förderten. Aber Melitus, du zeigst eben hinlänglich, daß du niemals an die Jugend gedacht, und dich um das bekümmert hast, weshalb du mich hierher forderst. — Weiter, sage uns doch beim Zeus, Melitus, ob es besser ist, unter guten Bürgern zu wohnen oder unter schlechten? Freund, lieber, antworte doch! ich

frage dich ja nichts schweres. Thun die Schlechten nicht allemal denen etwas übles, die ihnen am nächsten sind, die Guten aber etwas gutes?"

„Allerdings."

„Ist also wohl jemand, der von denen, mit welchen er umgeht, lieber will beschädigt seyn als geholfen? Antworte mir, du Guter, denn das Gesetz befiehlt dir zu antworten. Will wohl jemand beschädigt werden?"

„Wohl nicht."

„Meinst du nun, daß ich die Jugend vorsetzlich verschlimmere, oder unvorsetzlich?"

„Vorsetzlich, meine ich."

„Wie doch, Melitus, soviel bist du weiser als ich, daß du zwar sehr gut einsiehst, wie schlechte Menschen den Ihrigen nur Böses zufügen, ich aber soll es so weit gebracht haben im Unverstande, daß ich auch das nicht einmal weiß, wie ich, wenn ich einen von meinen Freunden schlecht mache, selbst Gefahr laufe, übles von ihm zu erdulden? und daß ich mir dieses große Uebel vorsetzlich anrichte, wie du sagst? Nein, das glaube ich dir nicht, Melitus, und ich hoffe auch, kein anderer Mensch glaubt es dir, sondern entweder ich verderbe sie gar nicht, oder ich verderbe sie unvorsetzlich, so daß du in beiden Fällen lügst. Verderbe ich sie aber unvorsetzlich, so ist solcher unvorsetzlichen Vergehungen wegen nicht gesetzlich, jemanden hierher zu for:

dern,! sondern ihn für sich allein zu nehmen und so zu belehren und zu ermahnen. Denn offenbar ist, daß wenn ich belehrt bin, ich aufhören werde mit dem was ich unvorsetzlich thue. Dich aber mit mir einzulassen und mich zu belehren, das hast du vermieden und nicht gewollt, sondern hierher forderst du mich, wohin gesetzlich ist nur die zu fordern, welche der Züchtigung bedürfen und nicht der Belehrung. — Und nun, ihr Athener, seht ihr jetzt nicht selbst, was ich sagte, daß sich Melitus nie um diese Sache bekümmert hat?" ꝛc.

Eben so handgreiflich entkräftet Sokrates auch die andere Beschuldigung des Melitus. Dann wendet er sich zu denen, die ihn thöricht schelten könnten, daß er ein Gewerbe treibe, von dem er selber eingestehe, daß es ihm nothwendig den Haß der Menge und endlich den Tod zuziehen müsse. „Aber, sagt er, glaubt ihr denn, Gefahr um Leben und Tod müsse in Anschlag bringen, wer auch nur ein weniges nütz ist, und müsse nicht vielmehr allein darauf sehen, wenn er etwas thut, ob es wohl gethan ist, oder unrecht, ob eines rechtschaffenen Mannes That oder eines schlechten?" Elende wären ja nach dieser Meinung alle gewesen, die die Rettung des Vaterlandes und den Ruhm der Tapferkeit mit dem Leben erkauft hätten.

„Nein, fährt er fort. Wohin jemand sich

selbst stellt, in der Meinung, es sey da am besten, oder wohin einer von seinen Obern gestellt wird, da muß er, wie mich dünkt, jede Gefahr aushalten, und weder den Tod, noch sonst irgend etwas in Anschlag bringen gegen die Schande. Hätte ich also nicht arges gethan, ihr Athener, wenn ich, als eure Befehlshaber mir einen Platz anwiesen bey Potidäa, Amphipolis und Delion, gestanden hätte wie die andern, und es auf den Tod gewagt: wo aber der Gott mich hinstellte, damit ich in Aufsuchung der Weisheit und in Besserung meiner selbst und andrer mein Leben hinbrächte, wenn ich da den Tod oder sonst etwas fürchtend aus der Ordnung gewichen wäre? Wohl arg wäre das, und mit Recht dann könnte mich einer hierher führen vor Gericht, weil ich nicht an die Götter glaubte, wenn ich dem Orakel unfolgsam wäre und den Tod fürchtete, und mich also weise dünkte, ohne es zu seyn. Denn niemand weiß ja, was der Tod ist, und ob er nicht für den Menschen das beste ist unter allen Gütern. Gesetzwidrig handeln aber und dem Besseren, Gott oder Menschen, ungehorsam seyn, davon weiß ich, daß es übel und schändlich ist. Gesetzt also auch, ihr sprächet mich diesmal los, mit der Bedingung, daß ich ablieβe von meinem bisherigen Thun, so würde ich euch sagen: Ich bin euch zwar, Athener, zugethan und Freund, gehorchen aber werde ich dem Got-

te mehr als euch, und so lange ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören nach Weisheit zu suchen und euch zu ermahnen und zu beweisen, wen ich antreffe, mit meinen gewohnten Reden: Wie, bester Mann, als ein Athener aus der größten und mit allem was schön und groß ist reichbegabten Stadt, schämst du dich nicht für Geld zwar zu sorgen, wie du dessen aufs meiste erlangest, und für Ruhm und Ehre, für Einsicht aber und Wahrheit und für deine Seele, daß sie sich aufs beste befinde, nicht zu sorgen und hierauf nicht zu denken? Und wenn jemand unter euch dies leugnet, und behauptet, er denke wohl darauf, werde ich ihn nicht gleich loslassen und fortgehen, sondern ihn fragen und prüfen und ausforschen. Und wenn ich finde, er besitze keine Tugend, behaupte es aber, so werde ich es ihm verweisen, daß er das Wichtigste geringer achtet, und das Schlechtere höher. So werde ich mit Jungen und Alten, wie ich sie eben treffe, verfahren, denn so befiehlt es der Gott. Und ich meines Theils glaube, daß noch nie ein größeres Gut dem Staate widerfahren ist als dieser Dienst, den ich dem Gotte leiste. Denn nichts anders thue ich, als daß ich umhergehe um Jung und Alt unter euch zu überreden, ja nicht zuvor für den Leib zu sorgen und für das Vermögen, und überhaupt für nichts anders so sehr als für die Seele, daß diese aufs

beste gedeihe, indem nicht aus dem Reichthum die Tugend besteht, sondern aus der Tugend der Reichthum und alle andere menschliche Güter zusammengenommen. Seht, nicht anders werde ich jemals handeln, und müßte ich noch so oft sterben. Aber ich gestehe, ich möchte nicht gern sterben, doch nicht um meinet- sondern um euretwillen, damit ihr euch nicht an der Gottheit versündigtet durch meine Verurtheilung. Denn wie gesagt, nicht leicht werdet ihr einen andern solchen finden, der ordentlich, wie lächerlich es auch manchem scheine, der Stadt von der Gottheit zur Wartung zugegeben ist, wie einem großen und edlen Rosse, das aber eben seiner Größe wegen sich zur Trägheit neigt, und der Anreizung durch den Sporn bedarf. Wenn ihr also mir folgen wollt, so werdet ihr meiner schonen. Vielleicht werdet ihr aber, wie die Schlummernden, wenn man sie aufweckt, verdrüßlich um euch stoßen, und mich, dem Anytus folgend, leichtsinnig hinrichten, dann aber die übrige Zeit weiter fort schlafen, wenn euch nicht die Gottheit wieder einen andern zuschickt aus Erbarmen" u. s. w.

Er beruft sich ferner auf seine anwesenden Schüler und deren Verwandte, ob jemand Klage führe über seinen schädlichen Unterricht, und zuletzt dann erwähnt er der Sitte, nach welcher die Richter durch Vorführung der bittenden Wei-

ber und Kinder zum Mitleid bewegt zu werden pflegten. Dergleichen bittet er von ihm nicht zu erwarten; er halte es für schimpflich, ja für unmoralisch, sich vor Gericht durch etwas anders loszuhelfen, als durch Belehrung und Ueberzeugung. „Denn, fährt er fort, nicht dazu ist der Richter gesetzt, das Recht zu verschenken, sondern darüber zu urtheilen, und er hat geschworen, nicht, sich gefällig zu erweisen gegen wen es ihm beliebt, sondern Recht zu sprechen nach den Gesetzen. Also dürfen weder wir euch gewöhnen an den Meineid, noch ihr euch gewöhnen lassen, sonst würden wir von keiner Seite fromm handeln. Muthet mir also nicht zu, ihr Athener, dergleichen etwas vor euch zu thun, was ich weder für anständig halte, noch für recht, noch für fromm; zumal da ich ja, beim Zeus, eben auch der Gottlosigkeit angeklagt bin von diesem Melitus. Denn offenbar, wenn ich euch durch Bitten zu etwas überredete oder nöthigte gegen euren Schwur, dann lehrte ich euch nicht zu glauben, daß es Götter gebe, und recht durch die Vertheidigung klagte ich mich selbst an, daß ich keine Götter glaubte. Aber weit gefehlt, daß es so wäre! Wohl glaube ich an sie, wie keiner von meinen Anklägern, und überlasse euch und der Gottheit, über mich zu entscheiden, wie es für mich und für euch das Beste seyn wird."

Mit diesen Worten trat er ab. Die Stim-

men wurden gesammelt, und ein Uebergewicht von nur 3 schwarzen Steinen verdammte ihn zum Tode. Er vernahm diese Entscheidung mit seiner gewohnten Ruhe, und da er aufgefordert wurde, sich gegenzuschätzen, nahm er noch einmal das Wort. Da man ihm, sagte er, die Ueberzeugung noch nicht geraubt habe, daß er einer der größten Wohlthäter des Staats sey, so wisse er sich als verdienten Lohn seines Lebens nichts bescheideners zuzuerkennen, als die Auszeichnung, welche den olympischen Siegern wiederfahre, nämlich lebenslängliche Speisung im Prytaneum. Denn jene beförderten nur den scheinbaren Ruhm ihrer Stadt, er aber den wahren. Damit indessen sein Reden nicht hartnäckiger Eigendünkel scheine, so wolle er ihnen aufrichtig sagen, daß er das, was sie vielleicht als seine Gegenschätzung genehmigen würden, Gefängniß oder Verbannung, für wahre Uebel halte, gegen welche der Tod weit vorzüglicher sey. Geld wolle er gern geben, allein er besitze höchstens eine Mine (20 Rthlr.); diese stehe ihnen zu Diensten.

Bey diesen Worten drängten sich seine braven Schüler vor, Platon, Kritobulus (-) und Apollodorus (-), und erboten sich, 30 Minen für ihren Lehrer zu erlegen, aber die Richter fühlten sich jetzt durch den Stolz des Beklagten so beleidigt, daß noch 80 von denen, die vorher für ihn gestimmt hatten, zu den Gegnern über-

traten, so daß er nun mit 361 Stimmen gegen 198 ohne alle Bedingung verdammt ward. Er hörte auch dies mit der Würde an, die er während der ganzen Verhandlung behauptet hatte, und bedauerte die Stadt, die durch solch ein Gericht so beschimpft werde. Weil aber vielleicht einige zu triumphiren schienen, daß der so gewaltige Schlaukopf nun endlich doch von andern Rednern besiegt worden sey, und daß ihm hier alle seine Sophistik nichts geholfen, so fügte er noch folgendes hinzu:

„Vielleicht glaubt ihr, Athener, ich unterliege jetzt aus Unvermögen in solchen Reden, durch welche ich euch wohl möchte überredet haben, wenn ich geglaubt hätte, alles reden und thun zu dürfen, um nur dieser Klage zu entkommen. Weit gefehlt! Aus Unvermögen unterliege ich freilich, aber nicht an Worten, sondern an Frechheit und Schamlosigkeit, und an dem Willen, dergleichen zu euch zu reden, als ihr freilich am liebsten gehört hättet. Allein weder vorher glaubte ich der Gefahr wegen etwas unedles thun zu dürfen, noch auch gereut es mich jetzt, mich so vertheidigt zu haben; sondern weit lieber will ich nach einer solchen Vertheidigung sterben, als nach einer von jener Art leben. Auch ist ja das bey Gefechten oft der Fall, daß einer dem Tode leicht entfliehen könnte, würfe er nur die Waffen weg, und wendete sich flehend an die Verfolgenden,

und viele andere Rettungsmittel giebt es in jeglicher Gefahr, um dem Tode zu entgehen, wenn einer sich nicht scheut, alles zu thun und zu reden. Aber der Schlechtigkeit zu entgehen, das ist die Sache! Auch itzt daher bin ich als ein langsamer Greis von dem langsameren gefangen worden, meine Ankläger aber von der Bosheit. Und so gehe ich denn von euch mit der Strafe des Todes belegt; diese aber sind von der Wahrheit belegt mit Unwürdigkeit. So sollte es vielleicht seyn, und ich glaube, die Sache steht gut" u. s. w.

Weiter verherrlicht er seinen Triumph durch eine erhabene Schilderung dessen, was ihn im Tode erwarte. Entweder eine lange Nacht, so ruhig wie die süßeste der hier verschlafenen, oder eine entzückende Vereinigung mit den größten Heroen der Vorwelt — —

„Und wenn dann einer, in der Unterwelt angelangt, nun dieser sich so nennenden Richter entledigt, dort die wahren Richter antrifft, von denen auch gesagt wird, daß sie dort Recht sprechen, den Minos und Rhadamanthys und Aeakus (˘) und Triptolemus (˘), und welche Halbgötter sonst gerecht gewesen sind in ihrem Leben: wäre das wohl eine schlechte Umwanderung? Oder auch mit dem Orpheus umzugehen und Musäus und Hesiodus und Homerus, wie theuer möchtet ihr das wohl erkaufen? Ha, wenn

ich dort den Palamedes (-) und den Ajax, des Telamon (-) Sohn anträfe, und wer sonst noch unter den Alten eines ungerechten Gerichts wegen gestorben ist! Mit dessen Geschick das meinige zu vergleichen! Ja, was das größte ist, die dort eben so ausfragend und ausforschend zu leben, wer unter ihnen weise ist, und wer es zwar glaubt, es aber nicht ist. Was, ihr Richter, möchte wohl einer dafür geben, den welcher das große Heer nach Troja führte, auszufragen, oder den Odysseus oder Sisyphus, und viele andere, mit welchen dort zu sprechen und umzugehen und sie auszuforschen auf alle Weise eine unbeschreibliche Glückseligkeit wäre. Und dort werden sie einen um deswillen doch wohl nicht hinrichten."

„So habt denn Dank für euer Urtheil, ihr Förderer meiner Freuden! Und eines bitte ich noch von euch. An meinen Söhnen, wenn sie erwachsen sind, nehmt eure Rache, und quält sie eben so, wie ich euch gequält habe, wenn euch dünkt, daß sie sich um Reichthum oder um sonst irgend etwas eher bemühen, als um die Tugend. Und dünken sie sich etwas zu seyn, sind aber nichts, so verweiset es ihnen wie ich euch, daß sie nicht sorgen wofür sie sollten, und sich einbilden etwas zu seyn, da sie doch nichts werth sind. Jedoch, es ist Zeit, daß wir gehen, ich um zu sterben, ihr um weiter zu leben. Wer

aber von uns beiden zum Besseren hingehe, das ist allen verborgen, außer dem Gotte."

Nach diesen Worten ward er in den Kerker geführt und gefesselt. Das Urtheil würde gleich am folgenden Tage vollstreckt worden seyn, wäre nicht zufällig gerade den Tag zuvor die heilige Procession auf dem Schiffe des Theseus nach Delos abgegangen, während deren Abwesenheit keine Hinrichtung in Athen geschehen durfte. *) Noch hielten widrige Winde das Schiff diesmal länger als gewöhnlich auf, und dies verschaffte den Schülern des Sokrates das schmerzlich süße Vergnügen, ihren Lehrer noch 30 Tage behalten zu können. Sie besuchten ihn während dieser Zeit täglich im Gefängnisse; ihre Unterhaltungen waren die nämlichen als sonst, und Sokrates bemühte sich zuweilen, ihre Traurigkeit durch sanften Scherz zu erheitern. Dem Apollodor, dessen Schmerz am ausgelassensten war, und der einmal verzweifelnd ausrief: „Nein, so unschuldig sterben zu müssen!" entgegnete er lächelnd: „Möchtest du etwa lieber, daß ich schuldig wäre?"

Den Tag vor seinem Tode entdeckte ihm Kriton, der Vater des Kritobulus, schüchtern, er habe eine Summe Geldes zusammengebracht,

*) S. Thl. I, S. 265, statt welcher Seitenzahl daselbst durch einen Druckfehler 267 gesetzt ist.

die Wächter zu bestechen, daß sie die nächste Nacht die Thür offen ließen. „O Kriton, antwortete ihm Sokrates, in welches Land könnte ich wohl dem Tode entrinnen?" Kriton meinte, er sey es doch seinen Kindern schuldig, den Verfügungen einer ungerechten Justiz zuvorzukommen; aber Sokrates bewies ihm, daß keine Ungerechtigkeit uns berechtigen könne, den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu seyn. Und so verließ ihn denn am Abend wehmüthig die treue Schaar, mit der Abrede, morgen früher als gewöhnlich wiederzukommen.

Sie fanden diesmal die Gerichtsdiener bey ihm, welche seine Ketten löseten und ihm ankündigten, daß er vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken müsse. Auch seine Frau Xanthippe *) war da, und trug das jüngste Kind auf ihren Armen. Ihres beschwerlichen Geheuls müde ließ Sokrates sie durch den Kriton hinwegführen. Dann setzte er sich auf ein Ruhebett, zog das Schienbein an sich, und rieb sich behaglich die Stelle an demselben, wo die Kette ihn wund gedrückt hatte, wobey er ein schönes Gespräch über die nahen Gränzen des Schmerzes und der Lust anknüpfte. Dann ward der würdigste Text für diesen Tag, die Unsterblichkeit

*) Niemand glaube doch die elenden Mährchen, die von dieser Frau erzählt werden.

der Seele, besprochen. Cebes und Simmias ve-zweifelten noch diese Meinung. Sokrates vertheidigte sie. Phädon schwankte. „Morgen, mein Freund, sagte Sokrates zu ihm, indem er mit dem Haare des zu seinen Füßen sitzenden spielte, wirst du diese schönen Locken zur Trauer um mich abscheren. Wäre ich nun du, und der Beweis für die Unsterblichkeit entflöhe mir, ich würde einen Eid schwören, wie die Argiver, *) nicht eher das Haar wachsen zu lassen, als bis ich kämpfend die Rede des Simmias und Cebes wieder besiegt hätte.“

So unterhielten sie sich den ganzen Tag, wehmüthig froh, denn die immer geschäftige Laune des Lehrers ließ sie nie zur vollen Betrachtung ihres Schmerzes kommen. Gegen Abend verließ er sie, um sich zu baden, damit er, wie er sagte, den Weibern das Geschäft ersparte, die Leiche zu waschen. Jetzt kam die Frau mit den drey Söhnen noch einmal; er nahm kurzen Abschied von ihnen, und kehrte dann zu den Freunden zurück. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Da trat der Diener der Elfe herein, die den Gefängnissen vorstanden, und kündigte ihm an, daß es nun Zeit sey. „Du wirst mir wohl nicht fluchen, sagte er, wie die andern thun, denn ich thue ja nur, was die Obern befehlen.

*) S. oben S. 65.

Ich habe dich als den besten Mann kennen gelernt, die ie hierher gekommen sind. Lebe wohl, und versuche die Nothwendigkeit so leicht als möglich zu ertragen." Weinend ging er hinaus. „Wie brav der Mensch ist, sagte Sokrates. Auch während der ganzen Zeit hat er sich so bewiesen, wenn er mich besuchte. Aber geht doch, und holt den Trank, wenn er schon eingerieben ist." Die Freunde baten ihn, noch zu warten, aber er hielt es für kindisch, jezt noch mit dem Leben zu geizen. „Wie muß ichs machen?" fragte er den, welcher den Schierlingssaft brachte. „Du mußt trinken und dann umhergehen, bis eine Schwere in deine Glieder kommt. Hierauf legst du dich nieder." Er nahm den Becher mit voller Heiterkeit, und ohne eine Miene zu verändern, vielmehr mit seinem gewöhnlichen durchdringenden Blick den Menschen ansehend, sezte er ihn an den Mund. „Den Göttern zu spenden ist wohl nicht erlaubt?" fragte er noch. Man sagte ihm, es werde nur soviel eingerieben, als zum Trinken nothwendig sey. „Gut, erwiederte er, so wollen wir wenigstens beten, daß der Uebergang dorthin glücklich von Statten gehe." Bey diesen Worten leerte er, fest anhaltend, den Becher.

Bis dahin, erzählt sein Schüler Phädon, hatten wir unsere Thränen noch gehalten; als wir ihn aber trinken sahen, bezähmten wir uns

nicht mehr. Auch mir flossen, wider meinen Willen, stromweise die Thränen. Doch nicht ihn beweinte ich, sondern mich selbst, daß ich solchen Freund verlieren sollte. Er aber hieß uns ruhig seyn und uns ermannen, denn darum habe er ja die Weiber fortgeschickt. Und wir schämten uns, und enthielten uns der Thränen. Er ging unterdessen auf und ab, und als er die Mattigkeit fühlte, legte er sich rücklings nieder, und verhüllte sein Gesicht. Nach einiger Zeit befühlte ihm der, welcher das Gift gereicht hatte, die Füße, drückte sie stark, und fragte ihn, ob ers fühle. „Nein," sagte der Sterbende. Dann ging er so prüfend aufwärts, und zeigte den Umstehenden, wie er kalt und steif werde. Und er selbst fühlte sich an, und da schon der Unterleib kalt zu werden anfing, deckte er sich noch einmal auf, und sagte zum Kriton: „Wir sind dem Asklepios (Aesculap) einen Hahn schuldig. *) Opfert ihn ja, und versäumt es nicht." Kriton fragte ihn, ob er ihm sonst noch etwas aufzutragen habe, aber er antwortete nichts mehr. Einige Zeit hernach deckte der Mensch ihn auf, und man fand ihn erstarrt. Kriton drückte ihm weinend Mund und Augen zu.

*) Zum Dank für die schnell und glücklich überstandene Krankheit.

63.

Platon.

(geb. 429, † 348.)

Ein solches Ende eines solchen Lebens wirkte Wunderdinge für die ganze Menschheit. Der Tod, der allen Neid aufhebt, verschaffte den Manen des großen Mannes diejenige Genugthuung und Anerkennung, die sein langes ruhmvolles Leben vergebens erstrebt hatte. Die ganze Stadt bedauerte seinen Tod, seine Ankläger wurden verbannt, ihm selbst eine Statue von Bronze errichtet. Die Erinnerung gestaltete sein Bild allmälig zum Ideal der höchsten Menschenwürde und Tugend um. Die Nacheiferung erwachte. Eine Menge trefflicher Köpfe, stolz darauf, seine Schüler zu heißen, verbreiteten und erweiterten durch Vorträge und Schriften seine Ideen. Mit einem Enthusiasmus, von dem die Geschichte nur wenig ähnliche Beispiele darbietet, warf man sich auf moralische Forschungen, und so ward durch den Schwung der Wissenschaft gerade zu einer Zeit, wo das politische Elend den niedrigsten Egoismus bis zur Nacktheit entblößt hatte, die allgemeine Gesinnung wieder aufgerichtet, und das Trachten nach dem Höheren neu entzündet. Die Philosophie wirkte jetzt

so, wie sonst die höhere Dichtkunst, die gerade jetzt in Griechenland erloschen war.

Von denjenigen Sokratikern, welche sich nicht eigentlich dem Lehramt widmeten, verbreiteten doch viele in andern Schriften die Grundsätze ihres Lehrers, der Feldherr Xenophon in historischen, der Redner Isokrates in rhetorischen, der Dichter Euripides in theatralischen Werken. Unter den eigentlichen Philosophen aus der sokratischen Schule bildeten fünfe ganz eigene, und nach ihren verschiedenen Charakteren verschiedene Systeme. Plato ward der Stifter der sogenannt akademischen Schule, Antisthenes der cynischen, Aristippus der cyrenaischen, Phädon der eleatischen, Euklides der megaräischen. Unter einander waren sie eben so wenig Freunde, als es die heutigen Philosophen sind; einzeln aber bemühte sich jeder in Rede und Wandel das Bild des vollkommnen Weisen darzustellen. Hieraus entstanden höchst interessante Kontraste. Plato bildete sich die Hoheit der Könige an, Aristipp die Gemüthlichkeit des begüterten Weltmanns, Antisthenes die starre Bedürfnißlosigkeit des Weltverächters. Einzelnes von diesen interessanten Männern zu erzählen, verstattet jedoch hier der Raum nicht. Ihre Meinungen und Lehren findet man in den Geschichten der Philosophie verzeichnet. Nur einiges von den Lebensumständen des Platon mag

hier stehen, als des größten unter allen Sokratikern und überhaupt als eines der göttlichsten Genien, die je gelebt haben.

Er hieß eigentlich Aristokles (-), (den Namen Platon soll er von der Breite entweder seiner Stirn oder seiner Schultern erhalten haben) und stammte von zwey alten edlen Geschlechtern ab *), denn sein Vater Ariston leitete das seinige vom Kadmus, seine Mutter Periktione (-) das ihrige von einem Bruder des Solon her. Eine früh aufkeimende Ehrbegierde spornte ihn an, sich alle die Kenntnisse zu erwerben, durch die er sich einst auszuzeichnen hoffen durfte. Selbst als Kämpfer trat er in den isthmischen und pythischen Spielen auf. Er hörte bis zum 20sten Jahre die Sophisten; dann ward er mit Sokrates bekannt, der ihn so für sich und die Wissenschaften begeisterte, daß er noch auf seinem Sterbebette gesagt haben soll, er danke den Göttern vorzüglich für drey Wohlthaten, daß sie ihn nämlich als einen Menschen, als einen

*) Man glaube ja nicht, daß in dem demokratischen Athen die Geburt nichts gegolten. Dem großen Themistokles war seine fremde Mutter sehr im Wege gewesen; Aristophanes vergißt, indem er den Euripides lächerlich machen will, den Umstand nicht, daß seine Mutter eine Gemüsehökerin gewesen, und der Redner Isokrates, eines Flötenmachers Sohn, bekam von dem Aristophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Griechen, und zu den Zeiten des Sokrates hätten geboren werden lassen. In seinen frühern Jahren hatte ihn die Dichtkunst eifrig beschäftigt, aber er war männlich genug, seine epischen Versuche ins Feuer zu werfen, da sie die Vergleichung mit dem Homer nicht aushielten, und auch die dramatischen zu unterdrücken, nachdem ihn Sokrates auf sein wahres Talent aufmerksam gemacht hatte. Er widmete sich nun ganz der Philosophie, und seine Wißbegierde machte selbst dem Sokrates nicht wenig zu schaffen. Etwas über 8 Jahre genoß er den Umgang dieses Mannes; nach dessen Tode ging er zuerst nach Megara zum Euklides; dann trat er eine große Reise nach Italien, Sicilien, Cyrene und Aegypten an. Er beobachtete aufmerksam die Sitten, Einrichtungen und Staatsverfassungen fremder Völker, und machte sich mit den Kenntnissen und Ideen der Pythagoräer in Italien bekannt. Hierauf nahm er seinen Aufenthalt in Syrakus, das damals wieder von einem Könige oder Tyrannen, dem ältern Dionysius beherrscht wurde, dessen Vetter, der junge Dion, sein vertrautester Anhänger und Schüler ward. Das Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung und Gesetzgebung gehörte zu Platons Lieblingsbeschäftigungen; was konnte ihm also willkommner seyn, als ein Weg zu dem Ohr eines Herrschers, der Eitelkeit wenigstens genug besaß, um sich gern von berühm-

ten Philosophen umringt zu sehen. Allein theils schienen die schönen politischen Ideale dem Dionys nicht so ausführbar, als dem Weisen, theils fühlten sich die andern Hofleute durch den letztern so unangenehm bezwängt, und erregten ihm soviel Kabalen, daß er für das Beste hielt, Syrakus zu verlassen. Seine letzten freimüthigen Aeußerungen erbitterten aber den Tyrannen so sehr, daß er dem Herrn des Schiffes, auf welchem Platon die Ueberfahrt nach Griechenland machen wollte, befahl, ihn entweder ins Meer zu stürzen oder als Sklaven zu verkaufen. Der Schiffsherr wählte aus Eigennutz das Letztere, und verkaufte ihn wirklich in Aegina. Durch die Vermittelung seines Freundes Anniceris (-) aus Cyrene wurde er indessen bald wieder losgekauft, und als hierauf auch Dion eilte, dem Anniceris die Summe wiederzugeben, so brachte dieser für das Geld einen Garten in Athen am sogenannten Kolonus (-) an sich, den er dem Platon schenkte. Dieser eröffnete hierauf in der Akademia (-), einem mit schönen Bäumen besetzten und zu gymnastischen Uebungen bestimmten Platze in der Vorstadt Athens, eine Schule, (381 v. Chr.) nach Art der pythagoräischen, in der er die Resultate seines langen Nachdenkens und seiner vielen Erfahrungen mit einer würdevollen und einnehmenden Beredsamkeit mittheilte.

Indessen bedauerte er doch oft schmerzlich die verlorne Gelegenheit, seine Ideen über Staatenverbesserung und Gesetzgebung praktisch ausführen zu können. Da starb der ältere Dionysius (367 v. Chr.), und sein Sohn, der jüngere Dionysius, folgte ihm in der Regierung. Dieser ließ sich von seinem Oheim Dion bereden, den Platon ehrenvoll zu sich einzuladen, und dieser Lockung widerstand der Weise nicht. Sein erster Empfang in Syrakus war der schmeichelhafteste von der Welt; der junge König schien ganz Ohr für die Lehren des Philosophen, allein mit der Zeit trugen doch die Schmeichler und Verläumder den Sieg davon, und der idealische Staatskünstler ward dem Sohne so lästig, als er dem Vater gewesen war. Und da nun gar Dion selbst gestürzt ward, und als ein Verbannter nach Athen fliehen mußte, so blieb auch dem Platon nichts übrig, als dorthin wieder zurückzukehren. Ihm folgten die schmeichelndsten Briefe des Dionys, der die üblen Nachreden der Athener fürchtete, und ihn in der That durch vieles Bitten und durch das Versprechen, den Dion in alle seine Güter und Rechte wieder einzusetzen, zu einer dritten Reise nach Syrakus bewegte. Jetzt erst wurde es ihm ganz klar, daß die Könige und die Philosophen nicht für einander gemacht seyen. Er kehrte zum dritten Male nach Athen zurück, und lebte nun ganz seiner Schule in der Akade-

mia *), wo er eine Menge der trefflichsten Schüler aller Art bildete. Seine Vorträge waren von zweierley Gattung, exoterische, für jedermann, und esoterische für einen gewählteren Kreis, der fähig war, die Tiefen der Spekulation zu erfassen. Denn Platon war weit entfernt, sich mit dem praktischen Theile der Philosophie, wie Sokrates, zu begnügen; er kehrte vielmehr zur Theorie zurück, und stellte mit festern Gründen, als bisher geschehen, die Idee einer Wissenschaft der letzten Gründe und Gesezze alles Wissens auf.

In seinen zahlreichen uns noch übrigen Schriften hat er nur den exoterischen Theil seiner philosophischen Ideen niedergelegt. Sie haben sämmtlich die dialogische Form, und in allen spielt Sokrates die Hauptrolle. Die ungemeine Kunst der Darstellung, bey der ihm seine frühe Uebung in der Dichtkunst zu Statten kam, veranlaßte die Griechen zu dem Sprichworte: wenn die Götter niederstiegen und menschlich reden wollten, so würden sie Platons Sprache reden. Nie-

*) Als im funfzehnten Jahrh. nach Chr. die Wissenschaften in Italien wieder aufblühten, und Plato der Liebling der neuen Humanisten ward, fing man an, den Namen jenes Lustgartens auf gewisse Zusammenkünfte von Gelehrten überzutragen, und seitdem erhielt das alte Wort seine neue Bedeutung.

mand hat vielleicht über die Entwickelung der Ideen durch zweckmäßiges Gespräch tiefer nachgedacht, als dieser Forscher.

Sein Ruhm durchdrang schon bey seinen Lebzeiten die ganze damals gebildete Welt. Viele Staatenbeherrscher baten sich Schüler von ihm aus; er selbst auch mußte für mehrere Republiken neue Regierungsplane entwerfen. Aus allen Gegenden strömten ihm wißbegierige Jünglinge zu; Hetären sogar mischten sich unter seine Zuhörer. Er nahm, wie Sokrates, kein Geld für seinen Unterricht; sein Vermögen erlaubte ihm diesen Stolz. Sein fester, majestätischer Körper blieb bis an seinen Tod von Krankheit unerschüttert. Er starb an seinem Geburtstage, da er ins 82ste Jahr trat, auf einem Hochzeitschmause. Sein Leichnam ward im Ceramikus, nahe an der Akademie begraben, und die Athener errichteten ihm ein Denkmal, das Pausanias im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. noch sah.

Der berühmteste unter seinen Schülern ist Aristoteles. Viel verdankten ihm auch der Feldherr Timotheus, der Staatsmann Phocion (ᵛ), und die Redner Lykurg und Demosthenes, deren unten noch nähere Erwähnung geschehen wird.

64.

Sitten und häusliches Leben der Athener.

Ein kleines Gemälde von dem täglichen Leben und Treiben in Athen, wie es ein neuerer Schriftsteller *) aus den Alten mühsam zusammengestellt hat, und ein kurzer Abriß der griechischen Erziehung, mögen die lange Abschweifung von dem Gange der politischen Begebenheiten beschließen.

Früh Morgens mit dem Hahnengeschrey kamen die Landbewohner rufend und singend mit Lebensmitteln in die Stadt. Etwas später öffneten sich die Kramläden, die Straßen füllten sich mit Menschen, das Geräusch nahm zu. Ein Theil der Bürger ging an seine Berufsarbeit, andere zerstreuten sich in die verschiedenen Gerichtshöfe, die Jugend versammelte sich auf den Uebungsplätzen (Gymnasien). Wer nichts zu thun hatte, lustwandelte an den Ufern des Ilyssus oder rings um die Stadt, wo die Luft frisch und rein, und die Aussichten reizend waren. Der besuchteste Ort war indessen der Markt. Hier wurden die Volksversammlungen gehalten; hier war der Pallast des Senats und der Gerichtshof des ersten Archonten, und ringsum war der Platz umgeben mit Kramläden, Salbenbuden,

*) Barthelemy.

Goldschmiedswerkstätten, Barbierstuben und andern Industriecomptoiren, wo es immer voll von Neugierigen, von Schwatzhaften, von Müssiggängern war, die ihre unersättliche Neuigkeitssucht zu befriedigen suchten, und Tag für Tag mit politischen Kannengießereien verbrachten. Viele Bürger, welche außerhalb der Stadt Ländereien besaßen, ritten früh hinaus, ertheilten den Sklaven ihre Befehle, und kamen gewöhnlich erst spät Abends wieder nach der Stadt. Jagd und gymnastische Uebungen beschäftigten gleichfalls Viele. Das Bad setzten die Griechen keinen Tag aus; gewöhnlich badete man vor der Hauptmahlzeit. Reiche hatten die Bäder in ihren Wohnungen, die Armen gingen in öffentliche Badehäuser, wo sie im Winter zugleich einen Zufluchtsort gegen die Kälte fanden.

Die Sklaven waren von den ärmern Bürgern und Landleuten im Aeußern kaum zu unterscheiden. Sie gingen barfuß, und hatten bloß ein Unterkleid ohne Aermel, welches bis an die Mitte der Waden reichte, bey der Arbeit aber bis über die Knie aufgeschürzt wurde. Der gewöhnliche Anzug, in welchem ein anständiger Mann sich auf der Straße sehen ließ, war ein weißes Pallium von feiner Wolle, welches, wenn es schmutzig geworden war, wieder gewaschen und mit Kreide geweißt ward, wozu es in Athen eigene Leute gab. War die Wolle aus Phrygien

oder Milet, so kostete ein solcher weißer Mantel wohl 1200 Thaler. Die Staatskleider, dergleichen hohe Magistratspersonen bey Opfern und andern Feierlichkeiten trugen, waren entweder safrangelb oder purpurn, und mit goldenen Borten besetzt. Der eitle Alcibiades trug ein solches Purpurkleid, das noch dazu so lang war, daß es ihm hinten nachschleppte. Zur Trauer war, wie bey uns, die schwarze Farbe üblich. Die Athenerinnen liebten den Putz nicht minder als unsre Damen, und raffinirten täglich auf neue geschmackvolle Anzüge. Ein weißes leinenes Gewand ohne Aermel und Nähte, oft bis zur Durchsichtigkeit dünn, umhüllte den Leib bis auf die Fersen, war mit einem Knopfe auf der einen Schulter befestigt, und ward durch einen breiten Gürtel unter der Brust zusammengehalten. Darüber trugen sie dann noch ein Jäckchen mit ganz kurzen Aermeln, und beim Ausgehen warfen sie noch ein Mäntelchen um die Schultern, und einen Schleier über den Kopf. Die Aufsätze und Haarflechtereien waren bey den athenischen Damen eben so mannigfaltig, und hatten so vielerley Namen, wie bey den unsrigen. Die Männer trugen dagegen das Haar kurz verschnitten, und vom Frisiren wußten sie nichts. Nur bey Feierlichkeiten flechten sie sich Blumenkränze ins Haar; verdiente Staatsmänner wurden mit leichten goldenen Kronen bekränzt. Mit asiatischen Salben,

welche sehr theuer verkauft wurden, ward ein ungeheurer Luxus getrieben. Die Athener salbten sich bey Gastmählern, Opfern, Hochzeiten und andern fröhlichen Gelegenheiten; Schwelger und die Weiber thaten es alle Tage. Man benetzte den Kopf, ja den ganzen Körper mit Salbe, zuweilen die Kleider, auch die Betten und Möbeln sogar. Viele nahmen zu jedem Theile des Körpers, für die Füße, Hände, Wangen, Haare, Augenbraunen und für den Hals eine besondere Salbe. Gelber Puder, Parfümerien, Zahntincturen, Schwärze für die Augenbraunen, Bleiweiß, Karmin und andere Schminken waren den Athenerinnen gar nicht unbekannt. Die Kleinen versorgten sich mit hohen Schuhen, die Häßlichen behängten sich mit Perlenketten, goldnen Ohrgehängen, brillantenen Ringen, von denen sie manchmal alle Finger voll hatten — alles wie bey uns. Und dennoch kamen sie in Athen wenig in Betrachtung, sie bewohnten einen eigenen Theil des Hauses, den kein fremder Mann betreten durfte. An den gesellschaftlichen Freuden der Männer nahmen sie keinen Theil; sie waren immer von Sklavinnen umgeben, und durften ohne diese nicht öffentlich ausgehen. Man heirathete meistens nach Geld, und die Töchter wurden wenig gefragt, wenn die Eltern mit dem Bräutigam einig waren. Die Frauen waren bloß Vorsteherinnen der Wirthschaft und Erzieherinnen der kleinen Kinder, selten Vertraute des Man-

nes, der sein Vergnügen lieber bey Hetären suchte, die er unterhielt, so lange sie ihm gefielen, und dann mit andern vertauschte. Diese Personen machten einen zahlreichen Stand in Athen aus, sie verheiratheten sich nicht, sondern schlossen nur kurze Freundschaftsbündnisse mit jungen Athenern, deren Vermögen sie oft in wenig Jahren rein aussogen. Sie waren im Umgange sehr angenehm, hatten artige musikalische Kenntnisse, und wußten sich sehr reizend zu kleiden. Der Leichtsinn der Griechen hielt den Umgang mit solchen Personen nicht für unanständig, auch war er noch nicht das unnatürlichste, zu dem die Verachtung der Weiber führte.

Außer dieser Klippe geriethen die Jünglinge oft an eine noch gefährlichere, das Spiel, die übermäßigen Wetten, z. B. bey Hahnengefechten, und den Aufwand in Pferden und Hunden. Viele verschwendeten ihr väterliches Erbgut bloß in prächtigen Gespannen, mit denen sie in den Wettrennen um den Preis buhlten, und die Söhne des Perikles sollen so geschickte Kunstreiter gewesen seyn, wie nur irgend die seyn können, die heut zu Tage ihre Künste für Geld sehen lassen.

Fuhrwerke waren lange nicht so häufig als bey uns. Selbst die Vornehmsten gingen zu Fuße, und es war schon ein Beweis von seltner Weichlichkeit, wenn sich Jemand in einem Wagen fahren,

oder in einer Sänfte tragen ließ. Höchstens ließen schwächliche Leute einen Sklaven mit einem zusammengelegten Sessel hinter sich hergehen, um sich auf dem Markte oder sonst wo unter dem Spazierengehen setzen zu können. Die Männer trugen gewöhnlich einen Stock in der Hand, die Frauen einen Sonnenschirm. Nachts ließ man sich von einem Sklaven mit einer Fackel vorleuchten.

Auf den Straßen ging es übrigens in Athen eben so zu, wie bey uns. Die Jungen trieben ihr Wesen, das Volk drängte sich hin und her, Ausrufer schrieen Verordnungen und Anzeigen aus, Bettler hielten die Vorübergehenden an, Reiter, Kärrner, Wasserträger, Handwerker mit ihren Geräthen betölpelten einen nicht selten grob genug, und Taschenspieler, auch Kerle, die abgerichtete Hunde tanzen ließen, stopften zuweilen den Durchgang dergestalt, daß man kaum vorwärts kommen konnte. So bekam Diogenes einmal einen derben Stoß von einem Arbeitsmanne, der einen Balken trug, und ihm nachher erst zurief: Aus dem Wege! welches den Philosophen zu der passenden Frage bewegte: „Willst du mich etwa noch einmal stoßen?“

Es gab in Athen eine Menge von Stadtarmen, denen der Staat täglich aus der öffentlichen Kasse ein Almosen reichte. Begüterte pflegten auch alle Neumonde zur Ehre einer Göttin He-

kate an den sich durchkreuzenden Straßen Mahlzeiten hinzustellen, und dem gemeinen Volke Preis zu geben. Perikles gab einmal allen Bürgern einen öffentlichen Schmaus. Alcibiades übertraf ihn nachher noch darin, und nach einem glänzenden Siege ließ er einmal hundert Ochsen schlachten, und lud das Volk darauf zu Gaste.

Die Straßen und Häuser in Athen waren übrigens lange nicht so schön, als etwa in Berlin oder Potsdam. Die schöne Baukunst zeigte sich nur in Tempeln und Theatern und andern öffentlichen Gebäuden. Die Privathäuser, etwa zehntausend an der Zahl, waren meist unansehnlich, und hatten nur zwey Stockwerke, deren oberes von den Frauen, das untere von den Männern bewohnt ward. Glasfenster hatten die Alten nicht, sie verwahrten die leeren Oeffnungen entweder durch Vorhänge oder durch Jalousien. Die Dächer waren flach, daß man darauf gehen konnte. Viele Häuser hatten hinten einen Garten, viele auch vorne heraus ein kleines umzäuntes Gehöfte, durch dessen mittlern Gang man an die Hausthür gelangte. Man pochte an, und ein Sklave pflegte zu öffnen. Die Straßen waren eng und krumm, wie in allen alten Städten in Griechenland.

Das Innere der Wohnungen kam jedoch dem Aeußern nicht gleich. Vielmehr verwandten die Reichen auf schönen Hausrath unermeßliche Sum-

men. Ihre Zimmer waren gemalt, oder mit Tapeten und Gemälden bekleidet, der Speisesaal war mit einem prächtigen Fußteppiche bedeckt, und die Tische, die niedrigen Speisesophae (Triklinien), auf denen immer je drey Personen liegen konnten, auch die Bettgestelle waren von Cedern-, Citronen- oder Ebenholz, bey manchen gar von ächtem Golde oder Silber, oder mit Elfenbein, Schildkröte u. dergl. ausgelegt, auch mit ganz elfenbeinernen Füßen, welches alles des Abends beim Scheine der Kerzen einen prunkenden Glanz von sich warf. Die Polster und Betten waren mit Daunen ausgestopft, die man häufig aus Sicilien kommen ließ, und statt des Deckbetts bedienten sich die Reichen feiner Purpurdecken, die wegen der Seltenheit der Farbe einzeln wohl mehrere tausend Thaler kosteten. Die Thüren waren mit Vorhängen von den feinsten Zeugen verhängt.

Die Freuden der Tafel wußte man in Athen sehr wohl zu schätzen, doch trieb man die Schwelgerey lange nicht so weit, als in Sicilien und Unteritalien, und späterhin in Rom. Silberne und goldene Geschirre, oft mit Edelsteinen besetzt, prangten auf der Tafel und dem Schenktische, und die Menge und Verschiedenheit der Gerichte verräth eine weit raffinirtere Kochkunst, als bey uns selbst in den vornehmsten Häusern gewöhnlich ist. Bewundernswürdig ist es, welche Menge

von Vögeln und Fischen man für den Gaumen zubereitete, und wie weit man manche Leckerbissen herkommen ließ. Vom Seebläuling aß man nur den Vordertheil, vom Seewolfe und Meeraale nur den Kopf, vom Thunfische die Brust, von der Roche den Rücken, und das Uebrige überließ man den Sklaven. Sardellen aus siedendem Oele sollen trefflich geschmeckt haben. Ueberhaupt benutzten die Athener das schöne reine Baumöl, weswegen Attika noch heut zu Tage berühmt ist, fast zu allen ihren Speisen; man trug auch ganze Oliven in Salzlake auf, die den Appetit reizten. Krebse, Muscheln, Seespinnen und Austern gehörten schon damals zu den Leckereien, und eingesalzene Fische lieferte das schwarze Meer in großer Menge. Die Gartenfrüchte waren in Attika von ganz besonderer Süßigkeit, und die Feigen, die hier wuchsen, wurden getrocknet sogar nach Persien für die Tafel des Großherrn versandt. Das Pfropfen der Bäume war schon bekannt. Man eröffnete die Mahlzeit gewöhnlich mit Eiern und schloß sie mit Obst. Kuchen und Pasteten hatte man von allen Arten. Viele Fische erschienen mit ausgenommenen Gräten auf dem Tische, und dafür gestopft mit allerley künstlichem Füllsel. Unter den vielerley Weinen war der Chier der köstlichste, und die Kunst, ihn zu verfälschen, war den griechischen Weinküfern nicht minder geläufig, als den unsrigen.

Die Griechen saßen nicht zu Tische, sondern lagen, wie noch jetzt die Morgenländer, auf Polstern, und die Tafeln waren niedrig. Jeder Gast hatte einen Sklaven zur Bedienung hinter sich, den er manchmal mit einer Portion zu einem abwesenden Freunde schickte, eine Freiheit, die kein Wirth übel nahm. Bey lustigen Gelagen wählte man durchs Loos einen zum Könige des Schmauses, der alles anordnete, die Gesundheiten ausbrachte, spaßhafte Trinkgesetze vorschrieb, auch wohl einem zu sparsamen Trinker den Wein über den Kopf goß. Die Libationen (Ausgießungen) für die Götter, und das Händewaschen ward auch nicht unterlassen. Fröhliche Gesänge waren die Würze des Mahls; oft ging die Lyra herum, und jeder Gast mußte ein Liedchen vortragen. Hatte man Hetären mit am Tische, so dienten diese zu Flötenspielerinnen und Tänzerinnen, oder Gesellschaftsspiele, witzige Aufgaben ꝛc. erhöhten die Fröhlichkeit.

Narren, die ihren Reichthum zeigen wollten, trieben den Luxus bey Schmausereien oft bis zum Unsinn. So ließ ein junger Mensch, der seinen im Wagenrennen errungenen Sieg durch ein Gastmahl verherrlichen wollte, jedem Gaste beym Eintritte ein Waschbecken mit Wein und köstlichen Salben vorhalten, um sich die Hände darin zu waschen. Damit die Reichen niemals die Langeweile hätten, in ihrem Hause allein zu

essen, so hielt sich jeder eine Gesellschaft beständiger Tischgenossen, die sich zur gehörigen Zeit einstellen, und den Wirth unterhalten mußten. Man nannte diese Menschen Parasiten. Da sich nur arme Wichte zu diesem Geschäfte hergaben, so dienten sie oft dem Wirthe und dessen Freunden zum Ziele ihrer Spöttereien oder witzigen Einfälle, die sie jedoch in Rücksicht auf den köstlichen Freitisch mit tiefster Demuth ertrugen, denn ihr größtes Studium war, sich die hohen Gönner durch Schmeicheleien und durch tausend kleine Aufmerksamkeiten geneigt zu erhalten. Unter den vielen Sklaven, die ein reicher Athener hatte, bekleidete jeder ein eignes Tischamt. Einer besorgte den Aufputz der Tafel, ein anderer die Gefäße, Leuchter rc. Einer kaufte ein, ein andrer war Koch, dieser Kuchenbäcker, jener Vorschneider, der Kellermeister, ein andrer Mundschenk. Außer den vielen Sklaven des Wirths brachte auch noch jeder Geladene einen der seinigen mit, der hinter dessen Polster stehen blieb. Man sahe sehr auf hübsche Sklaven, auch wurden schon die Mohren dazu gebraucht, und theuer bezahlt. Beim Ausgehen ließen die Vornehmen gern ein Paar wohlgekleidete Sklaven, und die Weiber Sklavinnen hinter sich hergehen. Ein Nachtreter dieser Art war nicht theuer, man konnte ihn für zwey Minen (40 Thaler) haben, dagegen ein Sklave, der ein Handwerk oder eine

Kunst verstand, fünf bis sechs Minen (über 100 Thaler) kostete. Dem armen Bürger verrichteten sein Weib und seine Kinder, wie bey uns, die häuslichen Dienste.

Da der Staat jedem großen Manne, der sich um ihn verdient gemacht hatte, ein öffentliches Denkmal setzte, so wetteiferten bald Privatpersonen mit der Staatskasse in der Pracht ihrer Begräbnisse. Man mauerte Gewölbe, errichtete marmorne Säulen, auch Hermen, mit dem Brustbilde des Todten. Die Söhne waren verpflichtet, ihren Eltern ein anständiges Leichenbegängniß und Grabmal zu besorgen, und reiche Frauen verlangten dasselbe von ihren Männern nicht selten auf dem Sterbebette. Es gab Monumente, die zwey Talente (2700 Thaler) gekostet hatten. Man gab den Todten goldenen und und silbernen Schmuck mit, setzte auch wohl die Asche in einer goldenen Urne bey; eine Unschicklichkeit, die oft die Diebe am stärksten fühlten. Ein Athener soll sogar seine Hunde und Hähne mit Pracht bestattet, Gastmähler ihrentwegen angestellt, und ihnen Denkmäler mit Inschriften gesetzt haben.

Seitdem Alcibiades mit seinen purpurnen Segeln und seinem Schilde von Elfenbein und Gold ein Beispiel von Luxus im Kriege gegeben hatte, ahmten ihm auch hierin die reichen Prasser nach. Die Betten auf den Schiffen hingen

in Gurten, ja man brachte auf den Schiffen selbst warme Bäder an, und manche Feldherren führten eine Menge von Flötenspielern, Harfenschlägern und Hetären mit sich.

Viele Herren und Damen hielten sich zum Zeitvertreibe allerley niedliche Thiere, Hunde, Affen, sicilische Tauben, Fasanen und Pfauen. Mit den Letztern machten gewöhnlich die Liebhaber ihren Gebieterinnen ein Geschenk, sie waren aber so theuer, daß man für den Preis eines Pfauen eine Statue hätte kaufen können.

Mancher Uebermuth dieser Art bezahlte sich freilich, wie auch wohl bey uns, mit einem schimpflichen Ende. Man sah reiche Schwelger, wenn sie nichts mehr hatten, freiwillig den Giftbecher ergreifen, und Kallias, der reichste Athener seiner Zeit, behielt, nachdem er sein ungeheures Vermögen mit Parasiten und Hetären verpraßt hatte, zuletzt nichts als eine alte treue Sklavin übrig, mit der er den Rest seines Lebens in Dürftigkeit und Verachtung hinbrachte.

Welch ein wunderbares Gemisch war also dieses athenische Volk! Die strengste Tugend und das ausschweifendste Laster wohnten in denselben Mauern beisammen. Alle kamen in dem äußern Scheine der geschliffensten Kultur überein, und waren darin die Muster ihrer roheren Nachbarn. Der Umgangston der gebildeten Athener war so fein, witzig und geistreich, daß die attische Fein-

heit noch jetzt zum Sprichworte dient, und es ist fast kein einziger Grieche von Bedeutung, von dem wir nicht noch jetzt einige witzige Antworten und treffende Einfälle wüßten. Auch der äußere Anstand und die Tragung des Körpers kündigte den gebildeten Mann an. Am unrhythmischen (taktlosen) Gange erkennt man die Sklaven, sagt ein alter Schriftsteller. Ein neuerer würde sich bedenken, darauf nachzusagen.

65.

Athenische Erziehung.

Es war eine alte Sitte in Athen, vor einem Hause, in welchem ein Knabe geboren war, einen Kranz von Oelzweigen, und war es ein Mägdlein, ein wollenes Band aufzuhängen. Der Oelzweig sollte ein Sinnbild männlicher Ackerbeschäftigung seyn, und der Stadt die Geburt eines neuen Bürgers verkündigen. Da in Athen ein Bürger das Recht über Leben und Tod seiner Kinder hatte, so wurde jedes neugeborne Kind dem Vater zu Füßen gelegt. Dadurch, daß er es aufhob, verpflichtete er sich erst stillschweigend zu dessen Erziehung. Ließ er es liegen, so ward es entweder getödtet oder ausgesetzt; ein Schicksal, das besonders die Töchter und fast alle un-

eheliche Kinder hatten, jene, weil selbst reichere Väter ihren Söhnen das Vermögen ungern zu sehr verſplittern mochten, diese, weil sich selten ein Ernährer und Erzieher für sie fand. Die Gesetze schwiegen zu dieser grausamen Sitte, und selbst das moralische Gefühl fand nichts anstößiges darin. Von den unehelichen Kindern sagt sogar der große Plato in seiner Republik, die Aussetzung sey das bequemste Mittel, diejenigen wieder zu vertilgen, die niemals hätten da seyn sollen.

Hob der Vater das Kind auf, so ward es lauwarm gebadet, und, wenn die Mutter es nicht selbst säugen wollte, einer Amme übergeben. Taufen war unbekannt; dagegen gab der Vater am siebenten oder zehnten Tage nach der Geburt den sämmtlichen Verwandten einen Opferschmaus, bey welchem das Kind einen Namen erhielt, nur einen einzigen, und selten so, wie der Vater hieß, denn Familiennamen hatten die Griechen gar nicht. Einige Tage darauf weihte man es in die eleusinischen Geheimnisse ein, wovon man sich einen religiösen Einfluß selbst nach dem Tode versprach. Sorgfältige Eltern ließen mit Recht die Erziehung schon mit dem ersten Lebensmonate angehen, doch hielt man die Kinder bis zum sechsten Jahre noch zu keiner anstrengenden Beschäftigung an. Um diese Zeit etwa wurden sie in eine der Bürgerzünfte oder Klassen eingeschrie-

ben, und jetzt begann auch die eigentliche Unterweisung. Ein treuer und verständiger Sklave ward dem kleinen Knaben zum Hofmeister gegeben. Dieser führte ihn in eine öffentliche Schule, wo Grammatik und Musik (im weitesten Verstande) nach ihren Anfangsgründen getrieben wurden. Hier lernte er die Buchstaben kennen, und mit einem Stifte zierlich nachbilden. Das Lesen kostete weit mehr Mühe, als bey uns, denn es gehörte eine eigene Musik zu der Aussprache gewisser Sylben, und die alten Sprachen hatten so viel Gesangartiges, daß man den Schülern die Buchstaben mit Accenten bezeichnen mußte, um sie auf den hohen oder niedern Ton, mit dem sie ausgesprochen wurden, aufmerksam zu machen. Unsere Gelehrten können daher das Griechische nicht mehr nach alter Art lesen; wir haben wohl die Accente noch, wissen aber nicht mehr, wie sie in der Aussprache geklungen haben.

Um das Gedächtniß zu üben, lernten die Knaben früh eine Auswahl von passenden Stellen aus griechischen Dichtern auswendig; manche konnten den ganzen Homer hersagen. Fremde Sprachen studirten sie nicht, aber dafür desto gründlicher ihre Muttersprache. Um die Stimme auch durch den Gesang zu bilden, lernte der Knabe früh ein Saiteninstrument. Abwechselnd mit diesen Lectionen ging sein Hofmeister mit ihm in ein Gymnasium, um seinen Körper zu üben.

Gym-

Gymnasium bedeutet eigentlich einen Ort, wo man nackt erscheint, um sich in körperlichen Geschicklichkeiten zu üben; wobey also nicht an gelehrte Schulen gedacht werden darf. Solcher Anstalten gab es drey in Athen, die Akademia, das Lyceum und der Kynosarges. Es waren weitläuftige Gebäude, von Gärten und einem heiligen Haine umschlossen. Zuerst trat man in einen viereckten Hof, der mit Hallen und Gebäuden umringt war. An drey Seiten derselben waren große, mit Sitzen versehene Säle, wo die Philosophen, die Redner und die Sophisten ihre Schüler versammelten, und an der vierten waren Gemächer für die Bäder und für die übrigen Bedürfnisse des Gymnasiums angebracht. Die Hallen waren so angelegt, daß man in einigen im Winter geschirmt vor dem Nordwind und Regen, und im Sommer vor den Sonnenstralen darin spazieren konnte. Aus dem ersten Hofe kam man in einen zweiten, der gleichfalls mit Hallen eingeschlossen war, und wo sich die Zöglinge (vom siebenten Jahre an) im Ringen, Werfen, Springen, Laufen im tiefen Sande u. s. w. übten. Eine Magistratsperson und mehrere andere vom Areopagus gewählte Männer hatten die Aufsicht über diese öffentlichen Uebungen; sie gaben Acht, daß dabey nichts Unrechtes, Unsittliches oder der Gesundheit Nachtheiliges vorfiel, hielten während der Uebungen alle er-

wachsene Zuschauer entfernt, und sorgten für das Oel, womit die jungen Kämpfer sich bestrichen. Aehnliche Anstalten wie die Gymnasien waren die, welche man Palästren nannte, nur daß diese zu Uebungsplätzen für Erwachsene und für Fechter (Athleten) von Profession bestimmt waren.

Man gewöhnte die Knaben, jede Witterung zu ertragen, lehrte sie mit Pferden umgehn, schwimmen, tanzen; späterhin fügte man auch noch das Zeichnen hinzu. Wuchs das Kind zum Jünglinge heran, so gab man ihm Lehrer in allen nützlichen Wissenschaften, wozu oft die größten Philosophen genommen und theuer bezahlt wurden. Geometrie, Logik, Beredsamkeit, Sittenlehre, bürgerliches Recht, Staatskunst und Geschichte machten nun die Studien des Jünglings aus. Vor allen Dingen übte er sich im Reden, weil man ohne diese Kunst im Alterthume durchaus nicht sein Glück machen konnte. Beiläufig machte er dann wohl einmal ein Pferderennen mit, und suchte den Preis zu erhalten, oder er zeigte sein Talent und seinen Anstand in öffentlichen Musik- und Tanzchören an großen Festen. Im achtzehnten Jahre ward er zum Kriegsdienste eingeschrieben, wozu er in einer Kapelle zwischen heiligen Altären geloben mußte, die Waffen des Staats nicht zu beschimpfen, seinen Posten nicht zu verlassen, und, wenn es seyn müß-

te, für das Vaterland zu sterben. Nach dem zwanzigsten Jahre erhielt er unter ähnlichen Ceremonien die Erlaubniß, den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen und sich um eine Stelle im Staate zu bewerben. Nun konnte er auch sein Vermögen selbst verwalten, im Falle sein Vater schon gestorben war.

Da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so gab es der Bücher bey weitem nicht so viele als bey uns, und die Schriften der Weisen, die Werke der Dichter, die Reden und Geschichtbücher, welche von Griechen niedergeschrieben wurden, konnten nicht anders als durch Abschriften vervielfältigt werden, die denn freilich sehr theuer, und doch an manchen Stellen unrichtig seyn mußten. Man schrieb auf lange Rollen von Papier, das aus der Papyrusstaude gemacht war. Diese Rollen beschrieb man nur auf der innern Seite, und heftete an dem einen Ende ein Zettelchen an, auf dem der Titel des Buches stand. Das Lesen war also sehr beschwerlich, indem man das Papier wie ein Stück Tuch von vielen Ellen abwickeln mußte, und ein Buch, welches jetzt bequem in die Tasche gesteckt werden kann, bestand damals aus einem Haufen Rollen, an denen ein Paar Sklaven zu tragen hatten. Es mußte schon ein reicher Mann seyn, der dreißig bis vierzig Bücher in seiner Bibliothek haben konnte, und Platon bezahlte einmal

100 Minen (über 2000 Thaler) für drey kleine Abhandlungen eines sicilischen Philosophen.

Aus diesen Gründen bildete sich die griechische Jugend lieber durch den mündlichen Unterricht der Philosophen, als aus Büchern, und sie hatte große Vortheile davon. Denn seitdem wir soviel schreiben und lesen, haben wir gegen die Alten an Gedächtniß, Schnelligkeit des Denkens und an Beredsamkeit unendlich verloren. *)

Also nichts von gelehrten Schulen und Universitäten, nichts von fremden Sprachen, nichts von theologischen, juristischen oder medicinischen Facultäten in Griechenland. Der erste große Arzt lebte zu Platons Zeiten. Er hieß Hippokrates, war Philosoph und Naturforscher, und hatte sich theils durch fleißige Beobachtung des menschlichen Körpers, theils durch eine Menge Täfelchen gebildet, welche Genesene in den Tempeln aufgehängt, und auf denen sie ihre überstandene Krankheit und die dabey gebrauchten Mittel aufgezeichnet hatten. Er hat treffliche Werke geschrieben. Das gemeine Volk behalf sich, wie bey uns, mit Hausmitteln oder abergläubischen Alfanzereien, wie denn überhaupt der Aberglaube unter dem griechischen Pöbel, beson-

*) Darüber klagt schon Cäsar B. G. VI. 14. Plerisque accidit, ut praesidio literarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant.

ders unter den Weibern, unglaublich groß war. Sie zauberten um Mitternacht, auf Gräbern und auf Scheidewegen, troß unsern Hexen, und hatten so vielerley Ahndungen, als nur irgend ein altes Weib bey uns haben kann. Das Ohrenklingen und das Niesen hatte schon damals seine absonderlichen Bedeutungen, und die Mondsviertel kamen bey allen Beschäftigungen in weise Betrachtung. An Propheten und Wahrsagerinnen fehlte es nie, und die unsinnigsten Vorstellungen von den Göttern wurden von dem Pöbel eben so hartnäckig geglaubt und vertheidigt, als manche Mährchen im Koran von den Türken. Daher auch die griechischen Philosophen und andere aufgeklärte Männer ihre vernünftigen Vorstellungen von Gott vor dem Pöbel sorgfältig verbergen mußten. Ja einige, die man wirklich als Neuerer anklagte, konnten nur durch eine schnelle Flucht ihr Leben retten.

Noch ist bemerkenswerth, daß grobe Verbrechen, von Kindern ausgeübt, mit allen darauf stehenden Staatsstrafen belegt wurden. Ja wenn wir dem Römer Quintilian trauen dürfen, so hat der Areopagus sogar einmal einen Knaben zum Tode verurtheilt, der sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Wachteln die Augen auszustechen, weil doch von einem Menschen nichts Gutes zu hoffen sey, der schon in zarter

Jugend einen so grausamen Muthwillen blik-
ken lasse.

66.

Verfolg der griechischen Geschichte.

(403 — 387.)

Es ist nun Zeit, in die Geschichte der Griechen wieder einzulenken, doch soll das Folgende nur kurz zusammen gezogen werden. Wir haben Athen zwar frey, doch ohnmächtig verlassen; Sparta herrschend, doch mit persischer Unterstüzzung. Der Druck dieser neuen Herrschaft ward in Jahresfrist allen griechischen Städten so lästig, daß sie sich das vorige athenische Joch sehnsuchtsvoll zurückwünschten. Mit Lacedämon selbst ging jezt eine große Veränderung vor. Die Reichthümer, welche die Heere aus Persien mitbrachten, und der Luxus, an den sie sich in Asien gewöhnt, tilgte die alte Einfachheit und Nüchternheit aus dem spartanischen Nationalcharakter zusehends, und da dies Volk vom Luxus ohne die Begleitung der Künste überrascht ward, so wurde es in seiner Entartung viel widerlicher als die doch immer noch feinfühlenden Athener.

Seit dem Ende des peloponnesischen Krieges saß Artaxerxes Mnemon auf dem persischen

Thron. Gegen ihn eröffnete sein Bruder Cyrus der jüngere einen Bürgerkrieg, und verlangte dazu von seinen Freunden, den Spartanern, Beistand. Sie schickten ihm 10,000 Mann unter den Befehlen eines gewissen Klearch. Diese dringen tief in Mesopotamien ein, aber Cyrus fällt in der ersten Schlacht gegen seinen Bruder bey Kunaxa, die Anführer seines griechischen Hülfsheers werden listig ins persische Lager gelockt und treulos hingerichtet, und von dem noch unbesiegten Heere verlangt der König, daß es die Waffen strecke. In dieser Noth tritt der oftererwähnte Athener Xenophon, der nur als Freiwilliger mitgegangen war, hervor, und ermahnt seine Landsleute, ihrer Tapferkeit mehr als einem treulosen Feinde zu vertrauen, einen Feldherrn zu erwählen, und den Rückzug nach Griechenland zu wagen. Alle stimmen ihm bey; er selbst wird zum Führer erwählt, und er rechtfertigte ihr Zutrauen so schön, daß er die noch übrigen 8000 Mann mitten aus dem fremden, fernen Lande, einen Weg von mehr als 400 deutschen Meilen, immer von dem Feinde verfolgt, unter unzähligen Schwierigkeiten und Abentheuern glücklich nach Hause brachte. (400 v. Chr.)

Aus Rache über den dem Cyrus geleisteten Beistand fiel nun Artaxerxes und sein Statthalter Tissaphernes über die Spartaner her, und

so hatten die Griechen also wieder einen neuen Perserkrieg. Dieser ward zunächst in Asien geführt. Da erwarben sich nun zwar die spartanischen Feldherren Thimbron, Derkylliades und Agesilaos (-) Ruhm, aber während sie dort fechten, wiegeln die Perser durch Bestechung die Thebaner, Lokrer und Korinther gegen Sparta auf, Agesilaus muß mitten im Lauf seiner Siege nach Europa zurückgerufen werden, es entsteht wieder ein innerer Krieg in Griechenland (394 v. Chr.), Agesilaus schlägt zwar die Empörer, aber dafür wird auch unterdessen die spartanische Flotte von der phönicisch-persischen unter dem jetzt in persischem Solde stehenden Konon geschlagen. Dieser wackere Mann benutzt sein Ansehen bey den Persern, um seinem Vaterlande wieder aufzuhelfen. Er stellt dem Satrapen Pharnabazus vor, wie man den Spartanern keinen empfindlichern Streich versetzen könne, als wenn man die zerstörten Mauern von Athen und dem Piräus wieder aufbaue. Der Satrap giebt ihm Geld dazu, er segelt eiligst hinüber, wird von den Athenern mit Jauchzen aufgenommen, und stellt mit Hülfe seiner ganzen Schiffsmannschaft die zerstörten Mauern in großer Geschwindigkeit wieder her. Jetzt fallen auch die asiatischen Städte und die Inseln alle wieder von Sparta ab, und begeben sich unter athenischen Schutz. Athen sammelt sich allmälig

wieder eine Flotte, es hat wieder große Staatsmänner und Feldherren, einen Chabrias, Timotheus, und strebt mit schnellen Schritten dem Principat entgegen. Sparta sieht nur in einer Aussöhnung mit Persien seine Rettung, darum unterhandelt es einen Frieden aus aller Macht, und endlich schließt der Spartaner Antalcidas (ᵘ) 387 v. Chr. diesen Frieden wirklich ab, aber zur ewigen Schande des spartanischen Namens. Die Bedingungen waren nämlich die, daß alle asiatische Griechen dem persischen Scepter unterworfen seyn, die europäischen Griechen aber, jeder Staat für sich, nach eigenen Gesetzen leben sollte, wofür sich der König von Persien verbürgte. So opferte Sparta aus Neid gegen Athen die Freiheit aller Griechen den Barbaren auf, und das ohne eine Niederlage, ohne daß die Perser einen Fuß nach Europa gesetzt hatten. Vergebens waren nun Miltiades, Leonidas, Themistokles, Cimon, so tapfer gewesen, und alles seit hundert Jahren für die Freiheit der ionischen Griechen hingeopferte Blut war umsonst geflossen.

67.

Thebens Principat.

(387—363.)

Eine schöne Blüte sollte indeß der griechische Stamm noch treiben, und an einem bisher nur verachteten Orte. Indem nämlich der größte Theil von Griechenland und selbst Athen den schimpflichen antalcidischen Frieden, obwohl mit Zähneknirschen, annahm, widersetzte sich das einzige Theben, und trotzte jeder Drohung. Vergebens schickten die Spartaner eine Schaar hinauf, die Stadt zu überrumpeln, den Magistrat abzusetzen und die Burg (Kadmea) einzunehmen; die Thebaner schlagen sie wieder hinaus, gehen den Feinden zum offenen Kampf entgegen, vereinigen die Nachbarn mit sich, und stehen in kurzem an der Spitze von Griechenland.

Wir wissen schon, daß das Schicksal, um ein Volk emporzuheben, ihm nur einen einzigen Mann geben darf, dem die übrigen alle vertrauen. Ein solcher war jetzt den Thebanern geschenkt. Epaminondas ist sein Name. Er stammte aus einer edlen aber verarmten Familie, die jedoch seine Erziehung keinesweges vernachlässigte. Die erste Eroberung, die er schon als Knabe machte, war ein Freund, dessen Charak-

ter in so glücklichem Verhältnisse zu dem seinigen stand, daß sie beide bis an ihren Tod unzertrennliche Gefährten blieben. Er hieß Pelopidas (*). Beide waren Enthusiasten für den Ruhm; Pelopidas für den kriegerischen allein, Epaminondas auch für den höheren des Weisen und des Menschen. Willig beugte sich der erstere vor der Klarheit und Ruhe seines größern Freundes, und sobald er Herr seines Vermögens geworden war, bot er dem ärmern eine brüderliche Theilung an, aber Epaminondas lehnte das edelmüthige Anerbieten ab. Nun strebte er diesem in seiner Bedürfnißlosigkeit ähnlich zu werden, er lernte von ihm Entsagung und Abhärtung, und verschmähte stolz die Genüsse, die sein Vermögen ihm hätte gewähren können. Ihre Jugend fiel in die blutige Zeit des peloponnesischen Krieges, und hier versuchten beide Freunde ihre ersten Kräfte, indem ihre Landsleute als Bundesgenossen der Spartaner einer Schlacht gegen die Arkadier beiwohnten. In dieser ihrer ersten Schlacht floh alles um sie herum, selbst die Spartaner wurden zurückgeschlagen, nur diese beiden Jünglinge widerstrebten dem Andrange mit zusammengehaltenen Schilden, hinter denen sie wie hinter einer Mauer fochten. Endlich fiel mit sieben Wunden der edle Pelopidas. Rasch trat Epaminondas vor ihn hin, und wehrte allein mit Löwenmuth die Schaar der Feinde von

sich und dem Gefallenen ab, bis ein Lanzenstich in die Brust und ein Hieb in den Arm auch ihm die Kräfte raubte. Zum Glück sprengte in diesem Augenblicke der König Agis mit Gefolge herbey, und rettete ihn und den Pelopidas, dessen Wunden zwar schwer, doch nicht tödtlich waren. Der Spartanerkönig wußte nicht, daß er durch diese Rettung gerade die zwey Männer erhielt, denen einst Spartas Demüthigung vom Schicksale aufbehalten war.

Nach geleisteten Kriegsdiensten kehrten beide Jünglinge wieder in ihr Vaterland zurück. Pelopidas versäumte keinen Tag die Leibesübungen in der Palästra, und vertauschte sie nur mit der Jagd, seiner Lieblingsbeschäftigung. Epaminondas, der mehr vom attischen Geiste besaß, trieb außer den gymnastischen Uebungen auch noch alle diejenigen, durch welche der Verstand aufgeklärt und das Herz veredelt wird. Er studirte mit ungemeinem Fleiße die Beredsamkeit und die Staatskunst, unterrichtete sich aus den Werken der Dichter, Geschichtschreiber und Weisen, und nahm, ungeachtet seiner Armuth, den Pythagoräer Lysis in sein Haus, um von ihm die Grundsätze der Tugend und Weisheit zu lernen. Auch aus der äußern Anmuth und Gefälligkeit des Umgangs machte er sich ein eignes Studium; er hatte es weit gebracht in der Musik, und war ein eben so liebenswürdiger Gesellschafter bey ei-

nem fröhlichen Mahle, als er auf dem Kampfplatze ein tapfrer Streiter war. Denn er hatte sich aus den Beispielen großer Männer ein schönes Ideal von männlicher Tugend gebildet, welches er so glücklich zu erreichen strebte, daß von ihm auch nicht ein einziger unedler Zug auf die Nachwelt gekommen ist.

Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Verachtung jedes irdischen Gutes hielt er als ein ächter Pythagoräer für die ersten Tugenden eines Mannes. Alle Versuche, ihn zu bestechen, wies er als Unmöglichkeiten ab. Einem persischen Gesandten, der mit Säcken Goldes zu ihm kam, sagte er: „Mein Freund, wenn deines Königs Absichten meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es seiner Geschenke nicht; sind sie es aber nicht, so wird alles Gold seines Reiches mich nicht zum Verräther an meiner Pflicht machen. Du hast von meinem Herzen nach dem deinigen geurtheilt: das verzeihe ich dir. Aber verlaß sogleich diese Stadt, damit du nicht die Einwohner verführest." — Als er in der Folge das Heer kommandirte, erfuhr er, daß sein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freiheit gegeben habe. „Gib mir meinen Schild zurück, sagte er zu ihm. Seitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannst du nicht ferner in Gefahren mein Begleiter seyn."

Ein thessalischer Fürst wollte ihn durch ein

Geschenk von 50 Goldstücken zu einem ungerechten Bündnisse bewegen. Epaminondas wies das Geld verächtlich von sich, ungeachtet er gleich darauf zur Anschaffung eines Feldgeräths 50 Drachmen (etwa 10 Thaler) von einem Freunde borgen mußte. Denn seine Armuth war wirklich so groß, daß er nur einen Mantel hatte. Man fragte ihn einmal, warum er seit einigen Tagen nicht ausgegangen sey? „Mein Mantel ist eben in der Wäsche," antwortete er.

In der Bescheidenheit hat Epaminondas die größten der bisher geschilderten Griechen übertroffen. Er hat sich nie von selbst um eine Stelle beworben, und er war schon vierzig Jahre alt, als seine Mitbürger ihn zuerst zu einem öffentlichen Geschäfte gebrauchten.

68.

Die Verschwörung des Pelopidas.

(v. Chr. 378.)

Pelopidas eröffnete die Reihe der heldenmüthigen Thaten durch die Befreiung seiner Vaterstadt von der spartanischen Besatzung und von den aristokratischen Beherrschern, welche dieselbe eingesetzt hatte. Auch in Theben, wie in allen

griechischen Republiken gab es nämlich eine Adels- und eine Volksparten. Die letztere war, wie überall, von den Spartanern unterdrückt worden, und 400 ihrer unternehmendsten Mitglieder hatten die Stadt verlassen müssen. Seitdem erhielt die spartanische Besatzung über 4 Jahre lang in Theben eine erzwungene Ruhe. Die Häupter der neuen Oligarchie waren Archias, Philippus, Leontides (*) und Hypates (**).

Die 400 Verbannten, unter denen auch Pelopidas war, hatten fast alle in Athen Schutz gefunden. Sparta verlangte zwar durch eine eigene Gesandtschaft von den Athenern, sie sollten diese Flüchtlinge nicht bey sich dulden, allein Athen achtete auf dies Begehren nicht. Epaminondas war in Theben geblieben, denn von seiner Armuth und philosophischen Stille fürchtete man keine Gefahr. Er ermunterte indessen die thebanischen Jünglinge in der Palästra häufig, mit den Spartanern zu ringen, und da sie oft in solchen Uebungen den Sieg erhielten, gewöhnten sie sich, diese allgefürchteten Krieger für ganz gewöhnliche Menschen anzusehen, und das war eben des Epaminondas Absicht gewesen. Außerdem unterhielt er stets mit den Besten im Volke, so wie mit den Verbannten in Athen, eine geheime Verbindung.

Pelopidas hatte zuletzt keine Ruhe mehr. Ihm kochte das Herz, er fühlte sich berufen, der

Thrasybul seiner Vaterstadt zu werden. Auch schienen die Aristokraten sehr ernstlich seine und seiner Freunde Wiederkehr zu fürchten, denn sie sandten sogar Meuchelmörder nach Athen, unter deren Streichen jedoch nur einer der Verbannten fiel. Pelopidas leitete eine förmliche Verschwörung ein, und ließ seine Vertrauten in Theben den Tag wissen, an welchem er erscheinen, und die Oligarchen ermorden wollte. Alles wird verabredet. Philidas, einer der Verschwornen in Theben, soll die beiden vornehmsten, Archias und Philippos, auf einen Nachtschmaus zu sich bitten. In Charons Hause sollen die Verbündeten sich versammeln. Pelopidas wird mit elf Gefährten am nächsten Abende daselbst erwartet.

Beinahe hätte eine einzige Memme unter den Verschwornen den ganzen Plan vereitelt. Der Mann hatte so ein Herzklopfen, als er aus der Versammlung kam, er konnte gar nicht einschlafen. Noch in der Nacht wollte er einen verschwiegenen Mann dem Pelopidas entgegenschikken, und ihm sagen lassen, er möchte wieder umkehren, und die verwegene That ein andermal versuchen. Zum Glück kann sein Diener den Zügel nicht finden. Er ruft die Frau. Der Zügel ist verliehen. Es entsteht ein Gezänk, darüber vergeht die Zeit, und das Pferd bleibt im Stalle.

Unter-

Unterdessen hatten sich die zwölf Verschwor=nen am frühen Morgen von Athen aufgemacht, und sahen schon bey Sonnenuntergang die Zin=nen Thebens vor sich liegen. Als Bauern ver=kleidet, mit Hunden und Jägergeräthe versehen, hofften sie die Begegnenden leichter zu täuschen. Sie kamen in der Dämmerung durch verschie=dene Thore zur Stadt hinein, und gingen ein=zeln in Charons Haus. Hier harren schon die Brüder; es liegen Waffen bereit; Archias und Philippus, heißt es, hätten die Einladung ange=nommen, und schmauseten in guter Ruhe beim Philidas. Man rüstet sich zur blutigen That, — da klopft es an die Hausthür. Ein Gerichtsdie=ner ist es, der den Charon zum ersten Magistrat ruft. Die Verschwornen erblassen. Die Ver=muthungen theilen sich, doch kommen Alle über=ein, Charon müsse hingehen. Er zwingt sich zur Fassung, und folgt dem Diener in Philidas Haus. Philidas kommt mit dem Archias her=aus. „Mir ist so eben angezeigt, sagt Archias, Verschworne seyen heut hereingekommen, und du wissest auch davon." — Da Charon merkt, daß jener nichts Gewisses weiß, so beruhigt er ihn bald, und verspricht ihm, genau nachzufor=schen. Philidas lobt mit verstellter Aufrichtigkeit den Eifer Charons, und führt den Archias wie=der zum Gastmahle zurück, wo er keinen Wein

spart, um alle Gedanken an seine Würde so schnell als möglich in seinem Haupte zu ertränken.

Gleich darauf kommt ein Eilbote von dem Oberpriester zu Athen, mit einem Briefe an den Oligarchen, in welchem der ganze Plan der Verschwörung offenbart ist. Der trunkene Archias lächelt und nickt mit dem Kopfe. „Es sind Sachen von Wichtigkeit, schreit der Bote; du sollst den Brief sogleich erbrechen.“ „Ey, antwortet jener, wichtige Dinge müssen bis morgen verschoben werden!“ — „Recht, recht! schreit Philidas, jetzt ist es Zeit zu trinken und zu jubeln! ich habe auch Tänzerinnen bestellt, sie werden gleich erscheinen.

Die Tänzerinnen erschienen nur zu bald; es waren zwey der Verschwornen, welche Weibergewänder über die Harnische gezogen, und Tannenzweige um die Schläfe gewunden hatten, um sich unkenntlich zu machen. Sie treten herein, sehen sich um, und als sie ihre Opfer erkannt haben, stürzen sie auf Archias und Philippus los, die sie im Nu durchbohren. Philidas beruhigt die übrigen vor Schrecken halb todten Gäste, und die Mörder verschwinden eben so plötzlich, als sie gekommen sind.

Pelopidas und Kephisodoros hatten unterdessen die schwerere Rolle übernommen, den Leontides, einen starken, beherzten Mann, in seiner Wohnung aufzusuchen. Sie pochten an

das stille Häuschen, in welchem schon alles zur Ruhe war. Endlich öffnet ein Sklave, der sogleich gepackt und durchbohrt wird. Das Geräusch erweckt den Hausherrn selbst, er steht hastig auf, zündet die Lampen an, und eilt mit dem Schwerdte an die Thür. Hier stößt Kephisodor auf ihn, und wird auch in eben dem Augenblicke niedergeworfen. Pelopidas hat nun einen schweren Stand, die Enge der Thür und der im Wege liegende Sterbende hindern das Fechten; er drängt sich dennoch wüthend auf den Gegner, und stößt ihn endlich nach langem Gefechte glücklich zu Boden. Von hieraus eilt er zu dem letzten Schlachtopfer, Hypates, welcher in der Flucht seine Rettung sucht, aber bald eingeholt und von hinten niedergehauen wird.

So war in wenigen Minuten die Stadt von ihren verhaßten Häuptern befreit, noch ehe die Bürger selber wußten, was geschehen war. Zwar hatte das Getümmel manchen Nachbar aufgeweckt, hie und da stand einer auf, und zündete Licht an; aber aus Furcht wagte niemand sich bey Nacht aus dem Hause, sondern man wartete ängstlich den Anbruch des Tages ab. Selbst die 1500 Spartaner in der Burg regten sich nicht, da sie nicht wußten, was eigentlich vorgegangen sey.

Die zurückgebliebenen Verschwornen in Charons Hause hatten indeß nicht ohne Bangigkeit

auf den Ausgang der Unternehmung des Pelopidas und seiner Gefährten geharrt. Endlich kamen die drey zurück, und ihre blutigen Schwerdter verriethen schon, daß alles gelungen sey. Ein gedämpftes Freudengemurmel ertönte; viele Bürger wurden heimlich geweckt, und am Morgen erschien der Rest der Verwiesenen aus Athen an den Thoren von Theben. Es füllt sich der Markt, ungewisse Gerüchte summen durch die Menge; da erscheint ein Haufe Bewaffneter, die edelsten Männer an der Spitze, und begleitet von Priestern, die man vorher sorgfältig ins Interesse gezogen hatte. Es wird ein feierliches Opfer angestellt, und nun führt Epaminondas den Pelopidas mit einer schönen Rede vor das Volk, stellt ihn als den preiswürdigen Befreier des Vaterlandes vor, und macht Allen die Begebenheiten der verwichenen Nacht bekannt. Die Priester halten Friedenskränze in die Höhe, und ein allgemeines Freudengeschrey verkündigt, wie sehr das ganze Volk die Revolution billige.

Aber noch war das Werk nicht vollendet, so lange die Spartaner noch die Burg behaupteten. Pelopidas belagert sie sogleich; sie kapituliren und erhalten freien Abzug. Nun wird eine neue Regierungsform eingerichtet, an deren Spitze drey jährlich wechselnde Vorsteher standen, die man Böotarchen nannte. Es versteht sich, daß Pelopidas die erste dieser Stellen erhielt.

69.

Revolutionskrieg der Thebaner.

(376 v. Chr.)

In der Rathsversammlung zu Sparta wurde die Nachricht von dem Abzuge der Besatzung mit Unwillen aufgenommen, ja man verurtheilte sogar diejenigen Anführer derselben, die zuerst dazu gerathen hatten, zum Tode. Ein anderes, stärkeres Heer ward zugleich bestimmt, die Demokraten in Theben nachdrücklich zu bestrafen.

Pelopidas suchte jetzt vor allen Dingen die Athener für sich zu gewinnen. Auf sein Anstiften beredet ein reicher Kaufmann den Sphodrias, einen lacedämonischen Hauptmann, der in der Nähe von Attika stand, den Hafen Piräus unvermuthet zu überfallen und zu besetzen, um so die Athener wieder wehrlos zu machen. Sphodrias, durch die Bestechung verblendet, folgt der Schlinge, und macht sich lächerlich. Die Athener beschweren sich über den hämischen Friedensbruch, und vereinigen ihre Waffen mit den Thebern.

Pelopidas that Wunder mit seinen kleinen Schaaren. Er vermied anfangs ein allgemeines Treffen, um seine Soldaten allmälig an das Fechten mit den Spartanern zu gewöhnen, und sein Muth und seine Geistesgegenwart befeuerte

sie wunderbar. Einmal stießen sie auf eine starke feindliche Partey, die unvermuthet aus einem Hohlwege hervor kam. „Ach! rief einer erschrokken, wir sind den Feinden in die Hände gefallen!“ — „Warum sagst du nicht: sie uns?“ rief Pelopidas. „Auf und angegriffen!“ — Wie ein Sturm rauschten die Theber dahin, die Feinde wurden gänzlich geschlagen, ihre Anführer getödtet, und Pelopidas errichtete fröhlich auf dem Platze eine Trophäe.

70.

Die Schlacht bey Leuktra.

(v. Chr. 371.)

Nach mehreren in kriegerischen Unruhen verflossenen Jahren bot endlich Sparta unter persischer Vermittelung Frieden an, und eröffnete einen Kongreß, auf dem sich alle Staaten sehr willig finden ließen, weil jetzt schon wieder Thebens Glück ihren Neid erregt hatte. Von Seiten dieser letztern Republik ward Epaminondas abgesandt, ein Mann von damals noch ganz unbekanntem Namen, denn diese Gesandtschaft war sein erstes öffentliches Geschäft. Aber gleich die Rede, mit welcher er auftrat, erregte allgemei-

ne Verwunderung. Die Spartaner hatten verlangt, daß alle Städte Griechenlands frey für sich seyn sollten, und doch wollten sie die Herrschaft über die Städte und Dorfschaften in Lakonien und Messenien nicht aufgeben. Mit Recht also stritt auch Epaminondas für aller böotischen Städte Abhängigkeit von Theben. König Agesilaus sagte endlich hitzig: „sprich, ob die böotischen Städte frey seyn sollen!" — „Wenn die lakonischen es seyn werden," antwortete Epaminondas kühn. Auf diese Worte löschte Agesilaus den Namen der Thebaner aus dem Friedensvertrage, und die Versammlung ging auseinander.

Nicht lange nachher erschien der Mitkönig des Agesilaus, Kleombrotos, (-) mit 10000 Spartanern zu Fuß und 1000 Reitern in Böotien. Die Theber konnten ihm nur 6000 Mann und einige Pferde entgegenstellen, aber Epaminondas, in diesem Jahre Böotarch, stand an ihrer Spitze, und Pelopidas diente unter ihm. Nie hat man zwey große Feldherren so einig neben einander gesehen.

Bey Leuktra, einem Flecken in Böotien, trafen die Heere auf einander. Mit bewundernswürdiger Einsicht ordnete Epaminondas den Plan des Treffens, und vergebens kämpften die Spartaner mit ihrer blinden Tapferkeit gegen den Muth und die Geschicklichkeit des Feindes zu-

gleich. Es war ein fürchterlicher Tag. Kleombrotos fiel, und über ihn hin stürzten die Schaaren seiner Getreuen, die seinen Leichnam retten wollten. Dahin war Spartas Heldenruhm! Kaum die Hälfte der Ausgezogenen sah ihre Vaterstadt wieder. Jede Familie hatte ein Glied verloren, und Schrecken ergriff zum ersten Male die stolzen Spartanerinnen. Doch eingedenk ihres berühmten Namens faßten sie sich schnell, und affectirten einmüthig, erfreut darüber zu seyn, so tapfere Söhne geboren zu haben. Sie umarmten sich auf der Straße, und dankten den Göttern in den Tempeln. Die Verwandten der Zurückkehrenden stellten sich traurig, daß die Ihrigen nicht auch den Heldentod fürs Vaterland gestorben wären, ja einige Senatoren wollten sogar nach einem alten Gesetze die Uebriggebliebenen insgesammt zum Tode verdammen. Agesilaus aber endigte das Gaukelspiel mit den Worten: „Laßt das Gesetz heut schlafen, damit es morgen in seiner ganzen Stärke erwache!"

In der That waren die Soldaten jetzt nur zu nöthig, als daß man sie hätte hinrichten sollen. Denn Epaminondas und Pelopidas überschwemmten alsobald wie eine verheerende Wasserfluth den Peloponnes. Die rauheste Witterung hielt sie nicht ab. Freiwillige von allen Völkerschaften vergrößerten den Zug, der dadurch fast zu 70,000 Menschen anwuchs. Jetzt waren

sie am Eurotas (-), der vom Winterschnee ungewöhnlich angeschwollen war. Mit Erstaunen sahen die auf den Höhen vor ihrer Stadt verschanzten Sparter die ungeheure Masse über den Fluß setzen, Epaminondas an ihrer Spitze. „O der kühne, bewundernswürdige Mensch!" rief Agesilaus, als man ihm von ferne den Helden zeigte. Die Verwirrung in der unbeschützten Stadt war allgemein. Bisher hatten lakonische Weiber noch nie den Rauch eines feindlichen Lagers aufsteigen sehen, und jetzt sahen sie einen siegreichen Feldherrn entschlossen, ihre Stadt zu zerstören, und auf ihrem Markte seine Trophäen zu errichten.

Zu gleicher Zeit brach innerhalb der Stadt eine Verschwörung aus. Zweihundert Verräther besetzten einen wichtigen Platz, den sie den Feinden in die Hände spielen wollten. Doch das verhinderte des Agesilaus Entschlossenheit. Er eilte allein zu ihnen, stellte sich, als hielte er sie für treue Freunde, und sagte kalt zu ihnen: „Nicht hier, Kinder, ihr habt mich falsch verstanden: dahin, dorthin zertheilt euch!" — Die hohe Würde des Königs band in Allen den bösen Willen; sie gehorchten, und mischten sich still unter die Uebrigen. Hinterher wurden einige derselben hingerichtet.

Es gelang dem Epaminondas nicht, die Spartaner von ihren Anhöhen herunter zu locken.

Die üble Jahrszeit machte auch, daß sein Heer Mangel zu leiden anfing. Noch mehr, die Athener, eifersüchtig auf das Glück dieser neuen Macht, sandten den Spartanern ein Heer zu Hülfe: Gründe genug, warum Epaminondas umkehren mußte, nachdem er den Peloponnes tüchtig ausgeplündert, den Spartanern Messenien entrissen, und den alten Bewohnern dieser Landschaft ihre Unabhängigkeit wieder gegeben hatte.

Pelopidas und Epaminondas hatten bey dieser Gelegenheit ihre Böotarchenwürde vier Monate über die gesetzliche Zeit behalten, um nicht mitten in ihrem Glücke abzubrechen. Elende Neider verklagten sie deshalb zu Hause, und beriefen sich auf das Gesetz. „Das Gesetz verurtheilt mich, sagte Epaminondas mit seiner gewöhnlichen Würde; gut, ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man niederschreibe: die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bey Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er das Vaterland gerettet, weil er Lacedämon belagert hat, welches sich glücklich schätzte, seinem Untergange zu entkommen; und weil er Messene wieder aufgebaut und mit starken Mauern verwahrt hat.“ Das Volk klatschte ihm lauten Beifall zu, und die Ankläger gingen beschämt von dannen.

71.

Pelopidas Tod.

(v. Chr. 364.)

Ueber Macedonien herrschte um diese Zeit ein roher Barbar, Namens Alexander, der seine eigenen Völker tyrannisirte, und die benachbarten durch ewige Raubkriege beunruhigte. Unter diesen baten endlich die Thessalier Theben um Beistand und um einen Feldherrn. Pelopidas zog hinauf, zwang den Macedonier zum Frieden, und nahm zum Unterpfande dessen Brudersohn Philipp, nebst dreißig andern vornehmen Jünglingen als Geiseln mit nach Theben.

Nicht lange darauf brachen jedoch die Unruhen aufs neue aus. Pelopidas ward diesmal nur als Gesandter hingeschickt. Erst nahm man ihn freundlich auf, doch ehe er sichs versah, ward er ergriffen, nach der Hauptstadt Pherä gebracht und eingekerkert. Man schor ihm das Haar ab, und legte ihn in Ketten. In diesem Zustande besuchten ihn viele Macedonier, und selbst des Königs Gemahlin. Alle forderte er zur schrecklichsten Rache an dem Tyrannen auf, ja dem Alexander selbst ließ er sagen, es sey thöricht, ihn leben zu lassen, denn so lange ein Odem in ihm sey, werde er Rache schnauben. — Warum eilt denn Pelopidas so zum Tode? fragte der

König. „Damit der Tyrann noch mehr als jetzt von den Göttern gehaßt werde," ließ ihm Pelopidas erwiedern.

Alexander trug doch Bedenken, das Aeußerste zu thun, denn er fürchtete sich vor den Thebanern. Auch gab er, als Epaminondas mit einem Heere vor seinen Thoren erschien, den Gefangenen augenblicklich los.

Pelopidas ging hierauf als Gesandter nach Persien, um das jetzt errungene Principat der Theber über Griechenland durch ein Bündniß mit dieser Macht zu befestigen. Als er von da zurückkam, waren in Theben neue Klagen über Alexandern eingelaufen. Pelopidas, kein Schüler der Weisheit wie Epaminondas, freute sich der herrlichen Gelegenheit, sich rächen zu können. Er zieht mit einem Heere den Thessaliern zu Hülfe. Alexander erscheint mit seinen Völkern ihm gegenüber. Pelopidas hat kein Ohr für friedliche Ausgleichung, zur Schlacht treibt ihn sein rachedurstiger Sinn. Man stürzt auf einander, Pelopidas vergißt seiner Feldherrnwürde, er eilt den Tyrannen persönlich aufzusuchen. Erschrocken birgt sich dieser hinter seine Trabanten. Pelopidas, allein, will auch diese Vormauer durchbrechen, aber ein Wald von Lanzen überwältigt seine Tapferkeit. Er fällt, zur Trauer des ganzen Heeres, das nach erfochtenem Siege alle Beute um den Todten herumlegte, und in

Theben um die Ehre bitten ließ, den Leichnam behalten und prächtig bestatten zu dürfen. — Alexander, der Tyrann, ward bald nach dieser Schlacht von Verschwornen, an deren Spitze seine eigne Gemahlin stand, im Bette ermordet.

72.

Die Schlacht bey Mantinea.

(Vor Chr. 363.)

Wie kalt und ungerecht der große Epaminondas von seinen undankbaren Landsleuten nach dem herrlichen Siege bey Leuktra aufgenommen worden, ist schon erzählt. Er schien indessen darüber eben so wenig empfindlich, als er durch sein Glück stolz geworden war. Er blieb der nämliche sanfte, ruhige und bescheidene Mann, der er vorher gewesen. Seinen Freunden sagte er einmal: das freue ihn am meisten, daß seine Eltern seine Siege noch erlebt hätten. Deutscher Jüngling, der du dies liesest, mit welchen Freuden hoffst du einst deinen Eltern den Abend ihres Lebens zu verschönern?

Bald genug bedurfte das Vaterland seiner aufs neue. Die Thebaner, die nun auch zur See um sich zu greifen anfingen, reizten dadurch

die übrigen Staaten, denen das neue Principat ohnehin nicht gefiel, zur eifersüchtigsten Besorgniß. Athen verband sich mit dem Peloponnes, und ließ eine furchtbare Macht zusammenstoßen. Eilig wird daher ein thebanisches Heer aufgebracht, mit welchem Epaminondas unverzüglich in den Peloponnes einbricht. Das feindliche Heer stand in Arkadien; er umging es, um das verlassene Sparta zu überfallen. Doch schneller als er, eilte der alte achtzigjährige Agesilaus dahin, entschlossen, zur Vertheidigung der offenen, unumzäunten Stadt das Aeußerste zu wagen. Schon war Epaminondas bis auf den Markt gedrungen, aber die Verzweiflung der Bürger ließ ihn seine Eroberung nicht behaupten. Die Spartaner fochten wie Löwen, und die Thebaner mußten sich wieder zurückziehen.

Sie rückten darauf in Arkadien ein, und stellten sich der hier vereinigten Macht von Griechenland entgegen. Ein Sieg war nöthig, um den Schimpf des Rückzugs von Sparta auszulöschen, und diesen Sieg zu erlangen, wandte Epaminondas die feinste Feldherrnkunst an, die Griechenland bisher gesehen hatte. Der Angriff geschieht mit der größten Erbitterung. Der Flügel, den Epaminondas selbst anführt, schlägt die Feinde zuerst in die Flucht. Er verfolgt sie mit allzukühner Hitze, und sieht sich endlich rings von einem Trupp Spartaner eingeschlossen, deren

Wurfspieße mit fürchterlicher Stärke ihm gegen Schild und Harnisch prasseln. Lange hält er kämpfend den drohenden Tod von sich ab, und streckt eine Menge von Feinden mit eigner Hand zu Boden. Da trifft ihn endlich ein feindlicher Wurfspieß, dessen eiserne Spitze in seiner Brust stecken bleibt, und wirft ihn nieder. Die Ehre, seinen Körper zu haben, verdoppelt das Blutbad um ihn her, und seine Streitgefährten haben endlich den traurigen Trost, ihn in sein Zelt zu tragen.

Hier zerflossen seine Freunde in Thränen, und stellten sich klagend um sein Lager her. Die Aerzte erklärten, er werde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde ziehe. Er sprach noch einiges; am meisten fürchtete er, sein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben seyn. Man zeigte ihm denselben; er küßte ihn als den Begleiter seines Ruhms und seiner Gefahren. Nun schien er über den Ausgang der Schlacht unruhig. Man sagte ihm, die Thebaner hätten gesiegt.,, Gut, stöhnte er, dann habe ich genug gelebt. Laßt doch Daiphant und Jollidas herkommen." Man sagte ihm, beide trefliche Hauptleute seyen auch erschlagen. „O dann rathet den Thebanern, Frieden zu machen." — Nun ließ er sich das Eisen herausziehen; und als einer seiner Freunde in der Trostlosigkeit des Schmerzes ausrief: „du stirbst, Epaminondas! o

daß du wenigstens Söhne zurückließest!" so erwiederte er mit dem letzten Athemzuge seines Lebens: „ich hinterlasse ja zwey unsterbliche Töchter, die Siege bey Leuktra und Mantinea."

So starb der große Mann. Sein Tod endigte den Krieg, und sämmtliche Heere gingen auseinander. Dieser letzte innere Krieg hatte die Kräfte Griechenlands so erschöpft, daß es den Persern jetzt ein Leichtes gewesen wäre, sämmtliche Republiken wie die ionischen zu unterjochen. Nur eine neue gefährliche Empörung Aegyptens, die dem Großherrn viel zu schaffen machte, hinderte ihn, die Gelegenheit zu benutzen, die dafür ein Anderer ergriff, an den vorher kein Grieche gedacht hatte.

73.

Philipp, König von Macedonien.

(Seit 360 vor Chr.)

Es ist oben erzählt worden, daß Pelopidas, nachdem er in Macedonien die Ruhe hergestellt hatte, dreißig Geiseln, und unter diesen den jungen Philipp, einen Brudersohn des regierenden Königs, mit nach Theben gebracht habe. Hier wuchs dieser Prinz unter den edelsten theban-

banischen Jünglingen auf, und sein Scharfblick, sein feiner Verstand, seine feurige Wißbegierde trieben ihn an, alles, was er hier sah und hörte, zu seiner Bildung zu benutzen. Er war schön und wohlgebaut, und verband mit diesen körperlichen Vorzügen eine ungemeine Gefälligkeit des Umgangs und Geschmeidigkeit des Geistes. Sein Gedächtniß, sein Witz, seine Beredsamkeit und seine fröhliche Laune machten ihn allgemein beliebt. Ein Pythagoräer, der sich um diese Zeit in Theben aufhielt, flößte ihm Liebe zu den Wissenschaften und Künsten ein, und brachte ihm Grundsätze der Sittlichkeit bey, die jedoch in spätern Jahren im Zusammenstoß mit der Politik ihre Stärke an ihm verloren. Mehr als aller Unterricht aber entflammten Pelopidas und Epaminondas, diese herrlichen Vorbilder, unter deren Augen er lebte, seine Seele zur Vollbringung großer Thaten. Er versäumte keine Gelegenheit, den Letztern zu sehen und zu hören, und er würde ihm jetzt von der richtenden Nachwelt gewiß an die Seite gesetzt werden, wenn seine nachmaligen Verhältnisse nicht denen des Republikaners gar zu unähnlich gewesen wären.

Griechenland, einst das Vaterland des Heldenmuths, und die Erzeugerin großer Geister aller Art, erschien dem jungen Macedonier jetzt in seiner ganzen Schwäche, Zerrüttung und Verächtlichkeit. Er sah und hörte nichts als Eigen-

nuß, Ungerechtigkeit, Eitelkeit, Leichtsinn und Schwelgerey. Er sah Griechen zu Tausenden als fremde Miethssoldaten für persischen und ägyptischen Sold fechten; er sahe Sparta im Schwindel der Oberherrschaft frech und grausam die kleinern Staaten tyrannisiren. In dem berühmten Athen erblickte er nichts mehr als ein tiefgesunknes, sittenloses Volk; eine Republik, in welcher der Pöbel das Wort führte, sich bald von diesem, bald von jenem Redner leiten ließ, und unter andern einmal zu einer Zeit, wo es kluger Anführer so sehr bedurfte, drey erprobte Feldherren, Timotheos, Chabrias und Iphikrates (-) aus dem Lande jagte. Er sah endlich Theben, einen unendlich schwächern Staat, aber jetzt auf kurze Zeit emporgehoben von zwey großen Helden. Er erlebte den Tod beider, und nun hatte auch Böotien keinen Mann mehr, der ihm hätte Achtung abgewinnen können.

Er verließ Theben, um zu Hause die Vormundschaft über den fünfjährigen Erben des kürzlich verstorbenen Königs Perdikkas anzutreten. Er verließ es mit herzlicher Verachtung aller Griechen, und mit dem geheimen Entschlusse, dereinst als ihr Oberherr durch ihre berühmten Städte zu ziehen.

Philipp war 22 Jahre alt, als er sein Vaterland wiedersah. Er fand darin ein rohes Volk ohne bürgerliche Ordnung und ohne alle Kriegs:

kenntnisse, auch im höchsten Grade arm, weil die Handelsstädte und die Goldbergwerke des Landes in den Händen der Athener waren. In der Hauptstadt herrschten zwey Parteien; er schloß sich listig an die eine an, verdrängte mit deren Hülfe die andere, und anstatt die Regierung länger für sein Mündel zu verwalten, setzte er sich selbst auf den Thron. Sein immer reger Geist entdeckte tausend Mittel, sich in der Herrschaft immer fester zu setzen, und seine gefälligen Sitten, sein wohlwollendes Wesen, seine trefflichen Einrichtungen machten ihn bey seinem Volke schnell beliebt. Vor allem wandte er, ein würdiger Schüler des Epaminondas, sein Augenmerk auf die Errichtung eines Heers. Er ward der Schöpfer einer neuen Kriegskunst, und sein eigner Eifer goß einen neuen Geist, ein anderes Leben in die plumpen Horden, die noch vor wenig Jahren einem benachbarten Volke, den Illyriern, hatten unterliegen, und sich zu einem jährlichen Tribut an dasselbe verpflichten müssen.

Kaum war seine neuerschaffne Kriegsmacht hinreichend in den Waffen geübt, so führte er sie zuerst als Feldherr gegen diese Illyrier an. Hier ärndtete er die erste Frucht seiner thebischen Studien. Die Illyrier sahen ein ganz verwandeltes Heer vor sich; das waren die Macedonier nicht, mit denen sie sonst gefochten hatten. Sie flohen, so weit sie konnten, und ließen sichs nie

wieder einfallen, Tribut zu fordern. Von den griechischen Handelsstädten in seiner Nähe, Olynth, Pydna und Amphipolis zog Philipp hierauf eine nach der andern durch List, auch freilich nicht ohne Ungerechtigkeit, an sich, und zu gleicher Zeit ließ er die Bergwerke in Thracien so emsig bearbeiten und so fleißig durchsuchen, daß sie ihm jährlich tausend Talente, d. h. weit über eine Million Thaler eingebracht haben sollen.

Von diesem Gelde machte er einen klugen Gebrauch. Außerdem, daß er es seinen Soldaten an nichts fehlen ließ, wanderte mancher Geldbeutel heimlich nach Theben und Athen, denn in beiden Städten unterhielt er bestochene Redner, die ihm unschätzbare Dienste thaten. Denn da er so klein anfing, so war es ihm ganz vorzüglich darum zu thun, die Aufmerksamkeit der Griechen von seinen ersten Unternehmungen abzulenken. Wenn daher ein patriotischer Redner in Athen das Volk vor der nahen Gefahr von oben her warnte, so traten gleich ein Paar bestochene Gegner auf, die das Volk beruhigten, als ob es mit einem so neuen Aufkömmlinge gar keine Gefahr habe. Auch in der Folge blieb er diesem Bestechungssysteme getreu, und eroberte damit manche Stadt, indem er sich mit ihrem Commandanten absfand. Denn so hoch, pflegte

er zu sagen, sey keine Mauer, daß nicht ein mit Golde bepackter Esel darüber hin schreiten könne.

Wenn ein König ein benachbartes Volk unterjochen will, so stellt er sich menschenfreundlich besorgt um das Wohl desselben, billigt die Klagen der unzufriedenen Partey, und bietet mit scheinbarer Großmuth seinen Beistand an. So Philipp. In den Kriegen mit Theben hatten die Phocier, um Geld zu bekommen, mit Begünstigung der Spartaner Hand an die heiligen Tempelschätze zu Delphi gelegt, und die herrlichsten Kunstwerke eingeschmolzen. Diesen Frevel zu züchtigen, trugen jetzt die Amphiktyonen den Thebanern auf. Allein dieser Staat war seit Epaminondas Tode so in sich selbst zerfallen, daß er bey dem König von Macedonien Hülfe suchen mußte. Dies bahnte dem schlauen Nachbar den ersten Weg nach Griechenland.

74.

Die Schlacht bey Chäronea.

(v. Chr. 338.)

Die übrigen Griechen waren jedoch nicht gleichgültig gegen diese fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten. Selbst der König von Per=

sien nahm es übel, daß außer ihm sich noch jemand zum Schiedsrichter in Griechenland aufwerfen wolle. Er verlangte daher von den Griechen eine gemeinschaftliche Vereinigung gegen diesen ungebetenen Vermittler, und der mit persischem Gelde bestochene Redner Demosthenes mußte alle Kräfte aufbieten, die Athener und Thebaner zum Kriege gegen Philipp zu bewegen.

So kam es denn zum Kriege, und bey Chäronea in Böotien trafen die Heere zum ersten Mal feindlich zusammen. Demosthenes war einer der ersten, die den Schild schimpflich wegwarfen und davon liefen. Philipp ward dennoch zurückgeschlagen; er sieht seine Reihen durchbrochen, die Athener richten auf dem eroberten Schlachtfelde die Siegeszeichen auf, und zerstreuen sich fröhlich hiehin und dorthin. Philipp erstaunt. „Diese Leute wissen zu siegen, ruft er aus, aber nicht den Sieg zu benutzen!" Er bringt seine Glieder schnell in Ordnung, kehrt wieder um, greift die Griechen unerwartet noch einmal an, und schlägt sie so völlig, daß er sich durch diese einzige Schlacht zum Herrn von Griechenland macht. Athen lag kaum eine Tagereise von Chäronea, man glaubte also, er werde sogleich dahin vorrücken, allein er wählte den sicherern Weg, und suchte die Griechen lieber durch Mäßigung für sich zu gewinnen, als durch Uebermuth zu erbittern. Er bot ihnen Frieden an,

und schrieb einen Reichstag nach Korinth aus, wohin alle Republiken, Sparta ausgenommen, Gesandte schickten. Hier wollte er bloß als Mitglied des großen Griechenvereins betrachtet seyn, und ließ sich daher die erste Stimme im Amphiktyonenrathe zuerkennen, die bisher die, jetzt von ihm fast vernichteten, Phocier gehabt hatten. Sodann forderte er sämmtliche Griechen zu einem Feldzuge nach Persien auf, und ließ sich bey demselben zum Oberfeldherrn ernennen. Die Griechen konnten nichts dagegen sagen, sie waren vielmehr sehr froh, daß der neue Herr noch so gelinde war. Jedoch, ein Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen Griechenlands — welch ein kleiner Sprung war dem nur noch zur völligen Herrschaft übrig!

Doch das Schicksal hemmte hier den Lauf seiner großen Unternehmungen. Er wurde während der Zurüstungen zu jenem Zuge durch ein Komplott, von dem wir nichts genaueres wissen, zu Hause ermordet. Die Griechen triumphirten kindisch über diese Nachricht. Die Thoren! Sie wußten nicht, daß auf die Ruthen Geißeln folgen würden. In kurzem erschien Philipps großer Sohn, der berühmte Alexander, in Griechenland, zerstörte Theben, und sprach mit Athen im Tone des Gebieters. Doch davon mehr in der Folge.

75.

Der Redner Demosthenes.

(geb. 381, † 322.)

Vorher wollen wir noch eine kleine Anzahl von merkwürdigen Männern kennen lernen, deren Leben in die Zeit der thebanischen und macedonischen Kriege fällt. Zuerst den Athener Demosthenes, einen Mann, verächtlich als Mensch, aber von großem Verstande, und ewig denkwürdig als ein wunderbares Beispiel, wie weit es der Fleißige durch ernstliche Uebung seiner Kräfte bringen könne.

Demosthenes war der Sohn eines wohlhabenden Bürgers zu Athen, der eine Degenfabrik dirigirte. Er verlor seinen Vater früh, und sein Erbtheil wurde ihm von eigennützigen Vormündern verplittert. Er war immer ein schwächlicher und kränklicher Knabe, und ward deshalb weniger zu gymnastischen Uebungen angehalten. Dadurch ward er seinen Mitschülern ein Spott, und erhielt von ihnen mannigfaltige Ekelnamen.

Einmal, in einer Zwistigkeit, die Athen mit Theben hatte, sollte ein berühmter Redner, Kallistratos (-), darüber eine Rede halten. Weil die Sache von Wichtigkeit war, so spannte sich die Erwartung aller Bürger ungewöhnlich auf den Tag, wo Kallistratos auftreten würde. Der

junge Demosthenes hörte, daß viele Lehrer mit ihren Schülern dem Gerichte beiwohnen würden, und bat daher seinen Hofmeister, doch auch mit ihm hinzugehen. Dieser verschaffte ihm durch seine Bekanntschaft mit einem Gerichtsdiener einen guten Platz, wo der Knabe bequem sitzen, und alles genau hören konnte. Er erstaunte über die Kraft der Beredsamkeit, jedes Wort machte einen Eindruck auf ihn, und als er am Schlusse der Versammlung den allgemeinen Beifall erschallen hörte, als er sah, wie der ganze Saal bewunderungsvoll sich vor dem Redner neigte, und draußen das Volk ihn jubelnd empfing, um ihn wie im Triumph nach Hause zu begleiten — da stand in der Seele des Knaben der Entschluß fest, einst eben so als Redner sich einen Namen zu machen. Nun hatte er keinen Gedanken mehr, als diesen; er verklagte und vertheidigte, wie Themistokles, seine Mitschüler, und alles was ihm im Gespräche vorkam wiederholte er sich zu Hause, und kleidete es in öffentliche Reden ein, oder setzte darüber etwas schriftlich auf. Außer seinen eignen unzähligen schriftlichen Ausarbeitungen studirte er eifrig die Werke der besten griechischen Schriftsteller, ja des Thucydides großes Geschichtsbuch, nach unserer Art über 50 gedruckte Bogen stark, soll er achtmal hinter einander abgeschrieben haben, um seinen Styl zu

bilden. Welcher sich thätig dünkende Schüler unserer Zeiten kann sich solchen Fleißes rühmen?

Der Jüngling ward bald darauf ein Zuhörer Platons, und nahm den Redner Isäus zum Lehrer der Redekunst an. So geübt trat er endlich mit seiner ersten gerichtlichen Rede gegen seine ungerechten Vormünder auf, und bewirkte vor Gericht die Herausgabe seines rechtmäßigen Eigenthums. Hiernächst wagte er sich, als er das zu Staatsämtern erforderliche Alter erreicht hatte, auf die öffentliche Rednerbühne, um einen sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag an das Volk zu halten. Aber ach! der neue Redner ward ausgepfiffen. Das schlug ihn so nieder, daß er sich vornahm, in seinem Leben nicht wieder mit dem Volke etwas zu schaffen zu haben.

Einmal indessen, als er mit finstrer Miene im Piräus spazieren ging, begegnete ihm ein alter Mann, der ihn genauer kannte, und redete ihn an: „Schämst du dich nicht, junger Mensch, daß du dein schönes Talent so vernachlässigst, und von einem mißlungenen Versuche dich abschrecken lässest, da du doch ein Perikles werden könntest?" — Demosthenes mußte ihm versprechen, nächstens wieder aufzutreten, und die Rede, die er dazu ausarbeitete und wörtlich auswendig lernte, war so schön, daß er glaubte, sie könne ihres Eindrucks nicht verfehlen.

Und dennoch — armer Demosthenes! — sie

ward, wie die erste, ausgepfiffen. Mit verhülltem Gesichte lief er unmuthsvoll nach Hause, und warf sich in seinen Sessel. Da trat ein Bekannter, der Schauspieler Satyros (*) herein. Demosthenes schimpfte auf das alberne Volk, das rohen, elenden Menschen oft mit Vergnügen zuhöre, indeß er, der seine Gesundheit fast der Redekunst aufgeopfert habe, keinen Dank erhalte. „Du hast Recht, sagte Satyros, allein ich will dem Uebel abhelfen, welches die Ursach davon ist, wenn du so gut seyn willst, mir irgend eine Stelle aus dem Sophokles oder Euripides herzusagen." Demosthenes deklamirte ihm sogleich eine Reihe von Versen vor. Nun wiederholte der Schauspieler dieselbe Stelle mit solcher Kraft der körperlichen Darstellung, mit so lebendigen Mienen, mit einer so melodischen Abwechselung der Stimme, daß Demosthenes eine ganz andere Stelle zu hören glaubte, und von den Worten, die er nur kalt hergesagt hatte, jetzt aus dem Munde des Schauspielers tief erschüttert wurde. Nun sah er ein, daß es ihm an Stimme und Action noch gänzlich fehle, und daß er nun eine ganz neue Uebung anfangen müsse.

Sein Athem war kurz, seine Stimme schwach, und er konnte, wie Alcibiades, das R nicht aussprechen. Allen diesen Fehlern suchte er durch die unverdrossenste Anstrengung abzuhelfen. Er ging ans Meeresufer, wo die Brandung am stärk-

sten brausete, und bemühte sich, das Tosen der Wellen zu überschreien. Er nahm Kiesel in den Mund und versuchte, Troß diesem Hindernisse, deutlich zu sprechen. Er lief steile Berge hinauf, und sagte dabey mit starker Stimme lange Reden her, um seinen Athem zur längern Ausdauer zu gewöhnen. Und endlich bezog er ein Zimmer unter der Erde, in dem er, von allem Umgange abgeschieden, unaufhörlich vor einem großen Spiegel stand, und sich in der körperlichen Darstellung, in der Gesticulation und im Mienenspiele übte. Um durch nichts in diesem Fleiße gehindert zu werden, machte er sich das Ausgehen auf eine Zeitlang dadurch unmöglich, daß er sich auf einer Seite den Kopf kahl schor. So ward er Monate lang an sein unterirdisches Uebungszimmer gefesselt, in welchem er nichts als Reden hielt, und aus dem er endlich als ein vollendeter Redner hervorging, um eben das Volk, das ihn bisher verlacht hatte, hinzureißen wohin er wollte. Noch jetzt glänzt sein Name unter den ersten Rednern des Alterthums, und einige seiner Reden, die wir noch jetzt übrig haben, lassen uns selbst über seine Größe urtheilen. Welche Schätze stehen doch dem fleißigen Manne offen, der in seiner Jugend die Sprachen des Alterthums lernte, und der nun alle die Meisterstükke der berühmtesten Männer lesen, verstehen, und zu seiner Bildung benutzen kann!

Daß dieser Mann von seinem Genie wenig unterstützt worden sey, kann man daraus sehen, daß er nie, gleich andern Rednern, unvorbereitet aufzutreten wagte. Hatte er nicht zu Hause einen Vortrag überdacht, oder gar schriftlich entworfen, so saß er in der Versammlung ganz still, und wenn das Volk mit Ungestüm seine Meinung zu hören verlangte, so ließ er gewöhnlich den Redner Demades (v) für sich sprechen, der die Kunst, aus dem Stegreife schön zu reden, in hohem Grade besaß. Daher warf ihm einmal ein gemeiner Mensch vor, seine Reden röchen nach der Lampe. Da dieser Kritiker aber wegen nächtlicher Diebereien berüchtigt war, so machte er dem Redner die Entgegnung leicht: „Ich glaube es wohl, guter Freund, daß meine Lampe dir oft zur Unzeit brennen mag."

Bey dem allen hat Demosthenes doch eigentlich mit seiner Beredsamkeit sein Vaterland ins Verderben geredet. Denn er, wie schon gesagt ist, Patriot durch persisches Geld, war es hauptsächlich, der bis auf den letzten Augenblick das Volk zum Kriege gegen Philipp, und späterhin gegen Alexandern aufhetzte, und alle bessere Rathschläge gemäßigter Patrioten vereitelte. Mit dem Worte Freiheit machte er den tollen Pöbel schwindlicht, und dadurch, daß er den Philipp als einen unwissenden Barbaren, und den Alexander als einen unbärtigen Knaben schilder-

te, verhehlte er dem Volke die Gefahr, und machte es nur noch leichtsinniger. Und dieser große Freiheitsvertheidiger auf der Bühne warf in der Schlacht bey Chäronca zuerst den Schild weg, und wagte es einige Jahre später, da er mit einer Gesandtschaft zum Alexander geschickt werden sollte, gar nicht einmal, dem „unbärtigen Knaben" unter die Augen zu treten, sondern kehrte auf halbem Wege wieder um.

Noch mehr als diese Feigheit macht ihn seine Unredlichkeit und sein niedriger Eigennutz verächtlich. Die persischen Statthalter führten in ihren Finanzregistern eine eigene Rubrik unter dem Titel: Geschenke für Demosthenes. Ein Verbrecher, den er anklagen wollte, kaufte ihm seine Rede ab, und er schwieg. Zwey Bürger, die einen Proceß hatten, wandten sich an ihn. Er machte dem einen die Anklage, und dem andern die Vertheidigung, bat jeden still zu schweigen, strich von beiden eine gute Summe ein, und ließ sie gehen. — Ein treuloser Günstling Alexanders floh in der Folge mit großen Schätzen aus Asien nach Athen, und bat um Schutz gegen seinen bestohlnen Herrn. Die Sache war bedenklich, denn Alexander war ein mächtiger Mann, und lange nicht so nachsichtsvoll, als sein Vater Philipp. Die Policey erkundigte sich daher erst näher nach dem Flüchtlinge, und untersuchte seine mitgebrachten Sachen. Demosthenes

ging bey dieser Gelegenheit auch mit hin, und da sich unter andern auch bey den Sachen ein kostbarer goldner Becher fand, so nahm er diesen in die Hand, betrachtete die darauf gearbeiteten Figuren lange und genau, wog ihn oft in seiner Hand, und fragte zuletzt, wie viel er wiege. Der Fremde, der des Redners Lüsternheit sehr deutlich wahrnahm, antwortete zweideutig: „Er wird dir 20 Talente wiegen;" und wirklich erhielt Demosthenes am Abend diesen Becher, mit 20 Talenten gefüllt, zum Geschenke.

Am folgenden Tage sollte im Senate darüber berathschlagt werden, ob der Fremde aufzunehmen oder zu verbannen sey. Man war begierig, was Demosthenes dazu sagen würde. Er erschien darauf mit dicken Tüchern und wollenen Binden um den Hals, setzte sich still nieder, und deutete mit Zeichen an, daß er wegen eines schlimmen Halses heut nicht sprechen könne. Doch bald erhoben sich die Spötter, die den wahren Grund wohl merkten, und die 20 Talente kamen laut genug zur Sprache. Dies verursachte theils Gelächter, theils Unwillen, und Demosthenes, der jetzt sprechen wollte, konnte sich nun nicht Ruhe verschaffen. „Stille doch, Leute! rief ein Schalk mit lauter Stimme, wollt ihr denn den Mann nicht hören, der den Becher hat?" Eine artige Zweideutigkeit, wenn man weiß, daß bey griechischen Trinkgelagen ein großer Becher herumging,

der von jedem Gaste mit einem Gesange oder einem passenden Spruche empfangen werden mußte. Der Beschluß der Rathsversammlung fiel endlich dahin aus, daß der Fremde nicht aufgenommen, und daß alle, die ihm dazu Hoffnung gemacht, oder gar Geschenke von ihm genommen hätten, bestraft werden sollten. Wie nun eine Abweichung vom rechten Wege fast immer zu einer zweiten nöthigt, so nahm Demosthenes, um sein böses Gewissen zu verbergen und seine Ehre zu retten, zur Frechheit seine Zuflucht. Er drang am meisten auf strenge Untersuchung der Bestechungen, und schlug sogar eine allgemeine Haussuchung vor, wobey der Areopagus nöthig sey. Aber die Verstellung half ihm nichts. Er ward zuerst vor Gericht gezogen, und die Beweise waren so unzweideutig gegen ihn, daß er sich mit aller seiner Beredsamkeit nicht durchschlagen konnte. Man verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe von 50 Talenten (über 60,000 Thaler), und da er diese nicht bezahlen konnte, zum Gefängnisse. Wegen seiner Schwächlichkeit aber ließ man ihn entwischen, und seine Freunde, die ihm nachgingen, um ihm etwas Reisegeld zuzustellen, fanden ihn auf dem Felde weinend und lautklagend; ein unwürdiges Betragen für einen Mann, der ehemals den Gedanken gefaßt hatte, einen Staat zu regieren, ja der ihn wirklich regiert hatte.

Er hielt sich während seines Exils in Aegina

und

und Trözene auf, und gab sich unendliche Mühe, die Athener wieder zu versöhnen. Wirklich beriefen sie ihn auch nach Alexanders Tode zurück, und holten ihn sogar in Procession, mit Priestern und Magistratspersonen an der Spitze, ein; eine Ehre, die ihn wieder eben so schwindlicht machte, als seine Schande ihn niedergeschlagen hatte.

Schon Philipp hatte ihn nicht leiden können, Alexander hatte gar seine und einiger andern Redner Auslieferung verlangt, und als Alexander todt war, und seine Nachfolger gleichfalls Athen mit Krieg überzogen, da konnten ihn die Athener nicht mehr beschützen. Er floh nach der Insel Kalauria, an der argolischen Küste, die Trabanten des Königs setzten ihm nach; er flüchtete in einen Tempel und nahm Gift. Als die Soldaten ihn aus dem Tempel herausführen wollten, sank er unter ihren Händen am Altare nieder.

Die Athener ehrten in der Folge sein Andenken durch eine eherne Bildsäule, welche die Inschrift führte: „Wäre, Demosthenes, dein Herz deinem Verstande gleich gewesen, nimmer hätte Macedoniens Ares die Griechen beherrscht."

76.

Phocion.

(† 318 v. Chr.)

Ein Mann von sokratischer Strenge gegen sich selbst und gegen seine Mitbürger, der in dem allgemeinen Leichtsinne seiner Zeit wie ein ernster Held aus Aristides Zeiten auf dem verwandelten Theater stehen geblieben zu seyn schien. Er war in Platons und anderer Philosophen Schulen gebildet, und im Felde früh der Liebling und Schüler des treflichen Feldherrn Chabrias gewesen. Sein von Natur trockner und finstrer Charakter sträubte sich gegen alle Weichlichkeit und Unenthaltsamkeit seiner Zeitgenossen. Niemand hat ihn jemals lachen oder weinen gesehen, oder ihn in einer öffentlichen Badstube, den gewöhnlichen Sammelplätzen der müßigen Athener, angetroffen. Im Felde ging er barfuß und ohne Obermantel, und wenn er davon einmal eine Ausnahme machte, so hielten es die Soldaten im Scherze für ein Zeichen einer seltnen Kälte. Im Staatsrath war er allen Rednern furchtbar, weil er als ein untadelhafter und weiser Mann bekannt war, auf dessen kurze Entscheidung das Volk oft lieber hörte, als auf die langen künstlichen Reden eines Demades und Demosthenes. Daher soll der Letztere, wenn er nach gehaltener Rede den Phocion mit einer kurzen Widerlegung

gegen sich auftreten sah, zuweilen gesagt haben: „da kommt die Axt meiner Reden.“

Daran erkennt man die wahre Vaterlandsliebe Phocions vorzüglich, daß er in der Versammlung aus allen Kräften für den Frieden sprach, und doch, wenn die Gegner durchgedrungen waren, und er zum Führer des Krieges erwählt ward, nun willig die Aufträge des Staats übernahm, und das Heer so anführte, daß das wider seinen Willen Unternommene wenigstens so vorsichtig als möglich ausgeführt wurde. Auf solche Art hat er in fünf und vierzig Feldzügen ruhmvoll kommandirt, ohne sich jemals selbst dazu angeboten zu haben. So zahlreich also waren noch damals die immerwährenden kleinen Kriegsexpeditionen der Athener, die wir oben verschwiegen haben.

Wo er als Feldherr hinkam, freuten sich die Einwohner, denn sie kannten schon seine trefliche Mannszucht, seine Schonung und Uneigennützigkeit. Selbst die athenischen Bundesgenossen waren es gewohnt, athenische Hülfsvölker als Räuber und Ausschweifende bey sich zu sehen; sie verhielten sich daher gegen sie als gegen Feinde, und brachten ihre Güter und ihre Weiber und Kinder tiefer in das Land. Nur wenn Phocion der Anführer war, gingen sie ihm mit Kränzen geschmückt bis an den Hafen entgegen, und holten ihn mit Freudensbezeigungen ein.

Bey seinen großen Verdiensten um den Staat durfte er in den Volksversammlungen sich schon eher etwas erlauben, als die Redner, die dem Volke nur immer schmeichelten. Er sagte überall kurz und trocken die Wahrheit, widersprach ohne Ansehen der Person, und war es schon gewohnt, die ganze Versammlung gegen sich zu sehen, wobey es ohne heftiges Gezänk nicht abging. Er sah ein, daß Demosthenes Aufhetzungen zum Kriege nimmermehr ein gutes Ende nehmen könnten, und rieth immer zur Ruhe. Einmal nach heftigen Debatten sagte Demosthenes zu ihm: die Athener werden dich noch in ihrer Raserey umbringen. — „Und dich, versetzte Phocion, wenn sie bey gutem Verstande sind."

Ein einziges Mal begegnete es ihm, daß das Volk ohne Widerrede einen seiner Vorschläge mit lautem Beifalle annahm. Dies war ihm so neu, daß er verwundert fragte: „Habe ich etwa wider meinen Willen etwas Närrisches gesagt?"

Den Vorschlag, Philippen anzugreifen, setzte Demosthenes durch, als Phocion gerade abwesend war. Er kam zurück und widersetzte sich der ganzen Versammlung, aber vergebens. Demosthenes drang durch, und sprach endlich noch davon, daß man den Ort der Schlacht so weit als möglich von Attika entfernen müsse. „O sorge nicht, rief Phocion, wo wir schlagen, sondern wie wir siegen wollen!" Bald darauf erfolgte die unglück-

liche Niederlage bey Chäronea, und die Athener bedauerten es nun zu spät, dem Phocion nicht gefolgt zu seyn.

Als die Nachricht von Philipps Tode nach Athen kam, ergriff die Bürger eine so kindische Freude, daß sie den Göttern ein großes Dankopfer zu bringen beschlossen. Demosthenes selbst erschien in der Versammlung mit einem prächtig gestickten Mantel geschmückt, und einen Kranz auf dem Haupte. Nur Phocion hintertrieb die Feierlichkeit, und brachte die schwindelnden Gemüther wieder zur Vernunft, indem er sagte: „es ist niederträchtig, sich über den Tod eines Feindes zu freuen, und thöricht ist es, weil das Heer, das uns bey Chäronea schlug, nur um einen Mann geringer geworden ist."

Er rieth zum Frieden mit Alexandern, und ging als Gesandter an ihn ab, wobey er nicht nur durch seine Klugheit ein hartes Schicksal von Athen abwandte, sondern auch den jungen König so für sich einnahm, daß dieser mit ihm eine Privatfreundschaft und ein Gastrecht errichtete. Als er wieder nach Hause ging, sandte ihm Alexander ein Geschenk von 100 Talenten nach, nach unserm Gelde etwa 135,000 Thaler. Die Boten trafen ihn, wie er eben vom Brunnen in eigner Person sich Waschwasser holte, und in dem Zimmer fanden sie seine Frau, welche selber knetete. Sie überbrachten ihm Alexanders Gruß, und

setzten das Gold nieder. „Ey, sagte Phocion, warum beschenkt mich denn der König unter allen Athenern nur allein so königlich?" — Weil er dich allein für einen wackern Mann hält. — „Nun, so wird er auch wünschen, daß ich es bleibe; das könnte ich aber nicht, wenn ich dies Geld annähme." Die Gesandten drangen vergebens in ihn, sie mußten es wieder mitnehmen.

Eben so fest widerstand er jenem asiatischen Flüchtlinge, der in Athen jedermann bestach, und dessen prächtiger Becher dem Demosthenes Halsschmerzen zuzog. Dem Phocion ließ dieser Fremde gar die ungeheure Summe von 700 Talenten (über 900,000 Thaler) anbieten; er erhielt aber eine harte Antwort, und eine ernste Weisung, die Stadt zu verlassen, und die Bürger nicht zu verführen.

Auch Phocions Gattin war eine Frau aus der alten Zeit. Als eine reiche Jonierin ihr einmal ihren goldenen und brillantenen Hals- und Armschmuck zeigte, antwortete sie: „Mein Schmuck ist Phocion, der seit zwanzig Jahren immer zum Anführer der Athener gewählt worden ist."

Auch Phocion überlebte Alexandern, und hemmte die freudige Raserey der Athener, in welche sie bey der ersten Nachricht von dessen Tode versetzt wurden. „Frohlocket nicht zu früh, rief er, sondern wartet erst bestimmtere Nachrich-

ten ab. Wenn er heute todt ist, so ist er auch morgen und übermorgen todt, und dann ist es immer noch Zeit, Maaßregeln zu ergreifen."

Die Athener beschlossen immer neue Kriege wider seinen Willen, und in einem derselben sollte er, gleichfalls wider seinen Willen, Feldherr seyn. Indessen stiftete ein junger Mann, der diese Feldherrnwürde gern gehabt hätte, einen alten Schalk an, das Volk zu bewegen, daß es einen so kostbaren Mann, wie Phocion, doch nicht überall brauchen, sondern seines Alters schonen möchte; er sey deshalb mit dieser Bitte hier aufgetreten, weil er ein alter Freund Phocions, ja noch ein Schulkamerad von ihm sey. — Das Volk ließ sich wirklich überreden, und Phocion bekam das Commando nicht. Er hatte aber die ganze Rede mit Verwunderung angehört, und stand nun auf, um eine Gegenrede zu halten, in der er betheuerte, daß er diesen Freund gar nicht kenne, und nie mit ihm in die Schule gegangen sey. „Aber von heute an, fuhr er fort, indem er sich zu ihm wandte, mache ich dich zu meinem wahren Freunde, denn du hast einen Vortrag gethan, der sehr zu meinem Besten gereicht."

Dennoch mußte bey einer andern Gelegenheit der alte, mehr als achtzigjährige Mann noch einmal zu Felde ziehen. Diesmal fanden sich in seinem Lager so viele vorwitzige Menschen, die ihm bald hierhin, bald dorthin zu rücken riethen, daß

er komisch ausrief: „O Herkules! wie viele Generale und wie wenig Soldaten!"

Als Alexanders Nachfolger nach Athen kam, und alle Redner verfolgen ließ, gelang es dem Phocion allein, sich Achtung bey ihm zu verschaffen. Nur die rasenden Athener selbst kamen auf den Einfall, den ehrwürdigen Greis noch als Verräther des Vaterlandes anzuklagen, und ihn und seine Freunde zum Giftbecher zu verurtheilen. Die Sitzung war so revolutionsmäßig, daß auf keine Vertheidigung gehört wurde. Einer der Mitverurtheilten war untröstlich. „Ey, sagte Phocion ruhig, ist es dir nicht lieb, daß du mit Phocion zugleich stirbst?" Als man ihn im Gefängnisse fragte, ob er noch etwas an seinen Sohn zu bestellen habe, sagte er: „ja, ich befehle ihm, meinetwegen niemals an den Athenern Rache zu nehmen."

Als der Gerichtsdiener mit dem großen Giftbecher herein gekommen war, fing die Gesellschaft an, nach der Reihe herum zu trinken, und als der Becher zuletzt an Phocion kam, reichte die Portion nicht mehr hin, und doch wollte der Diener nichts frisches mehr holen, weil das Pfund zwölf Drachmen (über zwey Thaler) koste. „O gebt ihm doch das Geld, sagte Phocion zu seinen umstehenden, weinenden Freunden. — Man kann also, fuhr er lächelnd fort, in Athen nicht einmal umsonst sterben."

Man schaffte aus Haß seinen Leichnam auf das benachbarte Gebiet von Megara, wo nach geschehener Verbrennung eine Frau seine Gebeine in ihrem Schooße nach Hause trug, und mit den Worten neben ihrem Heerd vergrub: „Dir, heilige Stelle, vertraue ich den Rest eines rechtschaffenen Mannes an; du wirst ihn dem väterlichen Begräbnisse wiedergeben, wenn die Athener werden klüger geworden seyn.“ — Sie hatte wahr geredet; die Athener bereuten nur zu bald die That, setzten ihm eine Statue von Erz, und ließen seinen Ankläger hinrichten.

77.

Diogenes.

(Geb. 414, † 324.)

Kein Redner und kein Staatsmann, sondern ein Philosoph und witziger Kopf, dessen übertriebene moralische Strenge oft ins Lächerliche fiel, daher ihn auch Platon den verrückten Sokrates nannte. Er war aus dem ionischen Städtchen Sinope (-), aus welchem er früh mit seiner ganzen Familie hatte flüchten müssen, weil sein Vater über einer Geldverfälschung ertappt worden war. Er kam nach Athen, und

eine unbezwingliche Liebe zur Weisheit trieb ihn, so arm er war, zum Philosophen Antisthenes hin, eben jenem strengen Schüler des Sokrates, von welchem oben geredet worden ist. Dieser hatte sich aber vorgenommen, keine Schüler mehr anzunehmen, und wies daher den jungen Diogenes mit harten Worten ab, der jedoch mit Bitten nicht nachließ, sondern so lange in ihn drang, bis Antisthenes nach dem Stocke griff. „Schlag immer zu, sagte Diogenes, indem er willig seinen Rücken darbot. Du wirst nie einen Stock finden, der hart genug wäre, mich von dir zu vertreiben, so lange du redest.“ Durch diese seltene Beharrlichkeit ließ sich der Philosoph bewegen, ihn zu sich zu nehmen, und ihm durch einen langen Umgang seine Grundsätze mitzutheilen.

Antisthenes war ein finstrer Mann, der den Grundsatz des Sokrates: man müsse so wenig Bedürfnisse als möglich haben, bis zur eigensinnigsten Verachtung aller äußern Güter, ja selbst aller Erfordernisse des Wohlstandes übertrieb. Er ging mit ungeschornem Barte, seine Kleidung war ein schmutziger und zerrissener Mantel, und auf dem Rücken trug er einen Bettelsack. Wie Platons Schüler von dem Orte, wo er lehrte, Akademiker hießen, so nannte man die des Antisthenes von dem Gymnasium Cynosarges (Weißhund) nicht ohne Zweideutigkeit Cyniker, d. i.

Händler. Diogenes nun ahmte seinem Lehrer in seiner hündischen Lebensweise aufs genaueste nach; er ging barfuß, selbst im Schnee, und sein eigensinnigstes Bestreben war, sich über alle herkömmliche Begriffe von Scham und Schicklichkeit wegzusetzen. Er verrichtete alle seine Bedürfnisse auf öffentlicher Straße, er bettelte, wenn er nichts hatte, und wenn ihn dürstete, so schöpfte er mit einer kleinen Schale Wasser aus einem Brunnen. Da er aber einmal ein Kind sahe, welches aus der hohlen Hand trank, so warf er auch noch die Schale weg, und sagte: „dies Kind lehrt mich, daß ich noch etwas Ueberflüssiges besitze."

Um die Zeit, als Alexander nach Griechenland kam, hielt sich Diogenes in der Nähe von Korinth auf, und hatte sich der Sage nach eine große Tonne angeschafft, die er zu seiner Wohnung gebrauchte, und nach Belieben bald hierhin bald dorthin rollte. Alexander, der zu einem Reichstage nach Korinth kam, war begierig, den wunderlichen Philosophen kennen zu lernen, und ging einmal mit seinem ganzen Gefolge zu ihm hinaus. Diogenes hatte sich eben zu einer Mittagsruhe vor seiner Tonne gelagert, doch richtete er sich auf, als er die Menge der vornehmen Herren auf sich zukommen sahe. Alexander redete ihn freundlich an, besprach sich lange mit ihm, und fand viel Vergnügen an seinen treffen-

den und geistreichen Antworten. Unter andern fragte er ihn, ob er ihm eine Gunst erzeigen könne. „O ja, versetzte der Cyniker, tritt mir mit den Leuten da aus der Sonne.“ Die Umstehenden wurden unwillig über solche Verachtung dargebotner Gnade, aber der König sagte: „Er hat Recht, und wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes seyn.“ Allerdings führen nur diese zwey Wege zur Unabhängigkeit.

Die eigentlichen Lehren der Cyniker wird hier niemand erwarten. Dafür mögen hier einige Einfälle vom Diogenes stehen, die uns ein alter Vademecumschreiber, Diogenes von Laerte, aufbehalten hat.

Zu Olympia sah er einmal einige prächtig gekleidete Jünglinge aus Rhodus. Lauter Stolz! rief er aus. Da zeigte man ihm einige schmutzige Spartaner. Auch nichts als Stolz, sagte er, nur Stolz andrer Art. — Dasselbe pflegte indessen Plato von ihm selbst, und wohl mit Recht, zu sagen.

War es voll bey dem olympischen Spielen? fragte ihn ein Athener. „Viel Zuschauer, aber wenig Menschen“ war die Antwort. Ein andermal, da er von Sparta nach Athen zurückkam, fragte ihn einer, wo er herkomme. „Aus den Wohnungen der Männer in die Gemächer der Weiber.“ — Die Leute lachen über dich, Dioge-

nes, sagte ihm ein andrer. „Kann seyn, antwortete er, ich aber werde nicht verlacht.“ — Warum issest du auf dem Markte? „Weil mich auf dem Markte hungert.“ — Wie könnte man sich wohl am ärgsten an seinem Feinde rächen? „Dadurch, daß man tugendhafter würde.“ — Welches ist das gefährlichste Thier? „Unter den wilden, der Verläumder; unter den zahmen, der Schmeichler.“ — Was für ein Landsmann bist du eigentlich? „Ein Weltbürger.“ — Ach, sagte einer, er ist aus Sinope; da haben sie ihn verurtheilt, die Stadt zu verlassen. „Und ich habe sie verurtheilt, drinnen zu bleiben,“ versetzte Diogenes.

Einmal lief er am hellen Mittage mit einer Laterne auf vollem Markte umher. Die Leute lachten, und fragten ihn, was er suche. „Ich suche einen Menschen,“ antwortete er. Ein andermal hörte er einen schönen Jüngling etwas Unanständiges sagen, und sah, daß ein anderer darüber verschämt erröthete. „Brav, mein Sohn, sagte er zu diesem, das ist die Leibfarbe der Tugend.“ Und zu dem andern fuhr er fort: „Schämst du dich nicht, eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide hervorzuziehen?“ *)

*) Aehnlich ist die Erinnerung eines neuern italiänischen Volksnarren an einen schön gekleideten Jüngling: „du solltest dir entweder deinen hübschen Rock ausziehen oder etwas besseres sprechen.“

Er wollte auch nach Sicilien reisen, allein das Schiff ward unterweges von Seeräubern angegriffen und weggenommen, und die sämmtliche Mannschaft in die Sklaverey verkauft. Den Diogenes rührte dieser Unfall wenig, obgleich keine Freunde sich finden wollten, die ihn, wie den Platon, loskauften. Auf den Sklavenmarkt geführt, ward er von einem Korinther erhandelt, der ihn zum Aufseher seines Hauswesens und seiner Kinder machte. Diogenes stand beiden Aemtern so gut vor, daß sein Herr zu sagen pflegte: ein guter Geist ist in mein Haus gekommen. Er blieb hier bis in sein hohes Alter, und starb, ein fast neunzigjähriger Greis. Auch ihm errichteten die Griechen eine marmorne Gedächtnißsäule.

78.

Die beiden Dionyse.

(405 — 343.)

Auch nach Sicilien wollen wir noch auf kurze Zeit den Blick wenden, welches während dieses Zeitraums gleichfalls der Schauplatz wichtiger Begebenheiten und großer Männer gewesen ist, die auch ihre gleichzeitigen Geschichtschreiber gefunden haben; nur Schade daß diese für

uns verloren gegangen sind. Die Quellen, aus denen uns hier noch zu schöpfen erlaubt ist, sind hauptsächlich zwey spätere, nicht sehr sorgfältige Zusammenschreiber, Diodor von Sicilien, der etwa um die Zeit von Chr. Geb., und Plutarch, der beinahe 100 Jahre später, also ein halbes Jahrtausend von jenen Begebenheiten entfernt, lebte.

Seit dem Unglück der Athener in Sicilien hatten die Syrakuser einige 20 Jahre in einem ewig fluthenden Wechsel von Demokratenherrschaft, Anarchie und Tyranney zugebracht. Wie die Griechen an den Persern, so hatten sie an den Karthagern ihre stets aufmerksamen Feinde, die sich freuten, die Pest der Zwietracht recht verheerend in ihren eignen Mauern gegen sie wüthen zu sehen, und die manchen günstigen Zeitpunkt benutzten, ihre alte Herrschaft und Handelsüberlegenheit auf der Insel wieder herzustellen

Diese äußere Gefahr machte es, wie gewöhnlich, dem Feldherrn, der diese Gefahr mit Glück bestritten, leicht, sich vermöge der ihm ergebenen Kriegsmacht auch zum Despoten über seine Mitbürger aufzuwerfen. So gelangte der obenerwähnte Gönner des Platon, der ältere Dionysius, 405 v. Chr. zur Tyranney in Syrakus, einem gefährlichen Posten, wie wir wissen, in welchem er sich nur durch ein stehendes

Heer von italischen und afrikanischen Miethssoldaten, durch fortgesetztes Kriegführen mit den Feinden, und durch die geschickteste Abwechselung von List, Güte und Strenge erhalten konnte. Daraus muß man sich die mancherley einander scheinbar widersprechenden Anekdoten von ihm erklären, z. B. die von den beiden Freunden Damon und Phintias, die von dem Philosophen, dem er die Ermahnung, das Ende zu bedenken, so theuer bezahlt haben soll; die von dem Obersten, den er hinrichten ließ, weil ihn derselbe im Traum erstochen zu haben erzählte, und so manches andere, das wohl ganz natürlich aus seiner Lage floß. Mißtrauen mußte allerdings sein lebhaftester Affect seyn, da der Neid und der leidenschaftliche Unverstand so vieler Tausende ihm unaufhörlich den Tod wünschte. Kann man es ihm verdenken, daß er eine eigene durch Mauern, Gräben und Zugbrücken befestigte Burg bewohnte, daß er jede Nacht sein Schlafzimmer wechselte, sich von seiner Tochter barbiren ließ, niemanden in seinem Zimmer sprach, der nicht vorher draußen den Mantel gewechselt, und auch den neuen Mantel beim Eintritt erst ausgeschüttelt; daß er zum Volke nur von einem hohen Thurme herab redete, und daß er seinen eigenen Sohn, von aller vernünftigen Erziehung fern, nur unter den Weibern im Innern des Schlosses aufwachsen ließ? Und muß man ihm

nicht

nicht bedauernd Recht geben, wenn er nach der, gleichfalls aus den Lesebüchern bekannten, Anekdote vom Damokles (∪) sein Leben mit dem Zustande eines Glücklichen verglich, über dessen Haupte ein Schwerdt an einem Pferdehaare hinge? Daß er der Statue des Asklepios den goldnen Bart und der des Zeus den goldnen Mantel abnehmen und einschmelzen ließ, machten vielleicht die theuren Söldner nöthig, und daß er darüber so öffentlich scherzen konnte *), beweisset wenigstens, daß die Volksreligion zu seiner Zeit in dem sittenlosen Syrakus schon mehr verfallen gewesen sey, als selbst in Athen.

Er starb endlich, (367 v. Chr.) und nicht so gewaltsam, wie er sein ganzes Leben hindurch gefürchtet hatte. Nach ihm riß sein Sohn, der jüngere Dionysius, durch Hülfe der Miethssoldaten die Herrschaft über Syrakus an sich, und feierte gleich seinen Regierungsantritt mit einem Schmause, der neunzig Tage hinter einander dauerte, während welcher Zeit nichts Ernsthaftes vorgenommen werden durfte. Er war nicht ohne Talent, aber durchaus ohne Bildung

*) Von der ersten sagte er nämlich, es sey unschicklich, daß der Sohn einen Bart trage, da doch der Vater (Apoll) keinen habe; und von der zweiten: ein goldner Mantel sey im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt.

und Erfahrung; der Glanz der Herrschaft machte ihn schwindlicht, er beging tausend Thorheiten, und erschöpfte sich in sinnlichen Vergnügungen. Sein ernster Oheim, Dion, Platons Freund, suchte ihn an wissenschaftliche Beschäftigungen zu gewöhnen, und brachte ihm auch sogar eine Sehnsucht nach Platons Umgange bey. Aber wir wissen schon, daß nach wenigen Jahren der Oheim und der Philosoph nach Athen flüchten mußten.

Das Volk hatte den Dion geschätzt, und haßte darum den Dionys noch mehr. Ein einziges altes Weib ward täglich im Tempel betend für des Tyrannen Leben angetroffen. Man sagte es ihm an, er ließ sie zu sich kommen, und fragte sie, warum sie denn so sehr seine Erhaltung wünsche. „Ach, sagte sie, ich habe nun schon vier verschiedene Regierungen erlebt, und eine war immer schlimmer als die andere. Dein Vater, glaubten wir, hätte es am ärgsten gemacht, und wir freuten uns sehr auf dich, aber du übertriffst ihn noch an Ungerechtigkeit. Daher fürchte ich, wenn du stirbst, daß noch ein Aergerer über uns komme." Dionys lachte und ließ die Alte gehen.

Dion, der mit einem glänzenden Hofstaate in Athen lebte, entschloß sich, aus seinem eigenen Vermögen Miethstruppen zu werben, und damit den Dionys in Syrakus feindlich anzugreifen.

Er wählte eine Zeit, da dieser abwesend, in Italien, war, und erschien, allen Siciliern willkommen, mit einer kleinen Flotte an der Küste. Das Volk eilte ihm haufenweise zu, und vergrößerte sein Heer. So rückt er ohne Widerstand in Syrakus ein, wird feierlich empfangen und mit Blumen beworfen, und richtet sogleich eine republikanische Regierung ein. Das Volk weiß sich in seiner Freude nicht zu mäßigen, es ermordet alle Anhänger und Günstlinge des Tyrannen, und seine Lohnsoldaten ziehn sich furchtsam in das feste Schloß zurück. Hieher kam auch Dionysius heimlich, und ließ dem Dion die freundlichsten Anerbietungen machen. Als aber die Unterhandlungen anfangen sollten, that er plötzlich einen heimtückischen Ausfall aus seinem Schlosse mit allen seinen Miethssoldaten auf die fremden Truppen, wobey Dion selbst verwundet ward. Er ward aber zurückgeschlagen, und da er nun keine Schonung mehr erwarten durfte, so entfloh er heimlich in der Nacht aus Sicilien, und überließ das Reich seinem Schicksale.

Seinem Schicksale, nicht dem Dion; denn dieser erfuhr dasselbe, was alle rechtschaffene Männer in Freistaaten erfahren haben, wo der unwissende und eifersüchtige Pöbel der Richter seiner Beherrscher ist. Das Volk glaubte, Dion habe selbst Absichten auf die Oberherrschaft, und

fürchtete ihn wegen seines Ernstes. Man suchte ihn daher zu unterdrücken, und stellte ihm einen andern Volksanführer entgegen. Dion verließ voller Unwillen und Verachtung eine Stadt, die so klein von ihm dachte, und zog sich mit seinen fremden Truppen nach Leontium. Bald darauf sandte der entflohene König, von Italien aus, noch ein Heer nach Syrakus, welches die Stadt plötzlich überfiel, die Mauern niederriß, mit unerhörter Wuth mordete, brannte und plünderte, und sich zuletzt des festen Schlosses bemeisterte. Ein allgemeines Schrecken und Geheul erfüllte jetzt die Stadt. Man sandte nun wieder Boten zum Dion, die ihn kniend und mit Thränen baten, das Geschehene zu vergessen, und nur diesmal noch den bedrängten Bürgern zu Hülfe zu kommen. Dion wandte sich in Gegenwart der Gesandten zu seinen Soldaten, und fragte sie: „Wollt ihr diese Undankbaren noch einmal erretten?" Sie schienen den Entschluß ihres Führers zu erwarten, der endlich den Befehl zum Marsche gab. Unterdessen hatten die Königlichen in der Stadt ausgetobt, und schienen sich im Schlosse ruhig zu verhalten. Sogleich wurde das Volk wieder übermüthig, sandte dem Dion neue Boten entgegen: es sey nun nicht mehr nöthig, daß er komme; und verschlossen die Thore, um ihn nicht einzulassen.

Am folgenden Morgen thaten indessen die

Miethstruppen einen neuen Ausfall aus dem Schlosse, und richteten eine entsetzliche Verwüstung in der Stadt an. Menschenblut floß stromweise auf den Straßen; die wehrlosen Bürger wurden rein ausgeplündert, und viele sahen ihre Häuser in fürchterlicher Lohe auffliegen. Wie willig öffnete man nun dem Dion die Thore! Er drang mit den Seinigen hinein, und eilte den Feinden entgegen. Ein wüthendes Gefecht beginnt aufs neue in den Straßen von Syrakus, das Pflaster ist mit Leichnamen überdeckt, und die besiegten Miethssoldaten räumen endlich das Schloß und ziehen ab. Dion, mäßig als Sieger, bescheiden in seinem ganzen Wesen, freigebig gegen jedermann, konnte noch immer nicht das Mißtrauen des Volks überwinden. Unaufhörliche Kabalen verbitterten ihm die Früchte seiner Siege, und endlich erlag er einer Verschwörung, an deren Spitze ein Elender stand, den er selbst aus dem Staube hervorgezogen hatte. Gedungene Mörder überfielen ihn eines Abends, da er von der Arbeit ruhend in seinem Hause saß, und wollten ihn mit bloßen Händen erwürgen. Da das aber zu lange währte, so reichte endlich einer der Verschwornen, der draußen stand, ein Schwerdt durchs Fenster herein, und so ward der unglückliche Dion wie ein Schlachtthier, indem man ihn an Händen und Füßen festhielt, todt gestochen.

Acht Jahre lang dauerte hierauf jener unglückliche Zustand in Syrakus fort, wo das Reich ohne Oberhaupt ist, bald diese bald jene Faction sich aufwirft, und jede sich durch Grausamkeiten zu behaupten sucht. Hinrichtungen und Gütereinziehungen waren das tägliche Geschäft jener flüchtigen, immer wechselnden Blutregierungen, und wer heut im Rathe gesessen und Todesurtheile gesprochen hatte, verlor oft morgen schon seinen eigenen Kopf. Schrecklich erscheint die Menschheit in solchen Auflösungen. Das Ende dieser Revolutionsgräuel war, daß die Syrakuser, matt und abgeängstigt, zuletzt doch den Dionysius wieder aufnahmen, als derselbe einen günstigen Zeitpunkt ergriffen, und sich nach einer zehnjährigen Verbannung durch Hülfe neugeworbener Miethsvölker wieder Ansehen verschafft hatte.

Aber ganz gedämpft war darum der demokratische Geist doch noch nicht. Diejenigen, die jetzt alles von der Rache des Zurückgekehrten zu fürchten hatten, baten den Tyrannen von Leontium, Hiketas (∪), und die Mutterstadt von Syrakus, Korinth, um Hülfe. Beide bezeigten sich willig, ja auch die Karthager rüsteten sich, und so schien der blutige Streit jetzt erst recht ausbrechen zu wollen.

79.

Timoleon.

(† 337 v. Chr.)

Die Korinther selbst waren eben um diese Zeit einer großen eignen Gefahr entgangen. Timophanes (v), einer ihrer reichsten und vornehmsten Mitbürger und ein Mann von Herrschsucht und kühnem Unternehmungsgeiste, hatte sich durch Hülfe eines mächtigen Anhangs im Pöbel zur Alleinherrschaft aufschwingen wollen, war aber nahe am Ziele von seinem eigenen Bruder Timoleon, einem eifrigen Demokraten, auf öffentlichem Markte umgebracht worden. Dieser seltsame Vorfall erregte eine große Spaltung in der Stadt. Die eine Partey wollte den Timoleon als Brudermörder bestraft, die andere als Tyrannentödter belohnt wissen. Endlich nach der Dazwischenkunft der syrakusischen Gesandten vereinigten beide Theile sich dahin, man wolle ihn gegen den dortigen Tyrannen schicken, und nach seiner Ausführung dieses Geschäfts seinen Lohn oder seine Strafe bestimmen.

Diodor und Plutarch schildern uns den Timoleon als einen Mann von großer Einsicht, festem Sinn und wahrer Bürgertugend. Er selber betrachtete das schwere aber schöne Geschäft, das ihm aufgelegt war, gleich den Arbeiten des

Herkules als ein ihm von den Göttern dargebotenes Mittel, vor ihnen und dem eignen Gewissen seine schwere Blutschuld abzubüßen, und vielleicht entledigte er sich gerade deswegen so völlig tadellos und edel seines Auftrags. An der Spitze von nur 1200 Mann, auf einer kleinen Flotte von 10 Schiffen, segelte er 345 v. Chr. von Korinth ab. Er fand ganz Sicilien im Aufruhr. Die Karthager, die dies für den günstigsten Zeitpunkt gehalten hatten, sich die Insel zu unterwerfen, waren mit einer großen Kriegsmacht gelandet, und hatten sich mit dem Hiketas vereinigt. Außer diesem nahmen auch die Beherrscher aller übrigen sicilischen Städte an dem allgemeinen Kriege Theil. Timoleon mußte im ersten Jahre nur darauf denken, mehrere derselben durch Unterhandlungen und Bündnisse an sich zu ziehen. Erst im zweiten konnte er näher nach Syrakus rücken. Hier sah man ein wunderlich gemischtes Menschengetümmel. Dionysius hatte die Insel, auf der sein Schloß stand, inne; Hiketas die Neustadt und das Quartier Achradina; Timoleon das Uebrige der Stadt, und im Hafen lagen die Karthager mit 150 Kriegsschiffen, unweit welchen sie ein Lager für 150,000 Mann Landtruppen aufgeschlagen hatten.

Im dritten Jahre erhielt Timoleons Macht, theils durch Verstärkung aus Korinth, theils durch den Beitritt der meisten sicilischen Städte

so sichtbar das Uebergewicht, daß Dionysius für das sicherste hielt, die vorgeschlagene Kapitulation anzunehmen. Er übergab demnach das Schloß gegen freien Abzug mit dem Rest seiner Schätze, und entsagte für immer der Herrschaft über Syrakus. Jetzt zogen sich auch Hiketas und die Karthager zurück, und überließen dem Timoleon die Stadt.

Der Mann, welcher sonst als König über 400 Kriegsschiffe geboten hatte, fuhr jetzt in einem schlechten Transportschiffe nach Korinth, um dort ein Gegenstand der Neugier, der Schadenfreude und des Spottes zu leben. Er vertrieb sich die Zeit mit Weibern und in den Sälen der Weinschenker und Salbenhändler, auch soll er junge Mädchen im Singen unterrichtet haben. Dabey gaben ihm die kecken griechischen Stutzer oft Gelegenheit, seinen Witz zu üben. Einer z. B. schüttelte einmal beim Hereintreten nach der oben erwähnten sicilischen Hofsitte seinen Mantel, als ob er zeigen wolle, er habe keinen Dolch darin. „Mein Freund, sagte Dionys, schüttle dich lieber, wenn du weggehst, damit ich sehe, daß du mir nichts mitnimmst." Einem andern, der ihn fragte, was ihm denn nun Platons Weisheit geholfen habe, antwortete er: „Meinen jetzigen Zustand so zu ertragen wie ich thue." Auf die Frage, warum er den Platon so ungnädig von seinem Hofe entlas-

sen habe, erwiederte er sehr offenherzig: „Unter allen Uebeln, welche einen König umgeben, ist keines so groß, als daß niemand der sogenannten Freunde freimüthig mit ihm spricht, und durch solche Leute kam ich um das Wohlwollen des Platon.“ Als Philipp von Macedonien zu dem obenerwähnten Kongreß nach Korinth kam, lud er auch den Dionys zur Tafel. Hier spöttelte er viel über die Lieder und Tragödien, die der ältere Dionys hinterlassen, und sagte zuletzt: „ich kann nur gar nicht begreifen, zu welcher Zeit dein Vater alle das Zeug gemacht haben muß.“ Mit rühmlicher Kühnheit antwortete Dionysius: „Es geschah immer in der Zeit, die du und deines Gleichen verschwelgen.“

Das einst so blühende, reiche Syrakus sah jetzt einer großen, schauerlichen Ruine ähnlich. Allenthalben erblickte man die traurigsten Spuren des langen Krieges und der fürchterlichsten Revolutionen. Die Häuser lagen in Asche, die Einwohner schienen ausgestorben, der Marktplatz war mit Gras bewachsen, und in den Vorstädten stellte man Jagden an. Timoleon bat Korinth um neue Kolonisten für das menschenleere Syrakus, und die Korinther ließen öffentlich bekannt machen, daß jeder sicilische Flüchtling, oder welcher Grieche sich sonst dort niederlassen wolle, hinkommen, und eine freundliche Aufnahme, Schutz und Unterstützung finden solle. Auf

diese Einladung kamen die armen Ausgewanderten schaarenweise zurück, die Häuser wurden wieder aufgebaut, Timoleon traf eine neue Vertheilung der Ländereien, richtete eine republikanische Regierung ein, und ließ das Schloß, diese furchtbare Residenz des Tyrannen, mit allen seinen Festungswerken dem Erdboden gleich machen.

Doch so geschwind ließen ihm die Tyrannen von Messana, Katana, Leontium u. s. w. noch keine Ruhe. Auch die Karthager thaten noch zwey furchtbare Landungen, und nur Timoleons Geist und seiner braven Korinther Tapferkeit konnte so viele Feinde endlich besiegen. Hiketas, der eifrigste derselben, wurde endlich von seinen eigenen Unterthanen gebunden ausgeliefert, und erlitt nach dem barbarischen Völkerrecht der Alten die Todesstrafe. Dasselbe widerfuhr dem Tyrannen von Katana, und der von Messana wurde sogar von seinen eigenen Unterthanen auf dem Theater zu Tode gegeißelt. Karthago machte Frieden, und so hatte Timoleon den Ruhm, ein unterdrücktes und lange von innern und äußern Feinden verwüstetes Land mit weniger Mannschaft, in noch nicht acht Jahren, von allen Tyrannen befreit, und ihm Ruhe und Wohlstand wieder geschenkt zu haben. Um aber für soviel Wohlthaten nicht Dions Schicksal zum Lohn davon zu tragen, verleugnete er sein gerechtes Selbstgefühl bis zur demüthigsten Be-

scheidenheit, sogar daß er zuweilen zu sagen pflegte, er danke der Gottheit, welche Sicilien habe erretten, und bey diesem Werke auch seinen Namen mit nennen lassen wollen. Auch er erbaute, wie Servius Tullius, der Glücksgöttin aus Dankbarkeit einen Tempel, und widmete sein ganzes Haus seinem heiligen Schutzgeiste. Zwey öffentliche Redner wagten es einmal, ihn wegen seiner Amtsführung zur Rechenschaft zu ziehen. Die Bürger wurden über diese Unverschämtheit so unwillig, daß sie einen Tumult erregten, aber Timoleon sagte ruhig: „Laßt sie doch! ich habe ja darum so viele Beschwerden auf mich genommen, damit hier jeder seine Freiheit haben sollte."

Diese kluge Mäßigung erreichte völlig ihren Zweck. Die Syrakuser baten ihn, sie nicht zu verlassen, und schenkten ihm ein schönes Landgut, auf dem er sein Alter im Kreise seiner Familie ruhig verlebte, geliebt von vielen tausend Bürgern, die er frey und glücklich gemacht hatte. Gegen das Ende seines Lebens verlor er das Gesicht, und nun war es rührend zu sehen, wie die dankbaren Syrakuser zu dem alten blinden Manne, wie zu einem Heiligen, wallfahrteten, wie sie den Fremden mit Stolz das Häuschen zeigten, in welchem der Wohlthäter des Landes wohnte, und wie endlich nach seinem sanften Verscheiden die ganze Stadt mit Thränen seine

Bahre begleitete, welche in einer langen Procession auch über den Schutt der zerstörten Tyrannenburg getragen wurde. Ueber seiner Asche führte man ein herrliches Monument auf dem Markte von Syrakus auf, und sein Andenken ward noch lange nachher durch jährliche Spiele gefeiert.

80.

Alexander.

(Geb. 356 v. Chr.)

Doch größere Begebenheiten rufen uns jetzt nach Griechenland zurück, herbeigeführt durch einen jener außerordentlichen Menschen, deren sich die Vorsehung, wie der Stürme und Erdbeben, bedient, um alte Formen einzureißen, gewisse Stoffe mehr durch einander zu werfen und zu verbreiten, und eine neue Ordnung der Dinge, ein neues Leben hervorzurufen. Daß Alexander von Macedonien ein solcher gewesen, hat noch niemand geläugnet; aber daß ihm dafür der Beiname des Großen gebühre, hat man in den neuesten Zeiten bezweifeln wollen. Man hat nämlich seine Thaten vor den Richterstuhl der bürgerlichen Justiz gezogen, und da freilich hat er als der verwegenste Frevler erscheinen müssen. Von

jenen aber, die ihn dennoch den Großen nennen, ist zu vermuthen, daß sie vielmehr die große Kraft des Mannes erwogen haben, und der Meinung gewesen sind, große Männer seyen in dem, was sie außerhalb ihrer Bürgerpflicht thun, auch außer dem Gesetze.

Die Alten haben als etwas besonders angemerkt, König Philipp von Macedonien habe die Nachricht von seines Sohnes Geburt an einem glücklichen Tage erhalten, als er nämlich so eben Potidäa erobert, und zugleich zwey andere frohe Botschaften empfangen habe, die eine daß sein Feldherr Parmenio die Illyrier bezwungen, die andere, daß sein Rennpferd in den olympischen Spielen den Preis erhalten. Auch das hat bedeutungsvoll geschienen, daß in derselben Nacht, in der Alexander geboren, der marmorne Dianentempel zu Ephesus, eins der Wunderwerke griechischer Baukunst, von einem Unsinnigen in Brand gesteckt wurde, der einzig die Absicht dabey gehabt haben soll, sich durch die Zerstörung dieses berühmten Kunstwerks einen Namen zu machen. Die Amphiktyonen, heißt es, befahlen zwar, daß niemand den Namen des Elenden nennen solle, allein er hat seinen Zweck dennoch, vielleicht eben durch das Verbot, erreicht, denn wir wissen noch heut zu Tage, daß er Herostratus, (✓) geheißen.

Damals hatte der Philosoph Aristote-

les (⏑), Platons Schüler *), den Ruf des größten und kenntnißreichsten Denkers. Philipp war Grieche genug, um ihm als dem würdigsten aller damals lebenden Menschen die Erziehung seines Nachfolgers aufzutragen, und meldete ihm schon 13 Jahre früher die Geburt desselben in

*) Geb. zu Stagira (⏑) auf der Gränze von Macedonien und Thracien, 384 v. Chr. aus einem angesehenen Geschlechte. Sein Vater Nikomachus (⏑) war Leibarzt und Vertrauter des macedonischen Königs Amyntas gewesen, und von ihm scheint der Sinn für die Naturforschung auf den Sohn übergegangen zu seyn. Dieser kam im 17ten Jahre nach Athen, genoß dort 20 Jahre lang den Unterricht des Plato, und ward nachher in seinem Vaterlande durch Alexanders Freigebigkeit in eine seinen Studien sehr günstige Lage versetzt. Viele hundert Menschen wurden dafür besoldet, Naturalien aller Art für den Aristoteles zu suchen. Nachher ging er wieder nach Athen, und lehrte 13 Jahre lang in dem Lyceum (dem dritten Uebungsplatze), von dessen Schattengängen (περιπατοις) seine Schüler den Namen Peripatetiker (Spaziergänger) erhielten. Die Gefahr, als Verletzer der Staatsreligion angeklagt zu werden, vertrieb ihn endlich aus Athen. Er starb zu Chalcis in Euböa 322 v. Chr. Er hat das erste System der Moral, der Politik, der Aesthetik und der Logik aufgestellt, und die Naturwissenschaft mit vielen neuen Entdeckungen bereichert. Der größte Theil seiner zahlreichen Schriften ist bis auf unsere Zeiten gekommen.

diesem Briefe: „Ein Sohn ist uns geboren. Wir danken den Göttern, die ihn uns zu einer Zeit geschenkt haben, wo ein Aristoteles lebt. Wir hoffen, du werdest aus ihm einen Fürsten bilden, seines Vaters und Macedoniens würdig."

Die Neigungen des Knaben waren schon früh so entschieden auf das Große und Ruhmwürdige gerichtet, daß der Unterricht des Weisen nur in so fern bey ihm haftete, als er mit diesen Neigungen in Berührung kam. Homer ward sein Lieblingsdichter; eine Abschrift der Ilias lag beständig unter seinem Kopfkissen; er ward nicht müde, die herrlichen Gesänge von den alten Heroen vor Troja zu lesen. In der Gymnastik that er es allen andern Knaben zuvor. Einmal, nachdem er eine bewundernswürdige Probe von seiner Schnelligkeit im Laufen abgelegt hatte, und jemand ihn fragte, ob er sich nicht zu Olympia sehen lassen wolle, antwortete er stolz: „Wenn ich mit Königen um die Wette laufen könnte!" Mit einem Interesse, das über seine Jahre war, bekümmerte er sich um die Staatsverhältnisse und politischen Ereignisse seiner Zeit. Als einmal persische Gesandte nach Macedonien kamen, fragte er sie mit solcher Klugheit aus, daß sie einen alten General zu hören glaubten, und nicht ohne Besorgniß an die Zeiten dachten, wo dieser Knabe Mann und König seyn würde. Oft auch, wenn man

ihm

ihm von seines Vaters neusten Siegen erzählte, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr übrig lassen!"

Einmal wurde dem König ein wildes thessalisches Pferd, Bucephalus (*) genannt, für den ungeheuren Preis von 13 Talenten, (gegen 16,000 Thaler) angeboten. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran, allein es ließ keinen aufsitzen, und Philipp befahl endlich das Thier wegzuführen, da es kein Mensch brauchen könne. Alexander bat seinen Vater, noch ihm einen Versuch zu erlauben. Er ergriff es beim Zügel, führte es gegen die Sonne, da er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute, streichelte es lange, ließ dann unvermerkt seinen Mantel fallen, und schwang sich plötzlich hinauf. Alsobald flog das Thier blitzschnell mit ihm davon, und alle Zuschauer zitterten für ihn. Als sie aber sahen, daß er endlich wieder umlenkte, und bald links bald rechts nach Willkühr das Roß tummelte, da erstaunten sie alle, und Philipp rief mit Freudenthränen, indem er ihn umarmte: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist für dich zu klein."

Im achtzehnten Jahre wohnte er der Schlacht bey Chäronea bey, und im ein und zwanzigsten war er König von Macedonien. Sein Erstes war, nach Korinth zu ziehen, und sich daselbst

von den griechischen Staaten die Würde seines Vaters als Oberfeldherrn gegen die Perser bestätigen zu lassen. Auch diesmal schickten die Spartaner keine Gesandten auf den Kongreß, alle übrigen Staaten hingegen fügten sich gehorsam seinen Vorschlägen.

Aber der große Entwurf kam in den ersten Jahren noch nicht zur Ausführung. Die Illyrier, im heutigen Dalmatien, rebellirten aufs neue; rohe Barbaren, die lebendige Kinder opferten. Sie mußten erst bezwungen werden, und dies veranlaßte einen gefahrvollen Zug bis jenseit des Ister (der Donau), auf welchem der junge König alle Beschwerden des Krieges gleich dem gemeinsten Soldaten trug. In Griechenland verbreitete sich unterdessen das Gerücht, er sey todt, und man freute sich schon, der korinthischen Verabredung entledigt zu seyn. In Athen reizte Demosthenes das Volk ohnehin beständig zum Hasse gegen Macedonien auf, und Theben ging gar so weit, die macedonische Besatzung niederzuhauen, und mit den Nachbarn Bündnisse gegen die neuen Herrscher zu schließen. Aber ehe sie sichs versahen, erschien Alexander gerüstet vor ihren Thoren. Noch wollte er ihrer schonen, aber sie selber griffen ihn an. In einem blutigen Gefechte wurden 6000 Theber erschlagen, die Stadt ward erobert, und der gereizte Sieger ließ nichts als die Tempel und das klei-

ne Haus des Dichters Pindar stehen. Von den Einwohnern wurden 30,000 als Sklaven verkauft, und nur die Gastfreunde seines Vaters, und wer nicht für die Empörung gestimmt hatte, ward verschont. Die Zerstörung Thebens sollte den andern Städten zum schrecklichen Exempel dienen, doch bereute Alexander selbst seine Hitze bald nachher, und war gegen die Athener desto gelinder. Wie achtungsvoll er den braven Phocion behandelt habe, ist schon oben erzählt worden.

Durch athenische Künstler hoffte er verewigt zu werden, daher besuchte er ihre Werkstätten fleißig. Er suchte sich selbst den Steinschneider aus, von dem er allein in Gemmen, den Bildhauer, von dem er in Metall, und den Maler, durch dessen Pinsel er vorgestellt seyn wollte. Er war übrigens weder groß noch schön, doch hatte er ein lebhaft freundliches Auge, schönes blondes Haar, und einen langen Hals. Merkwürdig ist des großen Malers Apelles Freimüthigkeit gegen ihn. Alexander, der überall gern das Wort führen und in allem den Kenner machen wollte, tadelte einmal an seinem Bildnisse die unrichtige Zeichnung des Pferdes, und befahl, sein Pferd selbst, der Vergleichung wegen, herbeizuführen. Es kam und wieherte sogleich das gemalte freudig an. „Siehst du, sagte der Maler, daß dein Pferd sich besser auf die

Kunst versteht, als du?" Als ein andermal der junge König mit vieler Selbstzufriedenheit und weniger Kenntniß von Gemälden räsonnirte, stieß ihn Apelles leise an, und sagte gutmüthig: „höre doch nur bald auf, Alexander; sieh nur, wie dort schon die Jungen lachen, die die Farben reiben."

Als er durch Delphi kam, war gerade das Orakel geschlossen. Er zwang die Priesterin mit Gewalt, mit ihm in den Tempel zu gehen, und ihm den Ausgang seines bevorstehenden Zuges zu prophezeihen. Nach langem Sträuben rief sie endlich aus: o Sohn, du bist unwiderstehlich! Sogleich ließ er sie los, indem er freudig versicherte, daß er kein anderes Orakel bedürfe noch begehre.

Und nun begann der ungeheure Eroberungszug, der das große persische Reich zerstörte, das Cyrus 200 Jahre vorher mit so vieler Tapferkeit gestiftet hatte. Dieses weitläuftige, fast unübersehliche Reich war seit Xerxes meistens von schwachen Königen regiert worden; innere Unruhen zerstörten seine Kräfte immer mehr, und die Satrapen oder Statthalter der einzelnen Provinzen lebten wie unabhängige Herren. Weichlichkeit und Ruhe entnervten das Volk, und weil es aus so verschiedenen Stämmen bestand, so war an Vaterlandsliebe und Gemeingeist nicht zu denken. Der gegenwärtige König Darius Ko-

domannus war ein sanfter, edelmüthiger Mann, der an dem Unglücke wahrlich nicht Schuld war, welches der junge Mensch aus Macedonien über ihn brachte. Aber ihm war es beschieden, nur im Unglück groß zu seyn, wie seinem Ueberwinder im Glücke.

81.

Alexander in Kleinasien. *)

(334—333 v. Chr.)

Fünf und dreißigtausend Macedonier und Griechen, geführt von einem 22jährigen Jüngling, brachen also auf, und marschirten über Amphipolis, Abdera, Maronea (-) und Sestos nach dem Hellesponte, wo sie schon am zwanzigsten Tage ankamen. Hier setzten sie auf Schiffen nach Asien über, und Alexander goß bey dieser Ueberfahrt, wie ehemals Xerxes auf seiner Brücke, aus goldner Schale ein Trankopfer aus. Beym Anlanden war er der erste, der ans asiatische Ufer sprang. Das Heer zog über die Ebene des ehemaligen Troja hin, wo man dem Alex-

*) Die jungen Leser werden hier abermals an die Landkarte erinnert.

ander noch die Grabmäler des Achill und Patroklos zeigte. „Glücklicher Achilleus! rief er aus, der du einen Homer zum Sänger deiner Thaten gefunden, der dein Gedächtniß unsterblich gemacht hat!" Er beging an dieser heiligen Stätte ein großes Opferfest, und marschirte dann auf den nahen Fluß Granikus (-) los. Hier hatte er die erste Gelegenheit, seine Feinde kennen zu lernen. Ein Heer, welches die zunächst wohnenden Statthalter zusammengebracht hatten, erwarte ihn am jenseitigen Ufer des Flusses. Parmenio, ein alter Freund und Feldherr Philipps, widerrieth den Uebergang im Angesicht der Feinde, aber Alexander bestand darauf, denn „der Hellespont würde sich ja schämen, sagte er, wenn wir dies Flüßchen fürchteten." Wirklich stürzte sich der kühne Jüngling sammt seinen Macedoniern hinein, und wadete glücklich hinüber. Die Schlacht begann; eine treffliche Stellung des macedonischen Heeres beförderte den Erfolg seiner Tapferkeit, aber bald wäre der allzumuthige Führer selbst ums Leben gekommen. Zwey persische Generale sprengten auf ihn los, denn der hohe Federbusch auf dem spiegelblanken Helme machte ihn kenntlich. Er vertheidigte sich tapfer, doch bekam er einen Hieb auf den Kopf, der selbst den Helm zersprengte, und als er sich zu dem Hauenden wandte, hob schon der zweite Perser den Arm zum Todesstreiche auf. Aber

in diesem Augenblick eilte Klitus, ein braver Macedonier, herbey, und schlug ihm mit einem fürchterlichen Hiebe von hinten Arm und Schwerdt zugleich zur Erde. Alexander erlegte darauf den andern Perser, und lenkte dann wieder mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart das Treffen, welches rühmlich gewonnen ward. Großmüthig theilte er die reiche Beute des persischen Lagers mit den Griechen, sandte auch 300 feindliche Schilde nach Athen, wo sie mit der Inschrift aufgehängt wurden: „Alexander, Philipps Sohn, und die Griechen, außer den Lacedämoniern, haben diese Rüstungen den Barbaren, die in Asien wohnen, abgenommen." — Die erbeuteten kostbaren Gefäße sandte er seiner Mutter.

Hierauf versicherte er sich der Seestädte an der ionischen Küste. Von Ephesus ging der Zug herunter nach Magnesia, Milet und Halikarnaß. Alle diese Städte wurden mit Sturmmaschinen erobert. In allen ließ er macedonische Statthalter zurück, die jedoch in der Verfassung nichts änderten. Parmenio ward nach Sardes vorangeschickt, und Alexander selbst zog immer fechtend und erobernd durch Lycien und Pamphilien nach Phrygien hinauf. Hier hörte er in der Stadt Gordium von eines ehemaligen phrygischen Königs Wagen, der wegen eines daran befindlichen Knotens von Hagedornenbast merkwürdig war. Weder Anfang noch Ende war an dem Knoten

zu sehen, und eine alte Sage ging, wer diesen Knoten löse, der werde das Land erobern. Alexander durfte also so nicht weggehen, und da das Auflösen unmöglich schien, so zerhieb er ihn mit dem Schwerdte.

Nachdem er sich durch die Pässe von Cilicien durchgeschlagen hatte, kam er bey großer Hitze, ganz mit Staub und Schweiß bedeckt, in der Stadt Tarsus, am Flusse Cydnus, an. Das klare frische Wasser und die schattichte Einfassung dieses Stromes luden ihn zum Baden ein, aber kaum war er hineingestiegen, als die unerwartete Kälte desselben ihn fieberhaft erschütterte. Er mußte herausgetragen werden; man zitterte für sein Leben. Kein Arzt getraute sich etwas zu verordnen, und der Unmuth des Königs, sich hier im schönsten Laufe seiner Siege so widrig aufgehalten zu sehen, vermehrte noch die Krankheit. Und gerade jetzt erscholl die Nachricht, König Darius sey mit einem zahllosen Heere im Anmarsche, ja er könne vielleicht in wenig Tagen schon hier seyn. In dieser Noth entschloß sich ein treuer Arzt, Philippus, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel zu wagen. Alexander wartete mit Unruhe auf den versprochenen Trank, als ein eilender Bote vom Parmenio aus Sardes ankam, mit einem Briefe des Inhalts: „Traue dem Arzte Philippus nicht, Darius soll ihn mit vielem Golde bestochen, und ihm seine

eigene Tochter zur Ehe versprochen haben.“ Alexander legte den Brief zusammen, und steckte ihn stillschweigend unter sein Kopfkissen. Der Arzt trat herein mit einer so ruhigen, edlen Miene, daß Alexander alles feige Mißtrauen sogleich verbannte. Indem er mit der Rechten die Schale an den Mund setzte, überreichte er ihm mit der Linken den Brief. Der König trank, der Arzt las. Voller Unwillen über die boshafte Beschuldigung warf dieser den Brief auf die Erde, und betheuerte seine Unschuld. „Ich weiß es ja, sagte Alexander; beruhige dich, nicht mich; der Ausgang wird dich rechtfertigen.“ Wirklich brachte die Arzney allmälig wieder neues Leben in den Kranken, und nach wenig Tagen zeigte er sich seinen Soldaten wieder, die ihn mit Jubelgeschrey empfingen, und dem glücklichen Arzte mit Händedrücken und Lobpreisungen dankten.

Darius war unterdessen mit seinem ungeheuren Heere wirklich schon durch die beschwerlichen Gebirgspässe in Cilicien eingedrungen, und stand bey Issus, nicht weit vom macedonischen Heere. Alexander ging ihm entgegen, und schlug die Perser völlig, nicht durch wilde Wuth oder durch einen glücklichen Zufall, sondern in der That durch die ungemeine Ueberlegenheit der griechischen Kriegskunst, wie man aus der weitläuftigen Angabe des Schlachtplans sehen kann, die uns Arrian, ein gründlicher Geschichtschrei-

der dieses Kriegszuges aufbehalten hat. Alexander erhielt auch in dieser Schlacht eine Wunde durch einen leichten Hieb in die Hüfte. Darius saß nach persischer Sitte während des Streits auf einem hohen Wagen, und ragte theils dadurch, theils durch seine Leibesgröße und durch sein edles Ansehen, vor allen Persern hervor. Die Macedonier drangen auf das Mitteltreffen, bey dem er sich befand, vorzüglich ein, und nachdem schon Hunderte seiner Getreuen um ihn gefallen waren, blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Aber der Wagen konnte wegen der rings um ihn gethürmten Leichname nicht aus der Stelle gerückt werden. Er ließ daher Mantel, Schild und Bogen darauf zurück, und floh auf einer Stute eiligst davon. Die Macedonier bekamen sein reiches Zelt, seinen Wagen und das ganze Lager in ihre Gewalt. Alexander erstaunte bey dem Anblicke der Kostbarkeiten, die Darius mit sich geführt hatte. „Das war es, wie es scheint, sagte er verächtlich, wodurch sich Darius als König zeigte."

Unter den Gefangenen befand sich auch des Darius Mutter, die schönste seiner Gemahlinnen und zwey seiner Töchter; denn wir wissen schon, daß den persischen Großen auch im Kriege ihr ganzes Hauswesen nachgefahren ward. Die Damen waren untröstlich, da sie hörten, daß Wagen, Schild und Mantel des Königs im Lager

der Macedonier seyen, und glaubten, der König sey selber todt oder gefangen. Alexandern rührte diese Klage; er sandte einen seiner Freunde in ihr Zelt, und ließ ihnen sagen, Darius lebe und sey nicht gefangen, sie möchten guten Muths seyn, es werde ihnen nichts unwürdiges geschehen. Ja am folgenden Morgen besuchte er sie selbst mit seinem Lieblinge Hephästion. Als beide in das Zelt traten, und die Königin Mutter nicht wußte, welches Alexander sey, ging sie auf den Hephästion zu, der schöner von Gestalt war. Und da dieser zurücktretend sie beschämte, sagte Alexander höflich: „Es ist kein Versehen begangen, denn dieser ist auch Alexander." — Die Damen wurden auf dem ganzen ferneren Zuge gar nicht als Gefangene gehalten, denn der junge König ging in seinem Betragen gegen sie dem ganzen Heere mit dem schönsten Beispiele der Ehrerbietung und Sittsamkeit vor.

Die Schlacht bey Jssus bereicherte die Sieger mit unermeßlicher Beute, denn außer dem, was man im Lager fand, fiel ihnen auch noch die königliche Kriegskasse in Damaskus in die Hände. Alexanders Freigebigkeit gegen seine Soldaten war so ausgelassen, daß es in der Welt keine lustigere Gesellschaft geben mochte, als das macedonische Heer in Persien. Alexander selbst liebte prächtige Abendmahlzeiten, und wandte zuletzt täglich auf seine Tafel 10,000 Drachmen (etwa

2000 Thaler). Dabey mußten alle seine Freunde seyn, und der fröhlichste war ihm der liebste. Auch Gesang und Spiel liebte er dabey, am meisten aber ward bey diesen Abendschmäusen geprahlt und geschmeichelt. Bacchus, Theseus und Herkules waren dann nichts gegen den Helden Alexander, ja die Schmeichler trugen kein Bedenken, ihn einen Gott zu nennen, und zu behaupten, Philipp sey sein wahrer Vater nicht. Der drey und zwanzigjährige Jüngling hörte in der That dergleichen Reden nicht ungern. Er selber sprach beim Trunke viel und heftig, daher erhitzte ihn schon ein wenig Weins übermäßig, und dann mußte man sehr behutsam mit ihm umgehen. Auf eine solche Betäubung folgte gewöhnlich ein langer Schlaf, oft bis gegen Mittag hin, ja manchmal schlief er den ganzen Tag. Das hinderte ihn aber nicht, wenn es seyn mußte, wieder alle Strapazen des Marsches, der Hitze und des Durstes willig zu übernehmen, ja er war manchmal so nüchtern, daß er an seine Officiere lange ernsthafte Reden gegen die Schwelgerey und Unmäßigkeit hielt.

82.

Alexander in Phönicien.

(v. Chr. 332.)

Von Issus verfolgte er den Darius jetzt nicht weiter, weil er sich erst Herr von der ganzen Meeresküste machen wollte. Hier waren die Phönicier noch ein mächtiges Volk. Sidon ergab sich zwar leicht, aber die Hauptstadt Tyrus, auf einer befestigten Insel gelegen, machte sich bereit zum hartnäckigsten Widerstande. Sieben Monate lang versuchten die Macedonier alles, was die damalige Belagerungskunst vermochte, und immer vergebens. Einzelnes von dieser merkwürdigen Kriegsarbeit lieset man in dem schon erwähnten Arrian auch jetzt noch mit Interesse.

Der Feldherr selber machte, während das übrige Heer der Belagerung oblag, mit einer auserlesenen Mannschaft einen Streifzug nach dem Gebirge Antilibanon, wo arabische Hirtenvölker wohnten. Auf diesem heftigen Marsche ermattete sein ehemaliger Lehrer Lysimachus (-), der ihn begleitete, dergestalt, daß er zurückbleiben mußte. Alexander wollte ihn nicht im Stiche lassen, er blieb daher bey ihm mit wenigen Leuten, und ließ die andern weiter ziehen. Darüber kam die Nacht heran, und die kleine

Gesellschaft mußte sich in einer wilden, unsichern Gegend auf der Erde eine Lagerstätte suchen. Ringsum sah man in der Ferne kleine Wachtfeuer der Araber durch die Nacht leuchten, und auch Alexander wünschte sich einen solchen Schutz gegen die Kälte und gegen die Thiere. Aber seine Begleiter waren von Müdigkeit ganz entkräftet. Auf einmal sprang er selbst auf, lief wie ein Reh auf das nächste Feuer zu, hieb in einem Nu die beiden Araber, welche dabey saßen, nieder, und kam eben so schnell mit einem großen Feuerbrande zurück. Am Morgen fanden sich seine übrigen Soldaten wieder zu ihm, die nicht mit Unrecht sehr besorgt um ihn gewesen waren.

Endlich ward Tyrus vermöge eines großen Dammes und vieler Sturmmaschinen im achten Monate erobert, und mußte für seine lange Gegenwehr ein unbarmherziges Schicksal leiden. Nicht nur, daß während des Sturmlaufens selbst 8000 Bürger getödtet wurden; noch 30,000 andere wurden in die Sklaverey verkauft, und die ganze schöne Stadt ward zerstört. Dies war das Ende des altberühmten, betriebsamen Handelsstaats, der frühen Pflegerin so vieler Künste, und der Mutter zahlloser Kolonien, die, wie sie, dem Handel ihre Größe verdankten. Tyrus ward zwar in der Folge wieder aufgebaut, es hat sich aber niemals wieder zu dem alten Glanze erhoben.

Die Beute war hier unermeßlich. Alexanders größte Freude war, seine Freunde damit zu bereichern. Fünfhundert Centner des kostbarsten Weihrauchs sandte er nach Hause, und hundert Centner Myrrhen erhielt allein sein ehemaliger Hofmeister Leonidas, „damit er nun nicht mehr so sparsam gegen die Götter seyn dürfe," wie es in dem begleitenden Schreiben hieß. Dies bezog sich auf ein Wort des alten Mannes zu dem Knaben Alexander: wenn er einmal das Land erobere, wo diese Specereien wüchsen, dann könne er so reichlich opfern, wie er jetzt thun wolle.

Alexander feierte diese Eroberung durch große Opfer, glänzende Umzüge mit dem ganzen Heere, und durch Kampf und Singspiele, bey denen die Sieger kostbare Preise erhielten. Doch sagt man, die Zerstörung von Tyrus habe ihn bald nachher eben so wie seine Härte gegen Theben gereut, und in der That war sie auch nur ein Werk des reinen Uebermuths, ohne alle politische Nothwendigkeit.

83.

Alexander in Aegypten.

(332—331.)

Aegypten, das noch immer dem persischen Scepter mit Widerwillen gehorchte, schien jeẑt eine leichte Eroberung. Gaza am Eingange ward mühsam erstürmt. Von da war man am siebenten Tage in Pelusium. Dann ging der Zug nach Heliopolis, Memphis, Canopus (-), und unweit dieser Stadt zeichnete Alexander den Plaẑ zu einer neuen ab, die dort auf seinen Befehl erbauet, und nach ihm Alexandria (-) genannt wurde. Hierher zog sich eine Menge phönicischer Flüchtlinge, und in kurzer Zeit ward die neue Stadt an der Stelle des zerstörten Tyrus der Siẑ des Welthandels.

Einer der gefährlichsten Wege war der Weg durch die brennende Sandwüste Libyens, nach dem Tempel des Zeus Hammon, auf welchem einst schon jenes Heer des Kambyses von giftigen Winden im Sande verschüttet worden war. Alexander beschloß dennoch die Reise zu diesem berühmten Orakel anzutreten, und fand sich endlich nach dem beschwerlichsten Marsche, auf dem er fast vor Durst verschmachtete, nach dem heiligen Orte hin. Was er dort erfahren habe, ist unbekannt; genug er war sehr zufrieden mit dem

Orakel,

Orakel, und ein Gerücht sagt, die Priester hätten ihn Göttersohn genannt. Sein Stolz wuchs von dieser Zeit an zusehends, wiewohl noch immer Züge eines edlen Geistes durch die Thaten seiner Leidenschaftlichkeit hindurch schimmerten. In Memphis hielt er wieder ein glänzendes Fest und prächtige Spiele, wozu die ungeheuren Brandschatzungen ihm die Mittel darreichten, auch richtete er sofort eine neue Regierung ein. Dies that er überall, sobald er eine Provinz erobert hatte, und so versorgte er Hunderte von seinen Officieren mit Statthalterschaften und andern hohen Würden. Ein ungeheurer Landstrich von Asien und Afrika war nun schon sein, und zollte ihm seine unermeßlichen Einkünfte, die es ihm leicht machten, dem gemeinsten Soldaten mehr zu schenken, als heut zu Tage ein General vom Könige erhält. Ein Päonierhauptmann brachte ihm den Kopf eines erlegten Feindes und sagte: „In unserm Lande erhält man dafür einen goldenen Becher." — „Doch nur einen leeren, antwortete Alexander. Ich will dir diesen voll einschenken, und ihn dir zutrinken." So verband er Gefälligkeit mit Freigebigkeit. Ein andermal sah er einen Soldaten einen Esel mit königlichem Gelde vor sich hertreiben. Der Esel war ermüdet, und konnte kaum mehr fort. Da nahm der Soldat ihm seine Last ab, und trug sie keichend selber. „Werde nicht müde, rief ihm Alexander

zu, sondern trage es den übrigen Weg noch vollends bis in dein Zelt, und behalte es für dich." — Einer seiner Spaßmacher bey Tische schien in Ungnade gefallen zu seyn. Er weinte darüber sehr, und bat, daß Alexander sich doch wieder mit ihm versöhnen möchte. Er thats, und nun verlangte der Schelm ein sicheres Unterpfand der Versöhnung. Was meint man, daß er erhielt? Fünf Talente, wenigstens sechs tausend Thaler! — Dem alten Parmenio schenkte er das Haus eines reichen Persers, in welchem sich allein ein Kleidervorrath von tausend Talenten am Werthe befand. Dem Antipater (v), einem andern Generale seines Vaters, schrieb er, er solle sich wegen der Unsicherheit eine Leibwache zulegen. Seine Mutter war mit dieser gränzenlosen Freigebigkeit sehr unzufrieden, ungeachtet sie selbst die reichlichsten Geschenke erhielt. Sie warf es ihm in jedem Briefe vor, daß er seine Freunde zu Königen mache. Und wirklich trieben diese Leute auch den Luxus aufs höchste. Einer ließ sich die Stiefeln mit silbernen Nägeln beschlagen, ein andrer ließ zu seinen Kampfspielen in Asien den Sand, mit welchem die Rennbahn bestreut wurde, auf vielen Kameelen aus Aegypten herholen. Philotas nahm auf die Jagd so viele persische Tapeten mit, daß man hundert Stadien (drittehalb deutsche Meilen) damit umstellen konnte. Viele rieben sich täglich für mehr als hundert

Thaler Salben ein, und ließen sich im Bade von einer Menge Sklaven bedienen. Alexander selbst stimmte nie in diese Ueppigkeiten ein. Man sah ihn mit der größten Anstrengung der Löwenjagd obliegen, ja er sandte einer Königin Ada von Karien, die er in ihrem Besitzthum gelassen hatte, die Köche zurück, mit der sie ihm ein Geschenk machen wollte, und schrieb dabey, sein Hofmeister Leonidas habe ihn zwey treffliche Köche kennen gelehrt, Arbeit, um das Mittagsmahl, und Mäßigkeit beim Mittagsmahle, um das Abendmahl schmackhaft zu machen. In seinem Zelte beschäftigte er sich gern mit Schreiben, besonders an seine entfernteren Freunde oder an seine Mutter. Es ist fast unglaublich, bis auf welche Kleinigkeiten sich die Sorgfalt für seine Freunde erstreckte. Er gab ihnen sogar Rath in ihren häuslichen Angelegenheiten, über einen weggelaufenen Sklaven u. dgl. Streitigkeiten einzelner Soldaten entschied er oft selbst, und bey Anklagen pflegte er ein Ohr zuzuhalten, um es, wie er scherzhaft sagte, für den Beklagten aufzusparen; alles Züge, die doch wahrlich keine gemeine Natur verrathen.

Aegypten war nun erobert, und der Zug ging wieder nach Phönicien zurück. Prächtige Spiele, Umgänge und Opferfeste verkündigten die Gegenwart der Sieger aufs neue. Dann ward Darius wieder verfolgt durch Syrien, Me-

sopotamien und Assyrien. Hier erschienen Gesandte von dem unglücklichen Könige, durch welche dieser ihm alle bis jetzt eroberte Länder bis an den Euphrat abzutreten versprach, und ihm noch dazu 10,000 Talente (zwölf Millionen Thaler) und eine seiner Prinzessinnen zur Gemahlin anbot, wenn er Frieden mit ihm machen, und von seiner Verfolgung endlich ablassen wollte. „Ich thäte es, sagte der alte Parmenio, wenn ich Alexander wäre." — „Ich auch, versetzte Alexander, wenn ich Parmenio wäre." Wenn es mir um den Genuß des ruhigen Besitzes, und nicht um den Ruhm des unbegränzten Erringens zu thun wäre. wollte er sagen. Darius erhielt eine stolze Antwort, doch ward ihm eine ehrenvolle Behandlung versprochen wenn er sich selbst freiwillig ausliefern würde. Noch wollte der Bedrängte eine Schlacht versuchen, vielleicht daß das Glück ihm diesmal lächelte. Er lagerte sich bey Gaugamela (-) mit mehr als hunderttausend Persern, und erwartete mit Zittern die Ankunft seines kühnen Gegners.

84.

Alexander in Persien.

(331—328.)

Bald nachher trafen die Heere in der Ebene von Gaugamela, nach Curtius*), von Arbela(-), zusammen. (331, 2. Oct.) Die Schlacht war fürchterlich, die Perser wehrten sich wie Verzweifelnde, denn sie fochten zum letztenmale für ihren guten König; aber Alexanders Kriegskunst behielt die Oberhand, und Darius floh abermals mit zurückgelassenem Wagen, Schilde und Mantel von dem mit Blut und Leichen weit überdeckten Schlachtfelde. Am Morgen vor dem Angriffe schlief Alexander so fest, daß Parmenio ihn mit Gewalt wecken mußte. „Herr, rief der alte General, du schläfst ja, als ob wir schon gesiegt hätten." „Haben wir denn nicht gesiegt, entgegnete der Held, da wir den Feind nun endlich vor uns haben, und ihn nicht erst durch Wüsten und Gebirge mehr aufsuchen dürfen?" Er sprang auf, warf über das sicilianische Oberkleid, das durch einen breiten Gürtel zusammen gehalten wurde, seinen Panzer von doppelter Leinwand, setzte den stählernen blitzenden Helm auf, und legte das gleichfalls stählerne, mit Edelsteinen besetzte Halsband an. Das prächtige Degengehenk

*) Ein römischer Biograph Alexanders.

flimmerte von ferne, er ergriff die Lanze, und schwang sich aufs Pferd.

Auch nach dieser Schlacht war die Beute unermeßlich. Opferfeste und Spiele verherrlichten den Sieg, und der Held ward unter allgemeinem Jauchzen zum Könige von Asien ausgerufen. Er stürmt nach Babylon, und nimmt es ein; Susa, die verlassene Königsstadt, ergiebt sich gleichfalls, und überläßt ihm ihre unermeßlichen Schätze. Persepolis, jene heilige Todtenresidenz der Könige, mit ihren majestätischen Marmormassen, weicht nach langem Blutvergießen dem Sieger. Viele tausend Maulthiere und Kameele werden mit den Reichthümern beladen, die man hier aus den königlichen Zimmern zusammenplündert. Vier Monate verweilt hier das Heer, und überläßt sich den unmäßigsten Schwelgereien und Wollüsten. Den Abend vor dem Aufbruche feiert Alexander selbst mit einem sybaritischen Schmause. Von Weindunst umnebelt giebt er hier allen Unverschämtheiten der vergötternden Schmeicheley Gehör, und als jemand — man nennt die Buhlerin Thais — den Einfall hat, man könne den Untergang des größten Reichs der Erde nicht höhnender feiern, als wenn man diesen Stammsitz der stolzen Perserkönige in Schutt und Asche legte, wie einst Xerxes in Griechenland die Tempel verbrannt habe, so springt Alexander zuerst

auf, ergreift eine Fackel, alle Gäste folgen ihm, die Soldaten laufen mit Feuerbränden hinterher, und in einem Augenblicke steht der unermeßliche Pallast in Flammen. Am andern Tage, als der Brand noch fortwährte, reute ihn auch diese That, und er befahl zu löschen. Aber es war zu spät. Was gerettet ward, steht noch bis jetzt, und erregt in dem verständigen Betrachter eine schmerzliche Sehnsucht nach dem, was vernichtet ist. *)

Unterdessen floh der arme Darius von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Alexander verfolgte seine Spur, und durch die angestrengtesten Märsche in den wildesten Einöden und Gebirgen bey brennender Hitze näherte er sich ihm endlich bis auf einige Tagereisen. Die Reise ging durch das Land der Meder und Parther. In den glühenden Sandwüsten verschmachtete fast das Heer vor Durst. Einige Soldaten hatten sich einmal in Schläuchen auf Mauleseln Wasser aus weiter Ferne hergeholt. Sie sahen den König lechzend am heißen Mittage auf seinem Pferde sitzen, und brachten ihm von dem Wasser einen Helm voll. Er nahm es, da er aber die Reiter um sich her die Köpfe niedersenken sahe, sprach er: „Wenn ich allein trinken wollte, so würden ja diese hier den Muth verlieren," und

*) S. oben S. 56.

gab das Wasser wieder weg. Die Reiter, welche die Enthaltsamkeit des Königs bewunderten, riefen, er solle sie nur immer weiter fortführen; „wir sind nicht ermattet, sagten sie, wir sind auch nicht durstig, ja wir halten uns nicht für sterblich, so lange wir solchen König haben."

Man erfuhr endlich, daß Darius ohne Heer sey, und daß einer seiner Diener, der Satrap von Baktrien, Bessus, ihn gefangen genommen habe, und ihn mit weniger Begleitung wegführe, entschlossen, sich selbst zum König von Baktrien aufzuwerfen. Alexander ließ darauf sein Fußvolk zurück, und setzte ihm bloß mit den Reitern nach. Tag und Nacht irrten sie in unbekannten Gegenden herum. Endlich erreichten sie die Hütten, wo die Fliehenden zuletzt übernachtet hatten. Bessus vernahm, wie nahe die Verfolger seyen, und da er nicht hoffen konnte, den königlichen Wagen in Sicherheit zu bringen, so ließ er ihn stehen, um nur sich selbst zu retten. Doch ehe er mit seinen Leuten auf raschen Pferden davon eilte, versetzten die Unmenschen dem unglücklichen Könige mehrere Dolchstiche, und ließen ihn hülflos auf seinem Wagen liegen.

Hier fanden ihn die vordersten Reiter Alexanders in seinem Blute. Er bat sie sterbend um einen Trunk Wassers für seine lechzende Zunge. Ein Macedonier brachte ihm etwas in seinem Helme. Das erquickte den Unglücklichen zum letz-

tenmale. „Freund, sagte er, das ist das höchste meiner Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander wird sie dir vergelten, und dem Alexander werden die Götter die Großmuth belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine rechte Hand.“ Der Macedonier ergriff gerührt die schon erstarrten Finger, und in dem Augenblicke hauchte Darius die edle Seele aus.

Gleich darauf kam Alexander herbeigeritten. Er war sehr bewegt bey dem Anblick, zog sein Oberkleid aus, und breitete es über den Leichnam, den er in dem königlichen Begräbnisse mit großer Pracht beisetzen ließ. Den Bruder des Königs nahm er unter seine vornehmsten Hofbedienten auf, und nun verfolgte er den Bessus durch Hyrkanien über den Kaukasus am kaspischen Meere hinauf bis in das Land der Scythen und Parther, mit denen es zu blutigen Gefechten kam. Endlich bekam er den Königsmörder in seine Gewalt, und ließ ihn schrecklich hinrichten. Am Flusse Jaxartes baute er ein zweites Alexandrien, und am Gebirge Paropamisus ein drittes. Beide wurden mit seinen unbrauchbar gewordenen Leuten und mit persischen Kolonisten bevölkert. Als auch diese nördlichen rauhen Länder erobert, und einem macedonischen Statthalter unterworfen waren, ging er nach

Baktra zurück, wo er sein Volk durch neue Opferfeste, Schmausereien, Kampfspiele und Geschenke belustigte. Seit dieser Zeit verspürte man an ihm eine auffallende Veränderung. Er nahm die üppige asiatische Tracht an, schien die macedonischen Sitten zu verachten, und die Perser sichtbar hervorzuziehen. Er vermählte sich auch mit einer Baktrierin, Roxane, deren Schönheit starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, und ließ 30,000 junge Perser in macedonischer Kriegskunst unterrichten. Das alles war den Soldaten nicht genehm; sie fürchteten, Alexander werde sich hier so wohl gefallen, daß er sie gar nicht wieder in ihr Vaterland zurückführen werde. Mit Unwillen aber sahen sie gar, daß er von seinen Schmeichlern sogar die knechtische Verehrung des Niederknieens annahm, die bey den persischen Königen üblich gewesen war. Einer lachte einmal darüber und wurde mit einem sehr ernsthaften Blick dafür bestraft. Selbst seine Freunde empörte dieser Stolz, und Kraterus (") und Klitus blieben um so fester der strengen macedonischen Sitte getreu. Nur Hephästion gab der Eitelkeit des Königs williger nach, und darüber sagte dieser selbst sehr treffend: „Hephästion liebt den Alexander, Kraterus den König."

Die unerwartete Erfahrung, daß man selbst bey einer so gränzenlosen Freigebigkeit und einem so freundschaftlichen Betragen auf die Länge

Kälte gegen sich erwecken könne, verstimmte sein wohlwollendes Gemüth sichtbar. Und jetzt mußte er gar von einer Verschwörung unterrichtet werden, um die selbst der Sohn des alten Parmenio wußte. Dieser junge Mensch, Philotas genannt, hatte sich ihm überhaupt durch sein übermüthiges Betragen schon verhaßt gemacht. Jetzt nun ward er seiner bösen Absichten überwiesen, und nach gehaltenem Kriegsrathe hingerichtet. Der Vater stand damals mit einem Heere in Hyrkanien; er hatte die Achtung der Truppen; dieser Philotas war sein einziger noch übriger Sohn gewesen von dreien, die alle auf diesem Eroberungszuge ihren Tod gefunden: wie gefährlich konnte er dort in der Entfernung dem Alexander werden. Zum ersten Male machte hier die eigene Gefahr den letztern grausam. Es wurden Meuchelmörder zu dem 70jährigen Greise gesandt, die ihm ein königliches Schreiben überreichen, und während er es las, ihn niederstoßen mußten. Eines andern seiner alten starrköpfigen Generale ward er durch einen ähnlichen Vorfall entledigt. Auf einem seiner schwelgerischen Tischgelage, als der Wein die Köpfe erhitzt hatte, erhoben sich die Schmeichler wie gewöhnlich, und verachteten Bacchus und Herkules Züge gegen ihres Führers Thaten. Der finstre Klitus, eben der, der einst am Granikus Alexandern das Leben gerettet hatte, konnte die unverschämten Lob-

sprüche nicht länger ruhig anhören; der Wein machte ihm Muth, er sprang auf und schrie laut: Alexander habe für sich allein noch gar nichts erobert, er sey ein Mensch, wie andre, sein Glück und seine Soldaten hätten alles für ihn gethan. Noch sey er weit entfernt von der gepriesenen Göttlichkeit, ja er handle sehr unrecht, daß er seine Unterthanen so weit vom Vaterlande mit sich herumschleppe, um seinen unersättlichen Eroberungsdrang zu stillen. Diese Reden erzürnten den König, aber desto heftiger schrie der trunkene Klitus. Man brachte ihn weg, weil man den König vor Zorn glühend aufstehen sah. Aber er war rasend genug, aufs neue lärmend und schimpfend in den Saal zu kommen, und nun hielt sich Alexander nicht länger. Blindwüthend riß er einer Schildwache die Lanze aus der Hand, und rannte sie dem — Retter seines Lebens durch den Leib.

Die Umstehenden bebten. In Alexanders Haupte war in dem Augenblick Zorn und Rausch verschwunden. Er erschrak vor seiner eigenen That, Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er den röchelnden Freund hinaustragen sah. Drey Tage und drey Nächte brachte er weinend auf seinem Lager zu, und rief unaufhörlich Klitus Namen. Die Soldaten, die ihn so lange nicht sahen, waren besorgt um ihn; die Freunde, die Schmeichler nahten sich, ihn zu trösten; sie über-

redeten ihn, daß Klitus Tod vom Schicksale beschlossen, und nur blindlings durch ihn vollstreckt sey. Die Zeit verwischte endlich auch diesen Schmerz, und der Zug nach Indien, den er bald darauf unternahm, erfüllte sein Gemüth wieder mit kriegerischen Planen.

85.

Alexander in Indien.

(v. Chr. 327.)

Indien, bisher noch von keinem Europäer gekannt, sollte jetzt von Menschen, die wenigstens 600 deutsche Meilen weit herkamen, erobert werden. Keine Sandwüsten, keine schroffe Felsen, nicht die Gluten des nahen Aequators, selbst nicht das leise Murren der Soldaten hielt den kühnen Mann in seinen Zügen auf. Unermüdet zog er von einem Reich zum andern; Monden vergingen oft mit der Belagerung einer Stadt, denn man fand hier zahlreiche, wohlhabende Völkerschaften unter mächtigen Rajahn, wie noch jetzt. Zuweilen war das ganze Heer beschäftigt, mit Schaufeln in den Händen, Mauern zu untergraben, Dämme aufzuwerfen oder Gräben zuzuschütten. Hier rückten sie Mauerbrecher her-

an, dort warfen sie Steine aus Maschinen; dort kletterten sie auf Sturmleitern empor. Alexander war immer der Thätigste, und scheute keine Gefahr. Um nicht durch vieles Gepäck auf dem Marsche aufgehalten zu werden, ließ er einmal alle Bagagewagen, mit der reichsten Beute beladen, verbrennen. Bey der Belagerung einer indischen Stadt, deren Einwohner jenseit eines Flusses zur Gegenwehr bereit standen, wollten die Macedonier nicht über diesen Fluß hinübergehen. Alexander ergriff seinen Schild, und schwamm zuerst hindurch, und nun folgte das ganze Heer ihm nach. Aus manchen Städten fand man die Einwohner schon bey Zeiten entflohen, viele hatten ihre eignen Häuser niedergebrannt. Die sich wehrten, wurden in Stücke zerhauen.

Einige Fürsten (Rajahe) dieser indianischen Völkerstämme lernte man als sehr verständige Männer kennen. Einer derselben, zwischen dem Indus und Hydaspes, Taxiles mit Namen, ward aufgefordert, sich zu ergeben. Er erschien mit edlem Anstande, und sprach zum Alexander: „Warum, o König, sollen wir mit Mordgewehren auf einander einhauen, wenn du nicht gekommen bist, uns das Wasser und den nothwendigsten Lebensunterhalt zu nehmen, denn um entbehrlicher Dinge willen sollte doch kein verständiger Mensch sich in Krieg und Todtschlag einlassen.

Was meine sogenannten Glücksgüter und Besizzungen betrifft, so bin ich gern bereit, von dem, worin ich mehr als du habe, dir mitzutheilen, und das, woran mirs fehlt, schäme ich mich nicht, von dir dankbar anzunehmen." Alexandern überraschte diese Anrede; er reichte dem Taxiles die Hand und sagte: „Also glaubst du wohl, daß es ganz ohne Streit unter uns abgehen soll? Nein, das geschieht nicht. Ich werde mich nicht von dir an Großmuth übertreffen lassen." Er schenkte ihm darauf Kostbarkeiten, die die Geschenke des Taxiles weit übertrafen, und ließ ihm zulezt noch tausend Talente auszahlen, welches die Macedonier mit scheelen Augen ansahen. *)

Aus einer Stadt Nyssa, die Bacchus erbaut haben sollte, kamen Gesandte zu ihm ins Lager. Sie fanden ihn ganz in Waffen, und von dem beschwerlichen Marsche mit dickem Staube bedeckt; nichts Königliches unterschied ihn von seinen Begleitern. Sie konnten darüber ihr Erstaunen nicht verbergen. Man brachte ein Polster, und Alexander, welcher stehen blieb, nöthigte den ältesten der Gesandten, sich darauf zu sez-

*) So wünschte ihm Meleager, einer der Generale, über Tische spöttisch Glück, daß er doch wenigstens in Indien einen Mann gefunden habe, der tausend Talente werth sey. Worauf Alexander nichts weiter erwiederte, als daß neidische Menschen sich selbst eine Quaal seyen.

zen. Das edle Betragen dieses Greises gefiel dem Könige, und als jener nach den Friedensbedingungen fragte, antwortete Alexander: „Sie sollen dich zu ihrem Beherrscher annehmen, und mir hundert von ihren besten Männern zu Geiseln senden." — Ey, sagte lächelnd der Greis, ich würde besser regieren können, wenn ich dir nicht die besten, sondern die schlimmsten schicken dürfte. — Alexandern gefiel die Antwort, und er ließ es nur bey wenigen Geiseln bewenden.

Am Flusse Hydaspes zog ihm ein indischer König, Porus, mit einem zahlreichen Heer, großen Streitwagen und vielen Elephanten entgegen. Nach einem langen und blutigen Treffen wichen endlich die Indianer, und der schwer verwundete Porus ergab sich; ein schöner Mann, dessen hohe und edle Bildung den Sieger sogleich für ihn einnahm. „Wie willst du behandelt seyn?" fragte ihn Alexander. — Königlich, war die Antwort. — „Erbitte dir etwas." — In dem Worte königlich liegt alles, was ich zu bitten habe. — Dem edlen Manne widerfuhr die Achtung, die er verdiente; er blieb im Besitze seines Landes, ja Alexander fügte ihm noch ein großes Stück der angränzenden Gebiete hinzu.

Nach diesem Siege wurden, wie gewöhnlich, glänzende Opfer gehalten, die Todten ehrenvoll bestattet, und fröhliche Fecht- und Reiterspiele angestellt. Auch zwey neue Städte sollten

ten das Gedächtniß der hier vollbrachten Thaten verewigen. Die eine, auf dem Wahlplatze selbst, ward Nicäa (Siegsstadt), die andere, am Orte des Uebergangs über den Hydaspes, Bucephala (-) genannt, dem treuen Streitrosse des Helden zu Ehren, das hier im 30sten Jahre an einer Ueberhitzung gestorben war. Wie dies merkwürdige Thier vom Alexander zuerst war gebändigt worden, so hatte es auch bis an sein Ende keinen andern als ihn aufsitzen lassen.

Sieben und dreißig Städte in diesem blühenden, volkreichen Lande, unter denen die kleinsten nicht unter 5000, die meisten aber über 10,000 Einwohner hatten, ergaben sich hierauf, nebst vielen Dörfern, freiwillig den Fremdlingen. Mehrere Rajahe und Nabobe sandten Geschenke, gewöhnlich auf Elephanten, entgegen; mit andern, kriegerischern Völkern mußte erst heftig gestitten werden. Ueber den Acesines (-) und Hydraotes (-) gelangte man, wie vorher über den Indus und Hydaspes, auf Schiffbrükken. Die Zahl der in Indien allein unterworfenen Städte giebt Arrian auf 2000 an, die der Völkerstämme auf 7. Zum Oberhaupte aller machte Alexander den Porus. Die einzelnen Beherrscher wurden in ihren Würden gelassen.

In dem alten ehrwürdigen Lande der Hindus traf er einige von den Priestern und Weisen dieses Volks auf einer Wiese. Diese stampf-

ten bey seinem Anblick mit ihren Füßen den Boden. Die Dollmetscher brachten darüber von ihnen diese Erklärung heraus: „Jeder Mensch besitzt soviel Erde, als er braucht, um darauf zu stehen. Du zwar scheinst aus einer unersättlichen Begierde weit mehr zu verlangen, aber nach deinem Tode wird dir doch nicht mehr übrig bleiben, als nöthig seyn wird, deine Gebeine zu umschließen." Alexander lobte diese Rede, und wünschte einen von diesen Philosophen mit sich zu nehmen; es wollte ihm aber niemand folgen, bis sich endlich einer, Namens Kalanus, überreden ließ, der aber von seinen Brüdern deshalb sehr getadelt ward.

Plutarch, der freilich seine Nachrichten weit unkritischer gesammelt hat, als der gründliche Arrian, erzählt noch von diesen sogenannten Gymnosophisten, sie hätten ihren König (Rajah) Sabbas, zum Widerstand aufgereizt, und dafür hätten viele mit dem Leben büßen müssen, zehne aber seyen in die Gefangenschaft gerathen. Mit diesen habe Alexander eine Probe anstellen wollen, ob das, was man ihm von der Geübtheit dieser Leute in schnellen und treffenden Antworten gesagt, gegründet sey. Er habe daher jedem eine Frage vorgelegt, nach vorhergegangener Drohung, den ersten, der schlecht antworten werde, hinrichten zu lassen, und nach

ihm alle andern. Die Fragen seyen folgende gewesen:

„Sind der Lebendigen mehr, oder der Todten?"

Erster Gymn. Der Lebendigen, denn die Todten sind nicht mehr.

„Ernährt das Meer oder die Erde größere Thiere?"

Zweiter G. Die Erde, denn das Meer ist ein Theil der Erde.

„Welches ist das listigste Thier?"

Dritter G. Dasjenige, welches die Menschen noch nicht kennen.

„Warum habt ihr euren König zum Aufstande bewegt?"

Vierter G. Weil wir wünschten, daß er lieber mit Ehre leben als mit Schande sterben möchte.

„Was war früher, der Tag oder die Nacht?"

Fünfter G. Der Tag war um einen Tag früher da, als die Nacht.

„Das ist schwer zu verstehen."

Fünfter G. Auf schwere Fragen gehören schwere Antworten.

„Wie kann sich jemand die größte Liebe erwerben?"

Sechster G. Wenn er der Mächtigste, und doch nicht fürchterlich ist.

„Wie kann ein Mensch zum Gotte werden?"

Siebenter G. Wenn er etwas thut, das keinem Menschen zu thun möglich ist.

„Ist das Leben stärker, oder der Tod?"

Achter G. Das Leben, weil es so viele Uebel aushält.

„Wie lange ist es für einen Menschen gut, daß er leben bleibe?"

Neunter G. So lange er den Tod nicht für besser als das Leben hält.

„Aeltester, wer hat am schlechtesten geantwortet?"

Erster G. Immer Einer schlechter als der Andre.

„Du sollst zuerst sterben für dies ungerechte Urtheil."

Erster G. Wenn du dein Wort hältst, König, so kann das nicht geschehen, denn du hast gesagt, derjenige solle zuerst sterben, welcher die schlechteste Antwort geben würde.

Alexander lachte, ließ sie alle los, und beschenkte sie reichlich. Noch größere Geistesstärke zeigte in der Folge jener Kalanus, welcher sich hatte bewegen lassen, mit nach Europa zu gehen. Er wurde nämlich in Persien krank, und erklärte daß er sterben wolle, ehe ihm die Krankheit das Bewußtseyn raube. Vergebens wandte Alexander Bitten und Vorstellungen an, er blieb fest bey dem empörenden Vorsatze. Auf sein Verlangen ward ihm ein Scheiterhaufen aufge-

thürmt, die Macedonier traten ins Gewehr, und in einem feierlichen Aufzuge ward der Kranke hingetragen und hinaufgesetzt. Man hörte ihn mit völliger Heiterkeit indianische Lieder anstimmen, ja er vertheilte noch den Schmuck und die Teppiche, womit ihm zu Ehren der Holzstoß ausgeziert war, an die Umstehenden. Dann legte er sich anständig zurück, und sah ohne die geringste Bewegung die Flammen über sich zusammenschlagen. — Das kann der Mensch, wenn er will! Welche Götterkraft lebt in dem hinfälligen Gehäuse!

Alexander hatte kein Zuschauer dieses unmenschlichen Schauspiels seyn wollen; er hatte aber befohlen, mit allen Trompeten dazu zu blasen, worauf das ganze Heer das Kriegsgeschrey anstimmte, zu welchem selbst die Elephanten mitgebrummt haben sollen. Diese Geschichte hat die vollkommenste Glaubwürdigkeit, da Arrian sie aus den Tagebüchern der Generale Alexanders selbst erzählt.

86.

Alexanders Gränze.

(327 v. Chr.)

Alexander fand, obgleich von Zeit zu Zeit frische Krieger sein Heer verstärkt hatten, doch

immer mehr Schwierigkeiten, je tiefer er in Indien eindrang. Eine feste und volkreiche Stadt unter andern, Namens Sangala, erforderte eine lange Belagerung, und bey ihrer Erstürmung wurden 17,000 Indianer erschlagen. Als man hierauf an den Hyphasis (v) kam, erfuhr man, daß die Gegenden jenseit dieses Flusses noch weit besser angebaut, und die Einwohner noch weit kriegerischer, auch weit mehr mit Elephanten versehen seyen, als die diesseitigen Indianer. Dennoch wollte der junge Held, um nichts unvollendet zu lassen, durchaus die Ufer des weltberühmten, damals noch fast fabelhaften Ganges sehen, den er für das Ende der Welt hielt. Von da gedachte er auf einer noch zu erbauenden Flotte Afrika rings zu umsegeln, und so bey den Säulen des Herkules in das Mittelmeer einzulaufen. Seiner Mutter hatte er schon von Indien aus geschrieben, er sey den Quellen des Nil auf der Spur; er hatte nämlich den Indus wegen der in demselben befindlichen Krokodile für einen Theil jenes Flusses gehalten.

Allein in diese weit aussehenden Plane stimmten seine Macedonier nicht mit ein, obgleich sie ihn wegen seiner Freigebigkeit und Popularität liebten, wie vielleicht kein anderer König je geliebt worden ist. Sie wünschten die Schätze, mit denen er sie bereichert hatte, zu Hause mit ihren Weibern und Kindern in Ruhe

zu genießen, und fürchteten dieselben bey tieferem Eindringen in diese fernen, feindlichen Länder mit dem Leben selbst zu verlieren. Schon einige Male hatte Alexander dergleichen Gesinnungen bey Einzelnen zu bekämpfen gehabt, aber jetzt, am Hyphasis, ward die Unzufriedenheit so allgemein, daß er sich genöthigt sah, eine ausführliche Rede an die Truppen zu halten, in der er ihnen das nahe, glänzende Ende des Zuges und die ihrer harrenden Belohnungen recht reizend vorzustellen suchte. Auf diese Rede erfolgte ein langes, tiefes Stillschweigen, denn niemand wagte, die Stimme gegen ihn zuerst zu erheben. Er selber forderte hierauf zum Reden auf, wenn jemand etwas einzuwenden habe. Da faßte endlich Cönus, einer der ältesten Generale, ein Herz, und sprach in einer bescheidenen Gegenrede den allgemeinen Wunsch aus. Alexander verließ zornig die Versammlung, berief sie am folgenden Tage wieder zusammen, und sagte ihnen kurz, er sey entschlossen, weiter zu gehen, doch wolle er keinen Macedonier zwingen; es würden sich schon treue Leute finden, die ihm freiwillig folgten; wer gehen wolle, könne gehen, und zu Hause erzählen, daß er seinen König mitten unter den Feinden verlassen. Mit diesen Worten ging er in sein Zelt, und ließ sich drey Tage nicht sehen. Jedoch selbst dieses Mittel wirkte nicht. Im Lager blieb die größte Stille.

Am vierten Tage ließ er für den Uebergang über den Fluß opfern, doch die Anzeigen in diesem Opfer, fand man, fielen nicht günstig aus. Das mußte ihn denn scheinbar bestimmen. Ein helles Jubelgeschrey verkündigte ihm die Freude des Heeres. Viele kamen weinend an sein Zelt, und segneten ihn, daß er sich von ihnen allein habe wollen überwinden lassen.

Hierauf theilte er sein Heer nach den verschiedenen Schaaren, und befahl, zwölf Altäre zu errichten, an Höhe den größten Festungsthürmen gleich, und breiter als diese. Während sie alle von reichen Opfern rauchten zum Dank gegen die Götter, die ihn unter lauter Siegen bis hieher geführt, ergötzte er in der Ebene umher die Griechen und Indier durch ritterliche Spiele, und kehrte dann über den Hydraotes und Acesines, an welchem Hephästion unterdessen eine neue Stadt erbauen müssen, nach dem Hydaspes zurück. Hier ward von den im Heere befindlichen Phöniciern, Cypriern und Aegyptern eine Flotte erbauet, auf welcher sich ein Theil des Heeres einschiffte, um den Lauf dieses Flusses bis ins Weltmeer zu verfolgen. Am rechten Ufer folgte Kraterus, am linken Hephästion mit den übrigen Truppen.

Die Indianer erstaunten über den Anblick der Flotte und den Muth der Fremdlinge. Am fünften Tage kam man aus dem Hydaspes in

den Acesines. Hier fand man ein kriegerisches Volk, die Maller, die die Macedonier durchaus nicht einlassen wollten. Man nahm die Belagerungswerkzeuge zu Hülfe, und Alexander selbst riß einem etwas trägen Soldaten eine Sturmleiter aus den Händen, legte sie an die Mauer, und kletterte schnell hinauf. Mit ihm stiegen seine Freunde Peucestas und Leonnatus auf die breite Mauer, und stürzten die Feinde hinab. Aber in dem Augenblicke brach die Leiter hinter ihnen, andre konnten nicht so schnell angesetzt werden, und nun stand der kühne Mann da oben nur mit zwey Gefährten, allen Pfeilen, Wurfspießen und Steinen der Feinde ausgesetzt. Rasch entschlossen, sprang er mit der Rüstung von oben hinab in die Stadt hinein. Alles umringte ihn hier, er stieß nieder, was sich ihm nahte, aber Keulenschläge und ein Pfeilschuß in die Brust streckten ihn endlich selbst hin. Peucestas, der auch herabgesprungen war, trat vor ihn, und bedeckte ihn mit dem Schilde. Auch Leonnatus focht mit Löwenmuth, bis endlich mehrere Soldaten die Mauer erstiegen, und die Feinde verjagten. Alexander lag unterdessen ohnmächtig an der Mauer, und ward bleich und blutig auf seinem Schilde ins Zelt getragen. Die Macedonier waren trostlos, als sie mehrere Wochen lang ihren Führer nicht sahen, viele glaubten er sey todt, und man verberge es ihnen

nur. Aber als er sich wieder heraustragen ließ, und ihnen freundlich winkte, ja als er bald darauf zu Pferde vor den Reihen erschien, da weinten die alten Krieger Freudenthränen, und ihr Jubelgeschrey durchdrang die Lüfte. Es entstand ein Gedränge um ihn, denn alle wollten seine Hände, seine Knie, seine Kleider küssen. Die nicht hinzukommen konnten, warfen ihm wenigstens Korallen und Blumen zu. Der Glückliche ging wie ein Gott unter den Entzückten hin.

87.

Rückkehr nach Persien.

(V. Chr. 326.)

Am Zusammenflusse des Acesines und Indus ward ein neues Alexandria gebauet, und ein Satrap nebst einer Schaar Thracier zurückgelassen. Noch einige Rajahe ergaben sich freiwillig, und brachten Geschenke. Die Fahrt ward sodann auf dem Indus fortgesetzt, und führte zuletzt ins indische Meer. Hier brachte er dem Neptun ein großes Opfer auf einer Insel, und warf die goldenen Schalen und Becher ins Meer, von hier aus ließ er die Flotte unter dem General Nearchus längs der Meeresküste hinauffsegeln,

um in die Mündung des Euphrat einzulaufen. Der Landweg, den er selbst erwählte, war die ungeheure gedrosische Wüste, die der Sage nach einst schon die Heere der Semiramis und des Cyrus aufgerieben hatte. Darum eben reizte sie Alexandern. In der That waren alle bisher überstandene Beschwerden nichts gegen den Zug durch diese unselige Wüste. Man kam in ein Meer von Sand, der unter den Füßen brannte, und in welchen der Wandrer bey jedem Tritte bis über die Knöchel versank. Ringsum stand meilenweit kein Baum, kein Halm; nichts sahe man als den blauen Himmel und das gelblichte Sandmeer, so weit das Auge reichte. Die Wagen konnten nicht weiter gezogen werden, man mußte sie stecken lassen mit allen Gütern und Lebensmitteln, ja selbst mit den Kranken, die darauf ruhten. Die Lastthiere fielen um, und viele wurden heimlich geschlachtet, damit ihr Fleisch die Hungernden sättigen könnte, ehe es als Aas auch diesen Nutzen noch verlöre. Viele verschmachteten vor glühendem Durste; mancher, der sich entkräftet schlafen legte, stand nicht wieder auf, oder wenn er erwachte, so folgte er lechzend der Spur des Heers, erreichte es nicht, und sank abermals ohnmächtig in den brennenden Sand hin. Alexander schwieg weislich bey dem allgemeinen Murren, doch ging er selbst zu Fuße vor der Karavane her, um nichts vor dem Gemein-

sten voraus zu haben. Ja einmal, da einige Leichtbewaffnete ihm ein wenig trübes Wasser, das sie mühsam aufgefunden, in einem Helm überreichten, dankte er ihnen für ihr Geschenk, und goß dann, wie sehr ihn auch durstete, Angesichts aller, das Wasser auf die Erde. Diese Handlung, sagt Arrian, stärkte das ganze Heer dergestalt, daß es schien, als hätte jeder das Ausgegossene getrunken. Kam man aber einmal an einen Bach, so schlugen sie sich um das Trinken, ja die Vordersten warfen sich ganz hinein, und verderbten den Uebrigen das Wasser. Nun raffte die Unmäßigkeit fort, wen der Mangel verschont hatte. Mehrere Monate dauerte dieser beispiellose Zug, bis endlich der entkräftete Ueberrest des halb aufgeriebenen Heeres in Karmanien und dann in Persis ankam. Hier vergalt ihnen Alexander ihre Beharrlichkeit mit königlichen Geschenken. Opfer, Spiele und Schmausereien kündigten die Rückkehr des zweiten Bacchus aus Indien an. Aber wohin er kam, hörte er Klagen über die Habsucht und Ungerechtigkeit seiner Statthalter. In der Hoffnung, Alexander werde in Indien sein Grab finden, hatten diese Menschen schrecklich gehauset, und nichts verschont, um nur ihre Habsucht oder ihre Wollust zu befriedigen. Einer hatte in Persepolis das alte Grab des Cyrus geöffnet und geplündert, das in den königlichen Gärten in einem

dunkeln von Kanälen und Wiesen durchschnittenen Haine war. Unter einer Kapelle hatte man den Leichnam, umgeben mit unschätzbaren Kleinodien, gefunden, und dabey eine Inschrift folgenden Inhalts: „O Mensch, ich bin Cyrus, des Kambyses Sohn; ich habe den Persern die Oberherrschaft erworben und über Asien geherrscht. Mißgönne mir nicht die Ruhe im Grabe." Alexander las diese Worte mit Rührung, und die schändliche Plünderung des Grabmals sammt der frechen Verstümmelung des Leichnams brachte ihn so auf, daß er den Statthalter von Persis ans Kreuz schlagen ließ, und mehrere andere seiner ungerechten Collegen mit dem Tode bestrafte. Das Grab ließ er mit aller vormaligen Pracht wieder herstellen.

88.

Alexander in Susa.

(325 v. Chr.)

Von Persepolis, dessen Trümmer ihm abermals ein bittrer Vorwurf waren, zog er weiter westlich, nach Susa. Hier, in der prachtvollen Residenz der durch ihn vernichteten Herrscherfamilie der Achämeniden, ruhte er ein Jahr lang,

und traf die ersten Einrichtungen zu einer planmäßigen Verwaltung der ungeheuren Ländermasse, die er sich durch achtjährige Eroberungen zugeeignet hatte. Daß diese Ländermasse nicht von dem entlegenen Macedonien aus regiert werden könne, fiel in die Augen. Ein Ort im Mittelpunkt des Ganzen, also entweder Susa oder Babylon, schien zur Residenz weit passender. Eben so deutlich sah er ein, daß ihm, um seine Herrschaft über ein so fremdartiges Volk, als die Perser, zu befestigen, kein anderes Mittel übrig blieb, als sich die Häupter derselben durch Wohlthaten, ja durch Familienbande zu verbinden, und sich die Sitten der Nation gefällig anzueignen. Selbst den Aberglauben zu benutzen verschmähte er nicht. So sah er es nicht ungern, daß sich das Mährchen vom Hammon immer weiter verbreitete; denn was konnte eine so tiefgebeugte Nation, als die persische, eher über den Untergang ihrer Verfassung trösten, als der Gedanke, daß es ein Göttersohn sey, der sie umgestürzt? Die medische Kleidung und die asiatische Sitte, sich knieend grüßen zu lassen, hatte er schon früher angenommen.

Auch von denjenigen seiner Generale, die er zu Satrapen über die einzelnen Provinzen der großen persischen Monarchie bestellte, verlangte er, daß sie sich nach den Sitten des Landes bequemten, und um Macedoniern und Persern

gleich gefällig zu seyn, belohnte er alle diejenigen unter den erstern, die sich mit persischen Weibern verheirathen wollten. Es meldeten sich dazu über 10,000, und jeder erhielt ein artiges Hochzeitgeschenk. Noch mehr, er bezahlte an einem Tage alle Schulden, welche seine Soldaten in Persien gemacht hatten, eine Summe, die sich nach Arrians Angabe auf 20,000 Talente (27 Mill. Thlr.) belief. Zum Schlusse endlich veranstaltete er noch ein großes Hochzeitfest für sich und achtzig seiner Officiere, die er mit den vornehmsten persischen und medischen Jungfrauen verband. Er selber vermählte sich die ältere *), dem Hephästion die jüngere Tochter des Darius, Kraterus erhielt eine Nichte desselben, u. s. w. Die Vermählungsfeier geschah ganz nach persischer Art, nur daß Alexander, in dem auch nicht eine Ader von Despotenstolz war, und dem all sein beispielloses Glück die alte Treuherzigkeit gegen seine Freunde nicht hatte rauben können, alle übrige Bräutigame sich gleich stellte. Noch zum Ueberflusse wurden alle Officiere, die sich

*) Er hatte schon vorher eine vornehme baktrische Fürstentochter, Rorane, geheirathet, und nahm nachher noch eine dritte Gemahlin, mehr um der persischen Sitte willen, als aus eigenem Antriebe, denn die Weiber waren nicht seine hervorstechende Leidenschaft, so wenig wie der Trunk.

in dem bisherigen Kriege besonders ausgezeichnet hatten, mit goldenen Kronen beschenkt.

Doch alles dies machte nicht den gewünschten Eindruck auf die Macedonier. Selbst viele der Neuvermählten murrten über die Hintansezzung der vaterländischen Gebräuche. Und als nun gar die 30,000 persischen Jünglinge, die unterdessen in der Kriegskunst geübt worden waren, mit macedonischer Bewaffnung erschienen und unter die macedonischen Regimenter gesteckt wurden, ja als vornehme Perser ansehnliche Befehlshaberstellen über macedonische Truppen erhielten, endlich, als der König in guter Meinung die Invaliden und Heimathsdurstigen nach Hause entlassen wollte, was sie doch selbst in Indien so sehr begehrt, da entstand ein allgemeines Getümmel. Das ganze Heer forderte laut seine Entlassung. Man brauche sie ja nicht mehr, schrien sie; er und sein Vater Hammon und die neuen Perser könnten nun ja allein Krieg führen :c. In dieser Lage war Alexander noch nie gewesen. Aber er faßte sich schnell. Mit dem Ausdruck des heftigsten Zorns bezeichnete er den Leibwächtern mit eigener Hand die ärgsten Schreier, ließ sie ergreifen, und vor den Augen der übrigen hinrichten. Es waren 13 an der Zahl. Sodann sprang er auf einen hohen Stuhl, und hielt, nach Arrian, folgende trefliche Rede:

„Ich rede nicht deswegen zu euch, ihr Macedo-

cedonier, daß ich euch von eurem Zuge nach Hause zurückhalten will, denn meinetwegen mögt ihr gehen, wohin ihr wollt: sondern um euch zu erinnern, was für Leute ihr ehemals gewesen, und welche ihr jetzt seyd, da ihr weggeht. Mein Vater Philippus empfing euch als herumirrende und dürftige Leute, von denen der größte Theil, unter Hütten, eine kleine Anzahl Schafe an den Bergen weidete, die ihr kaum gegen die angränzenden Illyrier, Triballer und Thracier vertheidigen konntet. Er zog euch Röcke statt der Felle an, führte euch aus den Gebirgen in die Ebenen, und setzte euch in den Stand, es mit den benachbarten Barbaren aufzunehmen. Er machte euch zu Bürgern fester Städte, und führte Gesetze und Sitten unter euch ein. Ueber eure ehemaligen Plünderer machte er euch aus Knechten zu Beherrschern. Er fügte den größten Theil von Thracien zu Macedonien, und nachdem er sich in den Besitz der bequemsten Plätze am Meere gesetzt, eröffnete er die Thüren zum Handel und Wandel, und stellte die Bearbeitung der Bergwerke in Sicherheit. Er machte euch zu Herren über die Thessalier, die ihr sonst wie den Tod gefürchtet hattet, demüthigte die Phocier, und eröffnete euch dadurch eine breite und sichere Straße nach Griechenland. Die Athener und Thebaner, die sonst immer den Macedoniern Schlingen stellten, hat er

so erniedriget, daß sie jetzt, anstatt uns Tribute abzufordern, Schutz bey uns suchen. Darauf ging er in den Peloponnes, und brachte Griechenland in Ordnung. Und als er dort zum unumschränkten Anführer der Griechen gegen die Perser ernannt wurde, erwarb er diese Ehre nicht mehr sich, als dem ganzen Volk der Macedonier."

„Das sind die Dinge, die mein Vater für euch gethan hat. Sie sind, an sich selbst betrachtet, groß; aber klein, mit unsern Thaten verglichen. Ich empfing von meinem Vater einige wenige goldene und silberne Becher. In dem Schatze fand ich nicht volle 60 Talente, und zu den 500 Talenten Schulden, die mir mein Vater hinterließ, machte ich noch 800 andere, brach damit aus einem Lande auf, das euch kaum ernähren konnte, und eröffnete euch den Uebergang über den Hellespont, obgleich die Perser damals noch Herren zur See waren. Wir schlugen darauf die Satrapen des Darius, unterwarfen uns ganz Jonien, ganz Aeolien, beide Phrygien, Lydien, und eroberten Milet. Dies und alles übrige, was sich mir freiwillig unterwarf, gab ich euch, daß ihr die Früchte davon genösset. Die Reichthümer von Aegypten und Cyrene, die mir ohne Schwerdtschlag bekommen, sind euer geworden. Cölesyrien, Phönicien und Mesopotanien sind in euren Händen. Ihr habt

Babylon, Baktra und Susa. Die Reichthümer der Lydier, die Schätze der Perser, die Kostbarkeiten der Indier, ja die Küste des Weltmeers gehört euch zu. Ihr seyd Satrapen, ihr seyd Feldherren und Obersten, und mir ist von allen diesen Arbeiten nichts übrig geblieben, als dieser Purpur und dieses Diadem. Ich besitze nichts für mich selbst, und es wird niemand meine Schätze zeigen können, als diejenigen die ihr habt, oder die für euch aufbewahrt werden. Denn ich habe keine besonderen Bedürfnisse, zu denen ich sie aufbehalten sollte, indem ich mit euch einerley Speise und einerley Schlaf genieße. Ja ich glaube, daß ich nicht einmal so köstlich esse, als einige Lüstlinge unter euch. Das weiß ich aber, daß ich für euch wache, damit ihr schlafen könnet."

„Vielleicht aber, indeß ihr Mühe und Beschwerden ausgestanden, habe ich, euer Feldherr, alles dieses ohne Mühe erworben. Wer von euch hat wohl soviel gearbeitet, daß er sagen könnte, er habe mehr für mich ausgestanden, als ich für ihn? Wer unter euch Wunden aufzuweisen hat, der entblöße sie; ich will ihm dagegen die meinigen zeigen. Fast ist kein Glied an meinem Leibe, das nicht verwundet wäre, und kein Gewehr, von dem ich nicht die Spuren an mir trüge. Selbst mit Steinen und Keulen bin ich getroffen, und dennoch führe ich

euch als Sieger durch Länder und Meere. Ich habe mit euch einerley Heirath geschlossen, und viele eurer Kinder werden meiner Kinder Verwandte seyn. Ich habe eines jeden Schulden getilget, ohne viel zu untersuchen, wodurch sie gemacht worden, da ihr doch einen so starken Sold bekommen, und bey den Plünderungen eroberter Städte so ansehnliche Beute gemacht habt. Viele unter euch besitzen goldene Kronen, Denkmale ihrer Tapferkeit und meiner Hochachtung. Ist jemand gestorben, so ist er mit Ehren gestorben und mit Ehren zur Erde bestattet. Von den meisten stehen eherne Bildsäulen zu Hause; ihre Eltern sind geehrt, alle Dienste und Auflagen sind ihnen erlassen. Denn unter meiner Anführung ist noch niemand fliehend erschlagen."

„Und nun war ich Willens, diejenigen unter euch, welche die Beschwerden des Krieges nicht weiter ertragen könnten, in solchen Umständen nach Hause zu schicken, daß sie den Neid eurer Landsleute erregen sollten. Jedoch, da ihr alle wegzugehen begehret, so gehet alle hin, und erzählet zu Hause, daß ihr euren König Alexander, nachdem er die Perser, Meder, Baktrier und Saken überwunden, nachdem er sich die Uxier, Arachoten und Dranger unterworfen und sich in den Besitz von Parthien, Chorasmien und Hyrkanien gesetzt, nachdem er weit hinter den kaspischen Pässen über den Kaukasus gegan-

gen, den Tanais, den Oxus, und selbst den Indus, über welchen noch niemand, als Bacchus, gekommen, den Hydaspes, Acesines und Hydraotes durchsetzt, auch über den Hyphasis gegangen seyn würde, wenn ihr nicht zu träge gewesen wäret; nachdem er durch beide Ausflüsse des Indus bis in den Ocean geschifft und durch die gedrosischen Wüsten gedrungen, durch welche vorher noch niemand glücklich mit einem Heere gekommen; nachdem er im Durchmarsche Karmanien und die Oriten bezwungen, nachdem seine Flotte das Meer von Indien bis Persien durchschifft, und ihr ihn bis nach Susa zurückgebracht: — gehet hin, sage ich, und erzählet, daß ihr ihn da verlassen, und ihn den von ihm überwundenen Barbaren zu bewachen übergeben habet. Das wird euch unstreitig bey den Menschen als eine Ehre und bey den Göttern als ein gutes Werk zugerechnet werden. Gehet hin!"

Mit diesen Worten sprang er vom Stuhle herab, und schloß sich drey Tage lang in die innersten Zimmer des Pallastes ein. Die Macedonier waren gerührt und bereuten ihre Widerspenstigkeit; sie belagerten haufenweise seine Thür, heulten und flehten, er möchte ihnen doch nur wieder sein Angesicht zeigen. Er kam endlich heraus, und der Anblick so vieler Knieenden und Bittenden rührte ihn bis zu Thränen. Er verzieh ihnen alles. „Herr, redete ihn darauf ein

alter Oberster, Kallines, an, wir murrten nur darüber, daß du die Perser zu deinen Verwandten gemacht hast, und dich von ihnen küssen lässest, was du doch nie einem Macedonier gethan.“ O ihr seyd ja alle meine lieben Verwandten! rief Alexander, und umarmte den Obersten, ließ sich auch von allen andern küssen, welche herantraten. Zum Schlusse gab er noch ein öffentliches Gastmahl, an dem das ganze Heer Theil nahm, und wobey er mit seinen Freunden aus einem Becher trank. Hier, erzählt Plutarch, setzte er zum Scherze Preise für die besten Trinker aus, und vierzig Gäste sollen sich darüber zu Tode getrunken haben. Er ließ darauf noch eine Einladung an die Invaliden ergehen, welche nach Hause zurückkehren wollten. Es meldeten sich 10000 Mann. Alexander gab ihnen zwey verständige Anführer mit, ließ jedem Soldaten seinen Sold bis zur Ankunft in Macedonien, und schenkte jedem noch ein Talent mit auf die Reise.

Er selbst zog von Susa nach Ekbatana, und hier ward sein geliebter Hephästion ein Opfer der unaufhörlichen Schmausereien und Lustbarkeiten. Sein Tod setzte den König in solche Betrübniß, daß er unaufhörlich weinte, in drey Tagen nicht Speise noch Getränk zu sich nahm, und alle Tröstungen zurückwies. Der Leichnam ward mit nach Babylon geführt, und hier auf einem

Scheiterhaufen verbrannt, der wegen seiner kostbaren Ausschmückung zehntausend Talente (dreizehn Millionen Thaler) kostete. Um sich zu zerstreuen, unternahm Alexander hierauf einen kleinen Zug gegen die Kossäer, deren er viele mit eigner Hand erlegte, zum Todtenopfer, wie er sagte, für den Hephästion *).

89.

Alexanders Tod.

(323, 21. Apr.)

In Babylon wurden große Zurüstungen zu einer Umschiffung Afrika's, zu einer Untersuchung des kaspischen Meeres und zu mancher nützlichen Einrichtung gemacht, und wer weiß, wie manches Herrliche die Welt diesem unternehmenden Geiste noch verdankt haben würde, wenn nicht das Schicksal einen unerwarteten Eingriff in seine Plane gemacht hätte. An einem Abende, da er sich nicht wohl befand, und sich früh niederlegen wollte, bat ihn ein Freund,

*) Es lag etwas Hang zur Affectation in Alexanders, wie in Friedrichs II. Charakter. So sollte Hephästion schlechterdings der Patroklus seyn.

einem Nachtschmause beizuwohnen, zu dem er eine große Gesellschaft eingeladen habe. Alexander wollte erst nicht, gab endlich doch nach, und am Morgen zeigte sich ein böses Fieber, das ihn am zehnten Tage fortraffte. Noch den Tag vor seinem Tode gab er mit schwacher Stimme die gewöhnlichen Befehle. Auf die Frage, wem er nach seinem etwanigen Tode das Reich bestimmt habe, soll er geantwortet haben: dem Tüchtigsten. Er starb im 33sten Jahre seines Alters, nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten.

Sein treues Heer, das schon während seiner Krankheit die ausschweifendste Traurigkeit bezeigt, und noch an seinem Sterbetage, hineingelassen, ihm fast Mann für Mann die Hand gereicht hatte, stand nach seinem Tode wie eine hirtenlose Heerde da. Seine Generale dagegen beschäftigte die Begierde, sich aus dem ungeheuren Länderschatze ein Erbtheil zuzueignen, so lebhaft, daß sie darüber fast des königlichen Leichnams vergaßen, der nach einigen Nachrichten 30 Tage lang liegen geblieben seyn soll. Der ungeheure Zwist, der sich aus diesem plötzlichen Todesfalle entspann, und in einem 23jährigen fürchterlichen Kriege drey Welttheile zerrüttete, soll künftig näher dargestellt werden. Hier mögen dagegen noch einige Züge von jenem Helden

stehen, mit denen der verständige Arrian seine Geschichte beschließt.

„Alexander, sagt er, war in allen seinen Bewegungen von einer ausnehmenden Hurtigkeit. Eine besondere Geschicklichkeit zeigte er darin, seine Feinde plötzlich zu überraschen, ehe noch jemand errathen konnte, was geschehen werde. Seine Fertigkeit, ein Heer zu stellen, zu bewaffnen, und mit allem Nothwendigen zu versehen, übertraf alles. Dabey schien er ein ganz eigenes Ahnungsvermögen zu besitzen, und niemand konnte in ungewissen Fällen besser unterscheiden, was zu thun sey, als er. Auch seinen Soldaten Muth zu machen verstand er wie kein anderer. Sein gegebenes Wort hielt er fest, und nie hat er jemanden mit Betrug gefangen. Er verschwendete seine Schätze nicht zu eigenen Wollüsten, dagegen war es ihm ein Vergnügen, seinen Freunden damit Gutes zu thun. Er war sehr enthaltsam in Ansehung der körperlichen Vergnügungen, und in Betracht der geistigen nur des Lobes unersättlich. Auch wurden seine langen Trinkgelage, wie Aristobulus *) ausdrücklich sagt, nicht um des Weines willen angestellt, denn Alexander trank nicht viel Wein, sondern aus Liebe zur Geselligkeit. Seinen persischen Hofstaat

*) Einer von Alexanders Generalen, dessen Tagebücher Arrian vor sich hatte.

halte ich für einen Kunstgriff, sowohl gegen die Barbaren, damit ihnen ihr König nicht gar zu fremd vorkommen möchte, als auch gegen die Macedonier, um gegen ihre Heftigkeit und ihren Stolz eine Zuflucht zu haben. Findet aber dennoch jemand das Selbstgefühl dieses Mannes tadelnswerth, der erwäge doch auch, welche Stufe des Glücks derselbe erstiegen, und daneben erinnere er sich, wie klein er selbst sey, auf welche Kleinigkeiten er sein Leben verwende, und daß er auch diese nicht einmal mit der gehörigen Ordnung zu Stande bringe. Denn das glaube ich gewiß, daß in jenen Zeiten weder ein Volk noch eine Stadt, ja nicht einmal ein Mensch gewesen, zu dem der Name Alexanders nicht gedrungen sey. Und daher bin ich der Meinung, daß dieser Mann, der keinem andern Menschen zu vergleichen ist, nicht ohne eine göttliche Schikkung sey geboren worden."

90.

Die Römer.

(534 — 324.)

So weit für jetzt die Geschichte der Griechen. Es ist noch übrig, daß wir auch die

Schicksale des neuen Römerstaats in diesem Zeitraume kennen lernen, den wir im vorigen so kräftig aufblühen sahen. Vergesse daher der Leser jetzt den Fortschritt, den wir schon in der griechischen Geschichte gemacht haben, und gehe zurück zu der Epoche, da in Asien Cyrus, und in Griechenland Pisistratus starb.

Damals herrschte über den kleinen kriegerischen Römerstaat in Latium Tarquinius der Jüngere, mit dem Beinamen Superbus (·), als siebenter König, sechster Nachfolger des Romulus. Er herrschte, muß man sagen, nicht regierte, denn die Jugend der Völker jener alten Zeiten hatte die unabsehbare Reihe von politischen Erfahrungen und Erfindungen noch nicht machen können, welche dazu gehört, unsere heutigen Staaten so künstlich und doch so sicher und leicht zusammenzuhalten, daß dem obersten Regierer nichts weiter als ein ruhiger, aufmerksamer Blick, und ein weises und ernstes Wort zur Lenkung und Bewegung der großen Maschine nöthig ist. Die Verhältnisse der vornehmen Römer (Patricier) zum König waren noch bey weitem nicht so festgestellt, daß sich nicht Hunderte neben ihm so gut als er gedünkt haben sollten. Mithin waltete beständiger Neid gegen ihn ob, und so lange er sich nicht persönlich furchtbar zu erhalten wußte, stand auch sein elfenbeinerner Stuhl nicht sicher.

Tarquinius nun schien ganz der Mann, es mit der Eifersucht einer ganzen Adelskaste aufzunehmen. Wir kennen sein wildes Gemüth schon aus seinem Betragen gegen den alten Servius Tullius. In diesem Geiste erscheint seine ganze Regierung. Klüglich stärkte er sich durch ein Bündniß mit 47 benachbarten Städten, und legte sich eine starke Leibwache von gut besoldeten Ausländern zu. So konnte er schon dem Adel etwas bieten. In der That nahm er sich auch heraus, eine Menge Sachen ohne Zuziehung des Senats noch des Volks zu entscheiden. Um das letztere zu beschäftigen, fing er große Bauten an; um den Adel zu zerstreuen, führte er ihn ins Feld. Die Sabiner und Volsker wurden bekriegt, und ihnen einige Städte, Suessa Pometia und Gabii, abgenommen. Nach und nach ging er schon so weit, unter allerley Vorwänden diejenigen hinrichten zu lassen, die ihm im Wege standen, ja sein böses Gewissen trieb ihn an, selbst die Söhne seiner Schwester nicht zu verschonen, aus Furcht, sie möchten einst an ihm das thun, was er an dem alten Servius gethan. Nur einer dieser Neffen, L. Junius Brutus, *) entging

*) Die Römer hatten erbliche Familiennamen, wie wir, dagegen nur eine sehr kleine Anzahl von Vornamen. Diese werden gewöhnlich nur mit einem Buchstaben bezeichnet, z. B. L. (Lucius), C. (Cajus), M. (Marcus), T.

dem Tode dadurch, daß er ihn durch die Maske der Dummheit täuschte.

91.

Abschaffung des Königthums.

(510 v. Chr.)

Tarquinius belagerte mit einem Theil des römischen Heeres Ardea (*), die Hauptstadt der Rutuler (*), einige Meilen unterhalb Rom. Während dessen ward die Gemahlin des Collatinus, eines mit im Lager befindlichen vornehmen Römers, die berühmte Lucretia, von dem übermüthigen Sohn des Königs, Sextus Tarquinius, in Rom gewaltsam entehrt. Diese That, die durch den heroischen Selbstmord der tugendhaften Frau noch empörender wurde, gab das Signal zum lange besprochenen Aufruhr. Des Königs Neffe, jener Brutus, der zu Hause geblieben war, legte jetzt die lange erheuchelte Ein-

(Titus), Cn. (Cneius), Q. (Quintus), S. (Sextus), D. (Decimus), A. (Aulus), P. (Publius), Tib. (Tiberius) rc. Seitenlinien großer Familien wurden durch Beinamen unterschieden. So ist z. B. in dem Obigen Lucius der Vorname, Junius der Familienname, und Brutus der Beiname.

falt plötzlich ab, stellte sich an die Spitze des Adels, und verschloß dem vor Ardea liegenden Tarquinius die Thore. Alle Römer fallen von dem letztern ab, vergebens versucht er, sich mit seinen Ausländern in die Stadt zu werfen, vergebens bietet er gütliche Unterhandlungen an. Er ist und bleibt verbannt, und der Adel richtet bereits eine neue Regierungsform, ganz aristokratisch, beinahe der spartanischen ähnlich, ein.

So wird Rom eine Republik. Eins der ersten Edicte der neuen Gewalthaber ist, daß die Königswürde auf ewig abgeschafft, und des Tarquinius Familie verbannt seyn solle. Die Regierung ruht einzig in den Händen des Senats, der bloß aus Adligen (Patriciern) bestehen darf. Eine Volksversammlung wird nur im äußersten Nothfall zusammenberufen. Die Häupter des Senats sind zwey Consuln (Berather), die durch Stimmensammlung, und nur auf ein Jahr, gewählt werden. Sie erhalten bey öffentlichen Ausgängen die Ehrenbegleitung der 12 Lictoren mit den Fascen, die vormalige Auszeichnung der Könige. Zum ersten Male wurden mit Recht L. Junius Brutus und L. Collatinus einmüthig zu dieser Würde erwählt.

92.

Brutus und seine Söhne.

(509 v. Chr.)

Alle große Revolutionen, die, wie die eben beschriebene, mit voller Zustimmung aller Bürger unternommen und zur Zufriedenheit aller ausgeführt werden, haben die Folge, daß durch sie der edlere Geist der Nation kräftig aufgeregt, und großer Thaten fähig gemacht wird. Die Römer jener Zeit befanden sich ohnehin bey ihrer Bedürfnißlosigkeit noch in ihrem heroischen Zustande, kein Wunder also, daß sich gerade aus dieser Zeit eine Menge großherziger Züge aus ihrer Geschichte erhalten haben, die bey ihnen selbst nicht zu allen Zeiten anzutreffen gewesen sind. Unter mehrerem mögen hier nur die Thaten des Brutus, des Horatius, des Scävola (*) und der Clölia eine Stelle finden.

Als Consul hatte Brutus auch das oberstrichterliche Amt. In diesem beschäftigte ihn bald die Untersuchung einer Verschwörung, die mehrere unbesonnene Jünglinge zu Gunsten des vertriebenen Königs angezettelt hatten, der wieder in die Stadt gelassen werden sollte. Ein Sklave hatte das Geheimniß verrathen, und — welch ein Schreck für den redlichen Vater! — seine eigenen zwey Söhne waren unter den Schuld-

gen. Das Gesetz sprach Tod, und aller Augen waren erwartungsvoll auf den Brutus gerichtet. Die Würde des Richters, die Nothwendigkeit des Beispiels, der Ruhm des treuen Vaterlandsfreundes traten dem kämpfenden Manne lebendig vor die Seele. Er zähmte das Vaterherz, sprach als Consul und Römer das Urtheil, und sah männlich die Köpfe seiner Söhne gleich denen der übrigen Jünglinge in den Sand rollen.

93.

Tod des Brutus.

(v. Chr. 509.)

Tarquinius suchte und fand Hülfe bey seinen Bundesgenossen in Etrurien. Die Einwohner von Veji und Tarquinii vertrauten ihm zuerst ihre Heere an. Als er damit auf römischem Gebiete erschien, gingen ihm die Consuln mit ihren tapfern Schaaren entgegen. Brutus, kenntlich schon von ferne durch die ihn umgebenden Lictoren, stürzte sich mitten in die Schlacht. Ihn erblickt Aruns, Tarquinius jüngerer Sohn, und sogleich stürzt er auf ihn zu. Brutus sieht ihn kommen; auch er eilt ihm entgegen, und mit gewaltiger Wuth rennt jeder dem andern die

Lanze

Lanze durch den Leib, daß beide aufgespießt von den Pferden fallen. Die römischen Frauen trauerten ein Jahr lang um den Brutus, wie um einen Vater. Die Schlacht entschied zwar nichts, doch gingen die Feinde still nach Hause zurück, und überließen es dem Tarquin, sein Heil anderswo zu suchen.

94.

Horatius Cocles.

(v. Chr. 508.)

Er fand es bey dem Porsenna, König von Clusium, einer andern etrurischen Stadt. Diesem stellte er vor, wie groß die Gefahr für alle Könige sey, wenn jedes Volk an Rom ein Beispiel sähe, wie man ungestraft Könige absetzen und verjagen könne. Dadurch bewegt, erschien Porsenna vor Rom mit einer großen Heeresmacht, und nahm den Berg Janiculus ein, von welchem eine schmale hölzerne Brücke über die Tiber in die Stadt führte. Das Landvolk flüchtete voller Schrecken in die Stadt, und der Senat schmeichelte dem Volke durch allerley Vorrechte und durch Befreiung von Abgaben, damit es nur nicht aus Furcht der neuen Verfassung

untreu werden, und die Könige wieder aufnehmen möchte.

Als die wenigen Römer, welche man zur Beobachtung des etruscischen Heeres ausgesandt hatte, den Feind vom Janiculus herabstürzen sahen, ergriffen sie die Flucht, und wollten auch die Brücke, diesen damals so wichtigen Paß, nicht mehr vertheidigen. Ein Mann war hier wieder einmal die Seele von Tausenden, der tapfere Horatius Cocles. Er hielt die Fliehenden mit Gewalt zurück, und beschwur sie bey allen Göttern, zu bleiben. „Was wird euch das Fliehen helfen, rief er, wenn ihr den Feinden diese Brücke lasset, euch nachzueilen? Finden sie diesen Zugang offen, so werden sie unmittelbar hinter euch in der Stadt seyn. Brecht doch, ich bitte euch, mit Feuer und Eisen, und mit welcher Gewalt ihr könnt, die Brücke ab! Ich will indeß da drüben dem Uebergange wehren, so viel mein einzelner Körper vermag." Man folgt ihm, alle ziehen sich von der Brücke zurück, und unter so vielen Rücken erblicken die kommenden Feinde nur seine Brust ihnen zugekehrt, bereit, sie alle zu empfangen. Nur noch zwey andere hielt die Scham bey ihm zurück, und diese drey Menschen wollten einem ganzen Heere den Weg über die Brücke versperren. Indeß hinter und unter ihnen die Pfähle eilig zerhauen werden, stemmen die Drey dem Angriff der Feinde

ihre Schilde und Schwerdter entgegen. Nach langer Arbeit sind endlich die Pfähle zerhauen, die Römer rufen ihre treuen Streiter zurück, doch nur die beiden andern gehen; Horatius bleibt noch auf den schwankenden Bohlen allein stehen, und wehrt sich so lange, bis er hinter sich das Geprassel der zerbrechenden Brücke und das Jubelgeschrey der jenseit stehenden Römer hört. Nun ruft er: „Heiliger Flußgott, nimm mich mit günstiger Welle auf!" und so stürzt er mit der ganzen Rüstung in den Fluß hinab. Unverletzt schwimmt er durch den Hagel der ihm nachgesandten Wurfspieße zu den Seinen hinüber, die ihm mit Lobsprüchen und Geschenken lohnten.

95.

Mucius Scävola.

(508 v. Chr.)

Die tapfere That des Horatius hatte das Verderben Roms zwar verzögert, aber doch nicht abgewendet. Porsenna beherrschte den Fluß und alle Zugänge zu den Thoren der Stadt, und drohte die Belagerten auszuhungern. Die Noth ward täglich größer in der Stadt, und das feind,

liche Heer vor den Thoren war so zahlreich, daß die Römer kaum einen Ausfall zu thun wagten. Täglich entwischten arme Bürger und gingen zum Feinde über, und es war zu besorgen, daß das hungernde Volk zuletzt aus Verzweiflung den Tarquinius wieder einlassen würde. Auch diese Gefahr erzeugte einen Helden von seltner Art. Mucius (nachher Scävola zugenannt) ein edler Jüngling, entschloß sich heimlich, den feindlichen Anführer zu ermorden. Er bittet die Consuln um Erlaubniß, zum Feinde übergehen zu dürfen, und, einen Dolch unter dem Mantel, geht er fort. Angekommen im Lager, drängt er sich in den dichtesten Haufen vor dem königlichen Zelte. Hier wurde eben den Soldaten der Sold ausgezahlt. Der König und sein Schreiber, beide fast gleich gekleidet, standen in dem Zelte, und Mucius, der nicht wußte, welcher Porsenna sey, auch durch Fragen sich nicht verrathen durfte, stürzte auf den, an welchen die Soldaten sich am meisten wandten, auf den Schreiber los, und durchbohrte ihn statt des Königs. Ergriffen, entwaffnet, soll er bekennen, wer er sey. Mehr Schrecken erregend als selbst erschrocken blickt er um sich, und spricht: „Ein römischer Bürger bin ich, Mucius ist mein Name. Ich habe als Feind den Feind ermorden wollen, und scheue jetzt nicht den eignen Tod. Männlich handeln und männlich leiden, beides ist römisch. Und ich bin nicht

der Einzige, der diese Gesinnung gegen dich hegt; eine lange Reihe von Jünglingen nach mir strebt nach derselben Ehre. In jeder Stunde soll ein Mörder dich umlauern, überall sollst du von nun an für dein Leben zittern: so hat die römische Jugend geschworen. Dem allgemeinen Kampf entsagen wir, mit dir allein wollen wirs zu thun haben." Der König, durch diese Rede erzürnt und erschreckt, droht, ihn gebunden ins Feuer zu werfen, wenn er nicht die Art der Verschwörung genauer entdecke. „O sieh, sprach jener, wie verächtlich dieser Körper denen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen—" und mit diesen Worten streckte er seine rechte Hand in die lodernde Flamme des nahen Opferheerdes. Sie schweelte blutig ab, indeß er ganz wie in fremde Gedanken vertieft dastand. Ein Grausen ergriff die Umstehenden, der König riß ihn selbst vom Feuer weg, und sagte: „Geh, geh, du hast feindlicher an dir als an mir gehandelt. Ich entlasse dich ungestraft. Wie glücklich wäre ich, wenn für mein Land solche Tapferkeit stritte!" — „Gut, sagte Mucius, so nimm denn zum Danke für dein Geschenk die Nachricht hin, daß dreihundert Jünglinge einen Bund gemacht haben gegen dein Leben. Wir looseten, und mich traf das Loos zuerst. Die Folgenden werden zu seiner Zeit dich nicht verfehlen."

Porsenna, voller Achtung gegen den römi-

schen Männersinn, trug den Belagerten nun selbst den Frieden an. Von der Bedingung, den Tarquinius wieder einzusetzen, wollten die Römer nichts hören, dagegen verstanden sie sich dazu, den Bürgern von Veji ein Stück geraubten Ackers abzutreten, und Geiseln zu stellen. Sobald die Letztern ausgeliefert waren, schickten sich die Etrusker zum Abzuge an.

96.

Clöliens kühne Flucht.

Der allgemeine Geist der Freiheitsliebe machte hier auch die Weiber beherzt. Unter den Geiseln war Clölia, eine edle Jungfrau, sammt mehreren ihrer Gespielinnen. Kaum angekommen im feindlichen Lager denken sie schon auf Entweichung aus den Händen der rohen Krieger, sie überlisten die Wächter in der Nacht, Clölia führt den Zug der Mädchen an, stürzt sich mit ihnen in den Fluß, und schwimmt glücklich hinüber. Porsenna, zwar entrüstet über den Bruch des Bündnisses, doch zugleich aufs neue erstaunt ob der verwegenen That, begehrte die Geiseln zurück. Die Römer schlugen ihm nicht ab, was er mit Recht verlangen konnte, und sandten ihm die kühnen

Mädchen wieder zu. Er lobte Clölien sehr, und schenkte ihr großmüthig selbst die Freiheit, mit der Erlaubniß, sich einen Theil der übrigen Geisseln loszubitten. Sie wählte die allerjüngsten Mädchen aus, und zog mit ihnen nach Hause. Porsenna ging nach Clusium zurück, und lehnte alle fernere Aufforderungen ab, den Tarquiniern Beistand zu leisten.

97.

Die Volkstribunen.

(494 v. Chr.)

Ein bedeutender Feind hatte sich nun zwar entfernt, aber unzählige Streitigkeiten mit benachbarten Völkern machten, daß nimmer Friede in Rom war. Die Consuln, oder in sehr gefährlichen Fällen ein Dictator, der ganz unumschränkt handeln konnte, aber nur auf sechs Monate gewählt ward, führten gewöhnlich das Heer an, schlugen den Feind oder schlugen ihn auch nicht, und gingen gegen den Winter wieder nach Hause. Der Soldat war nun wieder ein Paar Monate lang Bürger oder Bauer, fand aber die Seinigen daheim meistens in Dürftigkeit; er mußte, um sie durchzubringen, von den Patri-

ciern borgen, deren weitläuftige Aecker während des Feldzugs von fleißigen Sklaven bearbeitet wurden, und so war endlich kein Patricier, der nicht einen Haufen Schuldner unter den Plebejern (gemeinen Bürgern) hatte, welche nach römischem Herkommen ganz seiner Willkühr überlassen waren. Er konnte sie zu den unbarmherzigsten Strafen, zu Frohndiensten, zum Gefängnisse, ja zur Leibeigenschaft verdammen, wenn sie nicht Kapital und Zinsen pünktlich zahlten. Die Plebejer klagten allgemein über harte Behandlung, sie weigerten sich, Kriegsdienste zu thun, und der kaum befestigte Staat stand in Gefahr, durch innere Uneinigkeit zu Grunde zu gehen. Die Volsker, eine mächtige Völkerschaft, bedrohten Rom von außen her, und der Senat griff in seiner großen Verlegenheit zu dem oben erwähnten Mittel, einen Dictator zu wählen. Derjenige, welchen die Stimmenmehrheit traf, M. Valerius Poplicola (*), war ein Mann von bekannter Rechtschaffenheit, und versprach den Armen, nach geendigtem Feldzuge gegen die Volsker Erleichterung ihrer Lasten. Er kam siegreich zurück, und trug nun im Senat darauf an, das Mißverhältniß zwischen Patriciern und Plebejern aufzuheben. Der Senat wollte die Sache aufschieben; da legte der ehrliche Dictator voll Unmuths sogleich seine Stelle nieder, und die Plebejer, die noch bewaffnet außerhalb der Stadt

standen, so wie sie aus dem Kriege gekommen waren, beschlossen trotzig, draußen zu bleiben, verschanzten sich auf einem Berge, und lebten hier acht Wochen lang auf Kosten der reichen Gutsbesitzer. Nach langem Berathen sandte endlich der Senat den Menenius Agrippa hinaus, um mit dem Volke gütliche Unterhandlungen zu treffen. Dieser fand die Mißvergnügten höchst aufgebracht über die Anmaßungen des Adels. Sie, schrieen sie, seyen doch eigentlich die Hauptpersonen im Staate, denn sie ernährten und beschützten die Uebrigen. Menenius, ein gewandter Mann, erzählte ihnen darauf die Fabel von dem Magen, gegen den die übrigen Glieder sich verschworen hätten, worauf der ganze Körper verhungert sey. Das Volk begriff den Sinn dieser Dichtung wohl, und zeigte sich auch geneigt, wieder zur Stadt zurück zu kommen; nur verlangte es, daß es gleich der patricischen Partey auch seine Wortführer im Senate erhalte, die für das Wohl der plebejischen Partey redeten und sorgten. Der Senat mußte dieser billigen Forderung nachgeben, die Schulden der Plebejer wurden erlassen, und es wurden aus diesem Stande erst zwey, dann fünf Vorsteher erwählt, die man Volkstribunen nannte. Ihre Personen und ihre Häuser wurden für unantastbar erklärt, und ihnen ward das Recht zugestanden, sich jedem Schlusse des Senats zu widersetzen, durch wel-

chen die Rechte der Plebejer im geringsten geschmälert zu werden schienen. Sie durften zwar kein Gesetz vorschlagen, aber sie konnten mit einem einzigen Worte (veto) jeden Beschluß des Senats ungültig machen. Das Eine, was sich der Stolz der Patricier vorbehielt, war, daß diese plebejischen Magistrate nicht auf den Bänken der Senatoren Platz nehmen durften, sondern an der Thür der Curie (des Rathhauses) stehen bleiben mußten.

So sehen wir also auch in dieser Republik, wie in den griechischen, zwei einander ewig widerstrebende Kräfte organisirt, die Adels- und die Volksparteÿ, deren unaufhörliche Reibungen nie einen Stillstand in der Ausbildung der geselligen Verhältnisse gestatten, und die, indem sie beide nach Erweiterung ringen, sich einander gegenseitig auf Kosten der Nachbarn verstärken. Daher die innere Nothwendigkeit des römischen Eroberungssystems, ohne welches die innerlich streitenden Kräfte einander selbst hätten zerstören müssen.

98.

C. Marcius Coriolanus.

(† 489 v. Chr.)

Die nächste Beute desselben ward das Gebiet der Volsker. Ein Consul führte abermals die Römer gegen dies Volk an, eroberte einige ihrer Städte, und belagerte Corioli (.). Die Volcker thaten einen Ausfall, aber Cajus Marcius, ein junger rascher Patricier, der eine römische Schaar anführte, jagte sie so heftig in ihre Stadt zurück, daß sie nicht einmal Zeit hatten, das Thor hinter sich zu schließen. Er eilte ihnen mit seinen Römern nach, warf Feuerbrände in die Häuser, und zerstörte den ganzen Platz; eine That, die ihm die Römer so hoch anrechneten, daß sie ihm von dieser Stadt den Beinamen des Coriolaners gaben.

Dieser junge Mann drohte den Plebejern sehr gefährlich zu werden. Er haßte den neuen Magistrat der Volkstribunen, und äußerte überall den größten Unwillen darüber, daß der Adel dem trotzigen Pöbel nicht nur nachgegeben, sondern noch gar die Anführer desselben zu rechtmäßigen Sprechern im Senate erhoben habe. Jetzt trat nun während der ewigen Kriege, in denen der Ackerbau liegen blieb, und die Felder von dem Feinde verwüstet wurden, eine allge-

meine Hungersnoth ein. Mit schwerem Gelde mußte der Adel das nöthige Getreide aus den benachbarten Staaten und aus Sicilien kommen lassen, und als es ankam, stürzte das ganze Volk darüber her. Die Furchtsameren im Senate waren auch der Meinung, man müsse einen Theil davon an das Volk verschenken, aber die andern drangen auf den Verkauf. Diesen stimmte Coriolanus mit der feurigsten Beredsamkeit bey. „Will der Pöbel, sagte er, von unserm theuer erkauften Brodte essen, so diene er uns auch dafür, und lege die Herrschaft wieder ab, die er sich so frech über uns ertrotzt hat. Weg mit den Tribunen! Haben wir darum den Tarquin vertrieben, daß uns Tyrannen aus dem Pöbel beherrschen sollen? Warum gehen sie jetzt nicht aus der Stadt, und verschanzen sich auf den Hügeln, und suchen sich Korn auf unsern Feldern? Laßt sie doch jetzt hinaus gehn, da mögen sie zahm werden, und lernen, was aus den Feldern wird, von deren Bestellung man die Eigenthümer abhält!"

Diese Rede setzte die Plebejer in Wuth; sie drangen darauf, den stolzen Patricier vor dem Volke zu richten. Der Adel versuchte alles, ihn zu retten, aber vergebens. Coriolanus selbst, obgleich vorgeladen, erschien nicht, man verdammte ihn daher abwesend zum Tode. Er floh zu den Volskern, Wuth und Rache schnaubend gegen

sein Vaterland. Die Volsker nahmen den Zerstörer ihrer Stadt Corioli mit Freuden auf, und ihr König errichtete mit ihm ein gastfreundschaftliches Bündniß.

Nicht lange darauf erschien der beleidigte Römer an der Spitze eines großen Heers der Volsker an den Gränzen des römischen Gebiets. Er nahm eine Stadt nach der andern weg, verheerte alles weit und breit, die Güter der Patricier ausgenommen, und schlug sein Lager 5000 Schritte vor Rom auf. Furcht und Schrecken ergriff das Volk. Die Consuln wollten die Bürger, wie sonst, hinaus gegen den Feind führen, aber kein Plebejer wagte es, sich dem erbitterten Rächer gegenüber zu stellen. Sie baten einmüthig den Senat, er möchte Friedensunterhandlungen eröffnen. Es geschah, aber die Abgesandten wurden stolz zurückgewiesen. Eine zweite Gesandtschaft ward gar nicht angenommen. Zuletzt machten sich die Priester auf, geschmückt mit ihren Ehrenzeichen und Opferbinden, und warfen sich flehend im feindlichen Lager nieder, aber auch sie erweichten den harten Sinn des Siegers nicht.

Da gingen die römischen Frauen zu Coriolan's alter Mutter Veturia, und zur Volumnia, seiner Gemahlin, und bewegten sie, mit ihnen ins volskische Lager zu gehen. Volumnia mußte noch ihre beiden Kinder auf den Armen tragen, und so hoffte man durch weibliche Thrä-

nen zu erlangen, was Gesandten und Priestern nicht gelungen war. Als Coriolanus von einer angekommenen Procession von Weibern hörte, wandte er sich mit Widerwillen weg. Doch da ihm ein mit entflohener Römer sagte, er sehe seine Mutter, seine Gattin und seine Kinder in dem Zuge, ging er den Kommenden entgegen. Die Thränen der Mutter, ihre strafenden Worte, und die Bitten und Liebkosungen der Gattin und der Kinder brachen seinen Männersinn, und mit Thränen rief er am Halse der Mutter: „O Mutter, Mutter! Rom hast du gerettet, aber ich bin verloren!“ Er entließ die Frauen, führte das Heer zurück, und ward dafür von den getäuschten Volskern erschlagen.

99.

Die Gesetze der zwölf Tafeln.

(452 v. Chr.)

Aus den nächsten hundert Jahren nach Coriolan haben wir nur dürftige Nachrichten. Die Verfassung bildete sich unter heftigen Kämpfen, innern und äußern. Die erstern wurden noch immer durch den Druck des Adels auf die gemeinen Bürger veranlaßt. Mehr als einmal noch

versuchten diese das alte Mittel, Versagung der Kriegsdienste, ja die Volkstribunen verhinderten sogar zuweilen durch ihr Veto die Konsulwahlen, bis dem Volke sein Wille geschehen war. Dennoch ging ein 487 vorgeschlagenes Gesetz nicht durch, daß die vom Feinde eroberten Aecker unter Patricier und Plebejer gleich vertheilt werden sollten. Auch über die patricische Verwaltung der Justiz entstanden viele Unruhen, denn man hatte noch keine geschriebenen Gesetze; das meiste entschied das Herkommen oder des Consuls Willkühr.

Diesem Uebel abzuhelfen, schlug ein Senator, C. Terentius Arsa, 463 v. Chr., vor, man solle einige verständige Männer nach Athen schicken, um dort eine Anzahl auch für Rom passender Gesetze zu sammeln, und diese öffentlich vor der Curie aufzustellen. Aber so groß war die Eifersucht des Adels, daß sich der ganze Senat diesem billigen Ansuchen mit größter Heftigkeit widersetzte. Daraus entstanden neue Unruhen; das Volk weigerte sich zu fechten, da der Sabiner Herdonius ins römische Gebiet einfiel. In dieser Noth wird ein Dictator, Cincinnatus, erwählt, den man — so einfach waren noch die Sitten — vom Pfluge abrufen mußte, und auch das Volk wird befriedigt. Noch ein Paar Weigerungen, und der Adel mußte den Plebejern statt fünf Tribunen zehen, und diesen das Recht, Consuln vor Gericht fordern und

den Senat versammeln zu dürfen, gewähren. (457 v. Chr.) Endlich ging auch jezt die lex Terentilla durch *), und drey Männer gingen, Geseze zu sammeln, nach Griechenland ab. (454 v. Chr.)

Nach zwey Jahren kamen sie zurück, und nun ward eine eigene Gesezkommission von zehn Senatoren gewählt, um aus den fremden Schäzzen und den bisher landüblichen Gebräuchen eine Anzahl zweckmäßiger Landesgeseze zusammenzusuchen. Die Resultate dieser Bemühungen stellte man sodann, auf eichene Tafeln geschrieben, zur allgemeinen Beurtheilung aus, und grub sie hierauf, nachdem Senat und Volk sie gebilligt, in zehn eherne Platten. Diese wurden öffentlich auf dem Markte aufgestellt, und im nächsten Jahre (451 v. Chr.) noch mit zwey Tafeln vermehrt. Auch in diesen Gesezen hatte der Adel sein Ansehen wohl verwahrt, denn unter andern war darin die Ehe zwischen Patriciern und Plebejern streng verboten, auch sogar jede Maaßregel gegen Schuldner erlaubt; nur sollte man nie mehr Zinsen als eins von hundert nehmen. Processe sollten, wie in Athen, durch Redner geführt werden,

*) Die römischen Geseze werden gewöhnlich nach den Namen derer benannt, die sie zuerst in Vorschlag gebracht haben, z. B. lex Manilia etc.

werden, und auch der schwierigste in einem Tage abgemacht seyn.

Man hatte während dieses Geschäfts den dazu bestellten Zehnmännern consularische Gewalt gegeben, und dafür die Consuln suspendirt. Auch diese Maaßregel erzeugte gefährliche Unruhen. Einer dieser Männer, Appius Claudius, besaß alle Herrschsucht eines Tyrannen im alten Sinne des Wortes; er wußte sich seiner Kollegen und selbst des Heeres mit Vortheil zu bedienen, um die Entlassung der Zehnmänner auch nach Beendigung ihres eigentlichen Geschäfts noch immer zu hintertreiben, allein ein auffallender Eingriff dieses leidenschaftlichen Mannes in die Freiheiten der Bürger stürzte ihn zuletzt mit seinem ganzen Anhang. Er stellte einer edlen Jungfrau, Namens Virginia, nach, und erkaufte falsche Zeugen, die sie für ein untergeschobenes Kind ihres angeblichen Vaters Virginius, und ihrer wahren Herkunft nach für eine rechtmäßige Sklavin des Appius ausgeben mußten. Der verhöhnte Vater stand dabey, als der unwürdige Richterspruch aus dem Munde des Appius selber über seine unglückliche Tochter erging. In der Verzweiflung bat er bloß um die Erlaubniß, ihr, ehe sie ihm entrissen würde, ein Wort bey Seite sagen zu dürfen. Er erhielt es, führte sie an die nahen Schlächterbänke auf dem Markte, und stieß ihr ein dort ergriffenes Messer

ins Herz. Das Messer zeigte er hierauf den noch bewaffneten Bürgern, und dies war das Zeichen zum Aufruhr. Die Zehnmänner wurden verjagt, Appius Claudius ins Gefängniß geworfen, wo er sich selbst entleibte; die Consuln wieder eingesetzt. (449 v. Chr.)

Voll ähnlicher Unruhen sind die nächsten Jahre. Immer dauern die Fehden zwischen Patriciern und Plebejern fort. Das Mittel, den Kriegsdienst zu verweigern, thut immer seine Wirkung, denn die äußern Feinde ließen den Römern kein Jahr lang Ruhe. So muß den Bürgern immer mehr bewilligt werden. 446 wird das Gesetz der verbotenen Ehen aufgehoben. Zuletzt verlangen die Tribunen gar Antheil an der höchsten Gewalt, und da man den Plebejern das Consulat schlechterdings nicht gestatten will, so wählt man Auswege. Die Consuln werden für manches Jahr ganz aufgehoben, und an ihrer Stelle sogenannte Kriegstribunen mit Consulargewalt, drei patricische, drei plebejische, eingesetzt. 444 v. Chr. wird auch eine eigene Policeibehörde gestiftet, zwey (auf 18 Monate gewählte) Censoren, die sorgfältige Listen aller Arten von Einwohnern halten, die Werbungen besorgen, und die Vermischung der verschiedenen Klassen verhindern mußten. 406 sehen sich die Patricier zum ersten Male gezwungen, den Plebejern für ihre Kriegsdienste einen ordentlichen

Sold zu reichen. Denn immer dauerten die kleinen Kriege mit den Nachbarn fort.

100.

M. Furius Camillus.

(396 v. Chr.

Der reichste und hartnäckigste Feind war jetzt die nahe etruscische Republik Veji. In dem langen Kriege mit dieser versuchten die bisher fast wilden Römer zuerst eine Art von planmäßigem Verfahren, von welchem vielleicht durch die nach Athen geschickten Gesetzsammler die erste Kunde nach Rom gekommen war. Noch hatten sie die Belagerungskunst und dazu dienliche Maschinen nicht gekannt, noch war kein Krieg anders als im Sommer geführt worden. Hier zuerst lesen wir von aufgeworfenen Wällen, Sturmdächern und Winterquartieren. Dennoch richteten die Feldherren nichts aus, und der Senat beschloß wieder, einen Dictator zu erwählen. M. Furius Camillus erhielt diese Würde, und durch ein kühnes Mittel gelang es ihm, die fast zehn Jahre vergeblich belagerte Stadt endlich zu erobern. Er ließ nämlich einen unterirdischen Gang unter die Mauer hin graben, durch welchen die

römischen Soldaten in der Stadt, gleich Kadmus Drachensaat, geharnischt aus der Erde hervorstiegen. Unbarmherzig plünderte nun der rohe Sieger die Stadt, und Camillus, welcher vorher dem Apoll den zehnten Theil der Beute gelobt hatte, konnte jetzt nicht daran denken, der Raubgier der Plünderer Einhalt zu thun, oder sie zu einer Theilung zu bewegen. Da er aber doch den Zorn des Gottes fürchtete, dafern er das Gelübde nicht erfüllte, so halfen ihm die römischen Frauen mit ihrem Schmucke aus der Noth, von welchem sie soviel freiwillig hergaben, als nach einer ungefähren Schätzung der zehnte Theil der Beute betragen haben würde; ein Beweis, daß in Rom auch die Weiber an dem Schicksale des Staats lebhaften Antheil nahmen, aber auch, daß sie nicht so fern von dem Luxus Unteritaliens gewesen seyn können, als man gewöhnlich glaubt.

Auch nach diesem Siege erhoben sich in Rom die alten Streitigkeiten über die Vertheilung der eroberten Ländereien, denn nach der Barbarensitte der Alten wurden die Besiegten entweder vertrieben oder zu Sklaven gemacht. Das Volk verlangte nicht nur an jenen Besitzungen einen Antheil, sondern viele wollten auch selbst nach Veji ziehen. Allein dieser Theilung der gesammten Volksmacht widersetzte sich mit Recht der Adel, und vorzüglich der Dictator Camillus. Da-

für lud er den ganzen Haß der Volkstribunen auf sich, die ihm aus der Beschuldigung, seinen Triumph *) mit weißen Rossen gehalten, und sich von der Beute in Veji zuviel zugeeignet zu haben, eine harte Anklage bereiteten. Der Senat selbst gab dem ungestümen Volke nach, und verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe. Entrüstet über diese Behandlung verbannte er sich selbst aus seiner Vaterstadt, und ging nach Ardea, die Götter bittend, daß sie doch bald eine Zeit der Reue und der Sehnsucht nach ihm über seine undankbaren Mitbürger schicken möchten. Und nur zu schnell ward ihm sein Wunsch gewährt.

101.

Die Gallier in Rom.

(390 v. Chr.)

Bald nach Camills Verbannung erschien vor dem römischen Senate eine unerwartete Gesandtschaft. Abgeordnete der etruscischen Stadt Clu-

*) Seit Romulus war es römische Sitte geblieben, daß die Feldherren nach siegreicher Beendigung eines schweren Krieges mit ihrem ganzen Heere, aller Beute und sämmtlichen Gefangenen einen prächtigen Triumphzug durch die Straßen von Rom hielten.

sium baten die Römer um Beistand gegen einen wilden Feind, der von jenseit der Alpen hergekommen sey, ihr Land zu erobern. Gallier nenne sich die Schaar, und ihr Anführer Brennus. Die Römer fanden es nicht rathsam, ein Heer so weit hin zu senden, um doch aber die Hülfe nicht ganz zu verweigern, beschloß man, die drey Söhne des Patriciers M. Fabius Ambustus mitzuschicken, die den Galliern im Namen des römischen Volks bedeuten sollten, daß man in Rom unzufrieden sey über ihr feindliches Verfahren gegen Leute, die sie nie beleidigt hätten, und daß man jetzt noch in Güte, bald aber mit Ernst zu ihnen reden werde, wenn sie nicht abließen, die Freunde der Römer zu beunruhigen.

Der Auftrag war schonend genug, aber die drey Fabier überschritten ihn. Die gallischen Häupter erwiederten, sie hörten zwar jetzt zum ersten Male den Namen der Römer, doch zweifelten sie nicht, daß es brave Leute seyn müßten, weil die Clusiner in der Noth ihre Zuflucht bey ihnen gesucht hätten. Auch wolle man den Vorschlag zum Frieden nicht verachten, wenn nur die Clusiner von ihrem überflüssigen Acker den Galliern, die daran Mangel litten, etwas mittheilen wollten. Verweigerten sie das, so werde man den Römern wie den Clusinern zeigen, wie sehr die Gallier an Tapferkeit allen andern Sterblichen überlegen seyen. — Als nun die Gesand-

ten fragten, nach welchem Rechte sie fremdes Eigenthum begehrten, und was ein Gallier diesseit der Alpen zu suchen habe, antworteten sie als offenherzige Leute: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwerdts, und tapfern Männern gehört alles."

Hierauf begaben sich die drey römischen Jünglinge aus dem Lager des Brennus in die belagerte Stadt, erzählten die Antwort der Feinde, und munterten die Clusiner zu einem heftigen Ausfalle auf, bey welchem sie selbst die Tapferkeit der Fremden zu versuchen wünschten. Die Gallier erstaunten, als sie die römischen Gesandten an der Spitze der Clusiner fechten sahen, und noch mehr wurden sie erbittert, als einer dieser Fabier aus der Reihe herauslenkte, sich auf eins der gallischen Oberhäupter warf, ihn im Zweikampf durchbohrte, und dann vom Pferde stieg, um ihm die Rüstung auszuziehen. Kaum waren die Jünglinge, mit diesen Trophäen prunkend, nach Rom zurück gekommen, so folgten ihnen auch schon auf dem Fuße gallische Gesandte nach, die sich über die Verletzung des Völkerrechts beschwerten, und auf die Auslieferung der drey unbesonnenen Jünglinge drangen. Viele im Senate, unzufrieden mit dem Betragen der Fabier, fanden das Gesuch billig und recht, aber die Schuldigen appellirten ans Volk, und dies gab ihnen nicht nur lauten Beifall wegen ihrer

bewiesenen Tapferkeit, sondern wählte sie sogar alle drey zu Kriegstribunen für das folgende Jahr, die höchste Würde in jenen unruhigen Zeiten, wo man schon seit mehreren Jahren das Consulat ausgesetzt hatte. War je ein verständiger, entschlossener Dictator den Römern noth gewesen, so war es jetzt, da Brennus im höchsten Zorne gegen Rom anrückte, das verwegene Volk zu züchtigen. Und gerade jetzt lag die Obergewalt in den Händen eben der tollkühnen Jünglinge, die den Krieg muthwillig erregt hatten. Sie führten das Heer hinaus, und begegneten den Galliern schon am Flusse Allia, elf Stunden von Rom. Ohne Lager, ohne Verschanzung, ohne die sonst gewöhnlichen Auspicien begannen die Unbesonnenen die Schlacht, eine der unglücklichsten, die je von Römern geliefert worden ist. Während der eine Flügel gänzlich geschlagen ward, entfloh schon der andere, ohne zum Treffen gekommen zu seyn. Die Flucht war allgemein; ein großer Theil rettete sich nach dem nahen Veji, und überließ Rom seinem Schicksale. Die noch Rom erreichten, blieben nicht in ihren Häusern, sondern flüchteten auf das befestigte Capitolium hinauf.

Die Gallier standen erstaunt auf dem öden Schlachtfelde. Sie vermutheten eine Kriegslist, und gingen daher nur langsam und vorsichtig auf Rom los. Dies gab den Römern Zeit, allen ih-

ren Provlant aufs Capitol zu schaffen, und die Heiligthümer in Sicherheit zu bringen. Viele Bürger luden gar ihre Habe auf Wagen, und suchten sich damit in benachbarte Städte zu retten. Unter diesen war auch L. Albinius, der sein Weib und seine Kinder nach Cäre fahren wollte, und unterweges auf die Schaar der vestalischen Jungfrauen stieß, die mit den Heiligthümern und Götterbildern flüchteten. Ehrfurchtsvoll bot er den Priesterinnen seinen Wagen an, und ließ sein Weib und seine Kinder zu Fuße gehen.

Die Stadt war nun leer, bis auf etwa vierzig Greise, die ehemals consularische oder Senatoren Würden bekleidet hatten, und nun in der Kraftlosigkeit des Alters weder fliehen konnten, noch den schon schlecht genug verproviantirten Kriegern auf dem Capitol zur Last fallen wollten. Sie setzten sich in langer weißer Toga, die ehrwürdigen Häupter entblößt, in ihren Häusern nieder, einen Stab in ihrer Rechten, übrigens ernsthaft und unbeweglich. Die Feinde rückten an, fanden das Thor offen, und die Straßen wie die Häuser leer. Verwundert sahen sie sich um, die Todtenstille in der Stadt ward ihnen immer verdächtiger. Sie kamen auf den Markt, öffneten vorsichtig auch hier einige Thüren, und als sie die ehrwürdigen Greise mit weißen Häuptern und langen Bärten dasitzen sahen, traten

sie, unwissend, ob sie Götter oder Menschen, Todte oder Lebende vor sich sähen, ehrerbietig zurück. Endlich wagte es ein Gallier, die Sache näher zu untersuchen. Er ging, wie Livius erzählt, auf den alten unbeweglich sitzenden M. Papirius zu, und zupfte ihn prüfend am Barte. Ein Schlag über den Kopf belehrte ihn hinreichend, daß Leben in diesen Bildsäulen sey, und nun wurden diese Greise sämmtlich niedergestoßen.

Die Gallier sahen wohl, daß die römische Macht auf dem Capitolium verschanzt sey, und beschlossen, sie dort auszuhungern. Da das aber Zeit erforderte, so hütete nur ein Theil des Heeres die Zugänge zu der Burg, die andern streiften in der Nachbarschaft umher, Nahrung für sich und Futter für ihr Vieh zu suchen. Einer dieser Schwärme beunruhigte oft die Felder von Ardea, eben der Stadt, wohin Camillus sich begeben hatte. Die Bürger dieses Orts zitterten, aber Camillus machte ihnen Muth, sammelte die tapfersten Männer und Jünglinge in einen Haufen, und versprach sie siegreich gegen den Feind zu führen, wenn man ihm das Commando erlauben wollte. Das ward mit Freuden bewilligt, der wackere Römer überfiel die sorglosen Gallier bey Nacht in ihrem Lager, und richtete ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen an. Das hörten die nach Veji geflüchteten Römer, und nun er-

wachte die alte Sehnsucht nach der Vaterstadt, sie sahen im Camillus den Hort ihrer Hoffnungen, und eilten seinen wohlbekannten Feldzeichen zu. Ein ansehnliches Heer sammelte sich bei Ardea, voller Zuversicht, wenn Camillus sie anführte, diese Gallier aus Rom zu vertreiben, und das bedrängte Capitol zu befreien.

„Ich kann euer Anführer nicht seyn, erwiederte Camillus, wofern nicht der Senat mich dazu bevollmächtigt.“ Aber wie wollte man das steile Capitol erklimmen, oder auch nur unentdeckt durch die Wachen der Belagerer schleichen? Ein wackerer Mann, Pontius Cominius, nahm dies Wagstück auf sich; er wählte eine finstere Nacht zur Ausführung seines Vorhabens, schwamm durch die Tiber, täuschte die Wachen, und, geübt im Klettern, erstieg er den wohlbekannten Fels an einer Stelle, wo er nicht unzugänglich war. Dort oben erzählte er alles, was sich in Veji und Ardea zugetragen, und belebte die armen Eingeschlossenen dadurch mit neuem Muthe. Mit Schrecken sahen sie ohnehin den kleinen Mundvorrath zu Ende gehen; sie sahen von ihrer Höhe herab die Gallier räuberisch umherschwärmen, und unter ihnen lag ihre Vaterstadt in Asche und Schutt. Welche Freude nun, als sie hörten, Camill sey mit so mächtiger Hülfe nahe! Augenblicklich erwählte ihn der Senat zum Dictator, und mit dieser Botschaft schlüpfte der

brave Pontius eben so geschickt und glücklich den Felsen hinab, als er ihn erstiegen hatte.

Jedoch die Spur des Hinaufgekletterten blieb am folgenden Tage den Galliern nicht verborgen. Sie untersuchen die Gelegenheit genau, und die Entschlossensten versprechen, in der nächsten Nacht den Gipfel zu erklimmen. Voran steigt ein Unbewaffneter, den übrigen den Weg zu zeigen; an schroffen Stellen zieht einer den andern nach sich, und so vollenden die Vordersten den beschwerlichen Marsch, ohne daß ein Wächter oder ein Hund die Ankunft der Feinde gewahr wird. Nur die heiligen Gänse der Juno, die sich oben befanden, und die man aus Frömmigkeit, ungeachtet der drückenden Nothdurft, noch nicht geschlachtet hatte, erhoben ein Geschnatter, das den Senator M. Manlius, einen tapfern Mann, der vor drey Jahren Consul gewesen war, zuerst erweckte. Er eilt hinzu, haut den ersten Gallier nieder, stößt einem zweiten den Schild ins Gesicht, daß er rücklings den Felsen hinabstürzt, und als auf sein Geschrey noch mehrere Römer herbeieilen, wird jeder Gallier, der noch im Klettern begriffen ist, zurückgeworfen. Zu den zerschmetterten Körpern dieser Feinde ward am folgenden Tage nach gefälltem Urtheilsspruche auch noch derjenige Römer hinabgestürzt, der in der gefahrvollen Nacht auf dieser Seite die Wache gehabt, aber vom Schlaf überwältigt, die Annäherung der Feinde überhört

hatte. M. Manlius hingegen erhielt von jedem Bürger ein freiwilliges Geschenk an Mehl und Wein, welches die Armen sich in ihrer großen Noth noch abdarbten, um nur dankbar seyn zu können, und als Rom wieder frey war, bewilligte ihm der Senat den Beinamen Capitolinus, und ein Haus auf diesem heiligen Berge. Doch war es nicht das Schicksal dieses Mannes, ruhmvoll zu enden. Sechs Jahre nach dieser Begebenheit ertappte man ihn auf einem Plane, die Staatsverfassung umzuwerfen, und dafür ward er dann von eben der Stelle des Felsen hinabgestürzt, von der er einst die Gallier hinuntergestoßen hatte.

Fast sieben Monate hatte die Belagerung nun schon gedauert, und die Gallier, welche sich in der ausgeplünderten Gegend kaum länger halten konnten, auch durch eine böse Seuche sehr geschwächt worden waren, wünschten eben so sehr, die Belagerung anständig aufzuheben, als die Römer sich in ihrem luftigen Gefängnisse nach Befreiung sehnten. Man trat endlich in Unterhandlungen, und da der gehoffte Erlöser, Camillus, doch immer noch nicht erschien, so ließen sich endlich die Eingeschlossenen die Bedingung gefallen, den Galliern ihren Abzug mit tausend Assen Goldes zu bezahlen. Man suchte zusammen, was man finden konnte und eine römische Gesandtschaft stieg mit dem verlangten Golde

hinab. Brennus wog es angeblich auf falscher Wage nach, und als die Römer sich über die Ungerechtigkeit beschwerten, warf er trotzig noch sein Schwerdt zu den Gewichten, und rief höhnend: „wehe den Besiegten!"

Aber, fährt die ausschmückende Erzählung des Livius fort, indem man so im gallischen Lager zaudert und zankt, füllt sich auf einmal der Platz mit Bewaffneten; Rüstungen fremder Männer klirren rings umher, und ein Mann springt an die Wage mit entblößtem Schwerdte. Es war Camillus, der so eben mit seinem Heere ankam. „Weg mit dem Golde! ruft er. Mit Eisen erkauft der Römer sein Vaterland!" — Die Gallier berufen sich auf ihren rechtmäßigen Vertrag mit den Belagerten. „Der gilt nicht, spricht Camillus; ich bin Dictator, und ohne mich kann Rom keine Verträge schließen." Man greift zum Schwerdte, die Gallier werden zurückgetrieben, und am folgenden Tage in einer Schlacht gänzlich besiegt. Camillus hielt einen feierlichen Einzug in die Schutthaufen der ehemaligen Stadt, und die jubelnden Soldaten nannten ihn Vater des Vaterlandes und den zweiten Romulus. Man baute nun in der Geschwindigkeit die eingeäscherte Stadt wieder auf, um sich vor wie nach darin zu zanken und zu neiden. Denn die Streitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern nahmen sogleich wieder ihren Anfang, und die Letztern

ruhten nicht eher, als bis sie ein Gesetz durchgetrieben hatten, Kraft dessen immer einer der beiden Consuln aus dem Bürgerstande gewählt werden sollte (367 v. Chr.). Um sich indessen doch etwas vorzubehalten, wollte der Adel jetzt die Gerichtsbarkeit vom Consulat getrennt wissen, und so ward für diesen Zweig der Geschäfte eine eigene Würde, und zwar eine patricische, die Prätur, errichtet. Zuerst gab es nur einen Prätor, dann zwey (urbanus und peregrinus); in den spätern Zeiten stiegen sie bis auf sechzehn. Während dieser innern Unruhen griffen die benachbarten Feinde die Stadt unaufhörlich an, und wie tumultuarisch und unsicher jene Zeiten gewesen seyn müssen, sieht man daraus, daß Camillus in allem fünfmal Dictator gewesen ist. Er starb endlich, ein ehrwürdiger Greis von mehr als achtzig Jahren, an einer Seuche (365 v. Chr.). Neun Jahre nach seinem Tode sah man in Rom schon einen plebejischen Dictator und Triumphator.

102.

Römischer Aberglaube.

Die Seuche raffte eine große Anzahl von Menschen weg. Der ungebildete Römer betrachtete sie als eine Strafe der Götter, und nahm seine Zuflucht zu Versöhnungsmitteln. Es wurden den Göttern mehrere Tage hintereinander Gastmähler gegeben, Lectisternien genannt, die man in der Folge als ein bleibendes Fest jährlich wiederholte. Man legte dabey die Bildsäulen der Götter auf Polster, setzte Tische mit Speisen vor sie hin, und ließ sie durch Priester zerlegen. Auch führte man zu demselben Zweck die ersten Theaterspiele aus Etrurien ein, die in stummen Tänzen und Pantomimen bestanden. Und endlich erwählte man einen Dictator, der unter großen Feierlichkeiten einen Nagel in die Mauer des capitolinischen Jupitertempels schlagen mußte. Das machte der Pest glücklich ein Ende.

Bald nachher ward Rom durch ein Erdbeben erschreckt, welches auf dem Markte einen großen Spalt im Boden zurückließ. In der Angst fragte man die Auguren um Rath, und diese sagten, die Kluft werde sich nie wieder schließen, wenn nicht Rom die kostbarsten Dinge, die es besitze, hineinwerfe. Sogleich meldete sich M.

Curtius, ein römischer Ritter, und fragte die Auguren, ob Rom etwas habe, das kostbarer sey, als Vaterlandsliebe und Heldenmuth. Darauf setzte er sich in seinen glänzendsten Waffen auf sein schön geputztes Roß, und stürzte sich mit demselben in den Schlund hinab, den man sogleich über ihm zuschüttete.

Als noch Camillus lebte, und das Volk so ungestüm nach Veji zu ziehen begehrte, ward im Senat über diesen Vorschlag vielerley gesprochen. Mit Gründen würde man sich vielleicht nie vereinigt haben, aber der Aberglaube brachte auf einmal das ganze Volk zum Schweigen. Indem nämlich ein Senator seine Rede anfangen wollte, und tiefe, aufmerksame Stille im Saale herrschte, zog zufällig eine Kriegerschaar vor den Fenstern der Curie vorüber. Der Hauptmann commandirte: „Halt! hier wollen wir bleiben!" — Diese Worte nahm die Versammlung im Hause für eine Götterstimme an. „In Rom sollen wir bleiben;" sagten sie, und so war die Streitfrage auf einmal entschieden.

103.

T. Manlius Torquatus.

(v. Chr. 340.)

Der während der Pest ernannte Dictator war L. Manlius Imperiosus, ein harter und liebloser Mann, der sich während seiner Dictatur allen Bürgern verhaßt gemacht hatte, und seinen Sohn T. Manlius durchaus tyrannisch behandelte. Er hatte daher kaum seine hohe Würde niedergelegt, als einer der Volkstribunen ihn auf Leben und Tod anklagte. Das hörte der Sohn, und sogleich ging er zu dem Tribun, wo er augenblicklich vorgelassen ward, weil man von ihm noch nähere Beweise zu den Verbrechen des Vaters zu erfahren hoffte. Sobald sich aber der Jüngling mit dem Ankläger allein sahe, setzte er ihm einen Dolch auf die Brust, und rief: „wenn dir dein Leben lieb ist, so schwöre mir jetzt auf der Stelle, die Anklage gegen meinen Vater zurückzunehmen!“ Der erschrockene Volkstribun schwur es, und der Proceß unterblieb.

Dieser edle Sohn ward in der Folge ein furchtbar strenger Vater. Nachdem er sich in einem Kriege gegen die Gallier, welche noch lange nach jenem ersten Einfalle Italien und die

Römer beunruhigten, den Ruhm eines klugen und tapfern Kriegers und den Beinamen Torquatus erworben hatte, ward er in einem gefahrvollen Jahre nebst dem P. Decius Mus zum Consul erwählt. Gefahrvoll war das Jahr, weil die Latiner, bisher die Bundesgenossen der Römer, geübt in römischer Kriegskunst, und von gleicher Tapferkeit, sich jetzt mit den Feinden Roms im untern Italien vereinigt hatten, und mit einem furchtbaren Heere im Anzuge waren. Beide Consuln theilten sich in die Anführung des römischen Heeres, Manlius sollte den rechten Flügel, Decius den linken anführen. Die Augurn sagten dabey, dasjenige Volk werde unfehlbar den Sieg davon tragen, dessen Feldherr den Muth haben werde, sich, sobald er sein Heer weichen sähe, den Göttern der Unterwelt zu weihen.

Ein im vorigen Jahre erfolgter schrecklicher Aufstand einer römischen Besatzung in Capua hatte die Feldherren vorsichtig gemacht, die schärfste Mannszucht zu beobachten, und so gaben sie aus wichtigen Gründen hier das Gesetz, daß bey Lebensstrafe keiner sich unterstehen solle, außer seinem Gliede, und ohne Vorwissen der Consuln sich mit dem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Das Heer stand eben am Berge Vesuv, als der Sohn des T. Manlius mit einigen Reitern

abgeschickt ward, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Bey dieser Gelegenheit stieß er auf den Anführer der tuskulanischen Reiterey. Dieser, erfreut, dem Sohne des Consuls zu begegnen, forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Der junge Manlius widerstand dem Zuge der Ehre nicht, nahm die Herausforderung an, erlegte seinen Gegner, und kehrte mit dessen Rüstung freudig zu seinem Vater zurück. Die Soldaten jauchzten ihm Beifall entgegen, aber sein Vater wandte den Blick von ihm, und um sein eigenes Gesetz nicht zu verletzen, gab er einem Lictor den barbarischen Befehl, ihn zu binden und zu enthaupten. Dies schreckliche Beispiel erhielt eine solche Mannszucht im Lager, daß sich niemand mehr getraute, ungehorsam gegen die Befehle der Consuln zu seyn.

104.

Des Consuls Decius Todesweihe.

(340 v. Chr.)

Die Schlacht begann, und mit der grimmigsten Wuth kämpften die Römer mit den Latinern

um die Oberherrschaft. Der linke Flügel der Römer wich zuerst, und wollte sich nicht mehr halten lassen. Da erinnerte sich P. Decius Mus, der ihn anführte, der Worte des Augurs; er rief den Oberpriester, dieser verhüllte ihm das Gesicht, hieß ihn auf einen Wurfspieß treten, die Hand auf die entblößte Brust legen, und folgende Worte nachsprechen: „O Janus, Jupiter, Mars, Romulus, und all ihr Götter, die ihr im Himmel wohnet, und über uns und unsre Feinde herrscht, absonderlich ihr Götter der Unterwelt, ich verehre euch, ich rufe euch an, und flehe, daß ihr die Waffen der Römer beglücket, und alle Furcht von ihnen auf ihre Feinde hinüber traget. Ich opfere für die Sicherheit des römischen Volks und seiner Legionen mich selbst, und mit mir das Heer und die Hülfsvölker des Feindes den unterirdischen Göttern und der Göttin der Erde auf!" — Nach dieser Weihung stürzte er sich wüthend bis zu dem Kerne der feindlichen Truppen, wo er unter unzähligen Hieben erlag. Dieser Anblick gab seinen weichenden Soldaten wieder Muth. Die Schlacht ward gewonnen, und bald darauf erfocht Manlius noch einen zweiten Sieg (338 v. Chr.), der den Römern eine Menge feindlicher Städte unterwarf. Mehrere derselben, Lanuvium, Aricia, Nomentum und Pedum, erhielten das römische

Bürgerrecht, eine (Velitrā) ward geschleift, Tibur und Präneste wurden aller Ländereien beraubt, das fruchtbare campanische Gebiet ward unter römische Bürger vertheilt, und das handeltreibende Antium mußte seine Schiffe ausliefern, mit deren ehernen Schnäbeln (rostris) die Rednerbühne auf dem römischen Forum (Markte) ausgeschmückt wurde.

Nicht minder glänzende Siege erstritten unterdessen zu Hause die Plebejer. 337 ging es durch, daß die Beschlüsse der Volksversammlung die höchste Kraft haben, und daß immer einer der beiden Censoren ein Plebejer seyn sollte. Ja, 335 erhielten die Plebejer auch noch die letzte ihnen vorenthaltene Würde, die Prätur.

105.

Beschluß.

Nach der Beendigung des Latinerkrieges setzte man einen andern, schon vorher angefangenen, mit den mächtigen Samnitern (zwischen Rom und Neapel) mit großer Erbitterung fort; ein ungeheurer Krieg, der über funfzig Jahre

währte, und in dessen Mitte etwa Alexanders Tod fällt. Wir haben also jetzt auch die Römer bis an das Ende des dritten Zeitraums der Weltgeschichte begleitet, flüchtiger freilich als die Griechen, aus Mangel an gleichzeitigen Nachrichten, allein doch immer nahe genug, um uns einen Begriff von dem Charakter dieses kühn aufstrebenden Volkes bilden zu können. Eben so herrschsüchtig und kriegerisch, als die Spartaner und Athener, waren sie nur glücklicher als diese, indem es ihnen gelang, einen Nebenbuhler nach dem andern zu besiegen, und indem sie keine so überlegene Nachbarn hatten, als jene an den Persern und Macedoniern, deren Uebergewicht sie niederdrücken konnte. Die großen griechischen Republiken in Unteritalien und Sicilien scheinen sich eine lange Zeit um diese kleinen Kriege in Latium wenig bekümmert zu haben, und so wuchs ihnen der fast unbekannte, durch Berge und eine fremde Sprache geschiedene, bisher für roh und verächtlich gehaltene Nachbar ganz im Stillen über den Kopf; wie wir im nächsten Zeitraume sehen werden. Immer aber ist es doch sehr zu beklagen, daß uns nicht ein gleichzeitiger Herodot oder Thucydides aus Tarent oder Nola übrig ist, aus dem wir ersehen könnten, wie die griechischen Nachbarn das erste drohendere Erscheinen dieser Rö-

mer aufgenommen. Ganz achtungslos kann doch dies Volk damals im Auslande nicht mehr gewesen seyn, da sich noch ein zweiter Handelstractat zwischen Rom und Karthago, vom Jahre 348 v. Chr. vorfindet, in welchem die Römer doch schon als Schiffahrt und Seeräuberey bis nach Afrika hin treibend bezeichnet werden.

Register.

Pisistra=


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 09 005 6